



11

Maistre
Betrachtungen
über
Frankreich

3

ZA

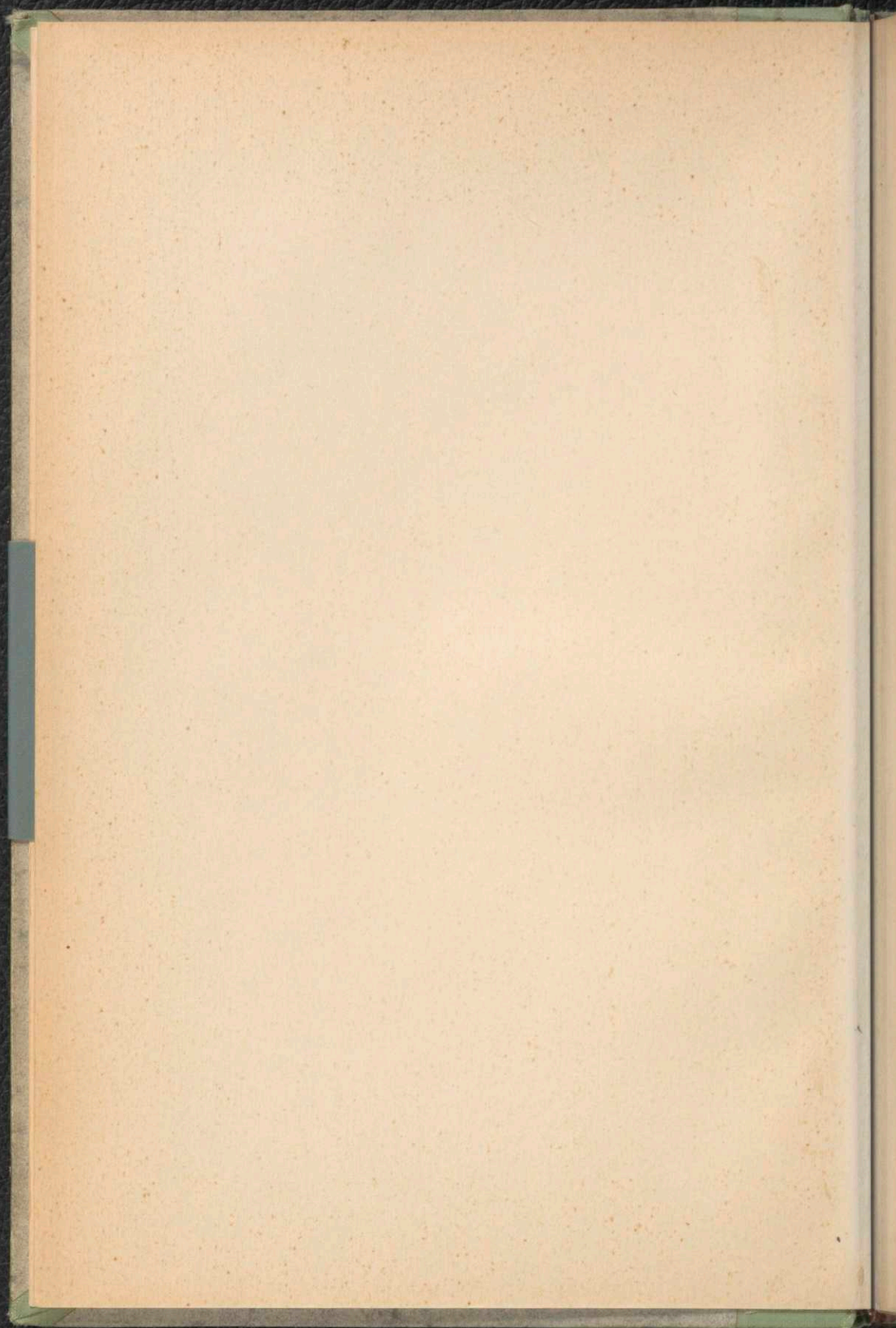
260





3 Za 260-11

LS V 2410-11 HM



Klassiker der Politik
Elfter Band



Klassiker der Politik

Herausgegeben von
Friedrich Meinecke
und
Hermann Oncken

*

Elfter Band

*

1924

Verlag von Reimar Hobbing / Berlin SW 61

Joseph de Maistre

Betrachtungen über Frankreich

Über den schöpferischen
Urgrund der Staatsverfassungen

*

Deutsch von

Friedrich v. Duppeln-Bronikowski

Herausgegeben von

Dr. Peter Richard Rohden

*

1924

Verlag von Reimar Hobbing / Berlin SW 61



Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten

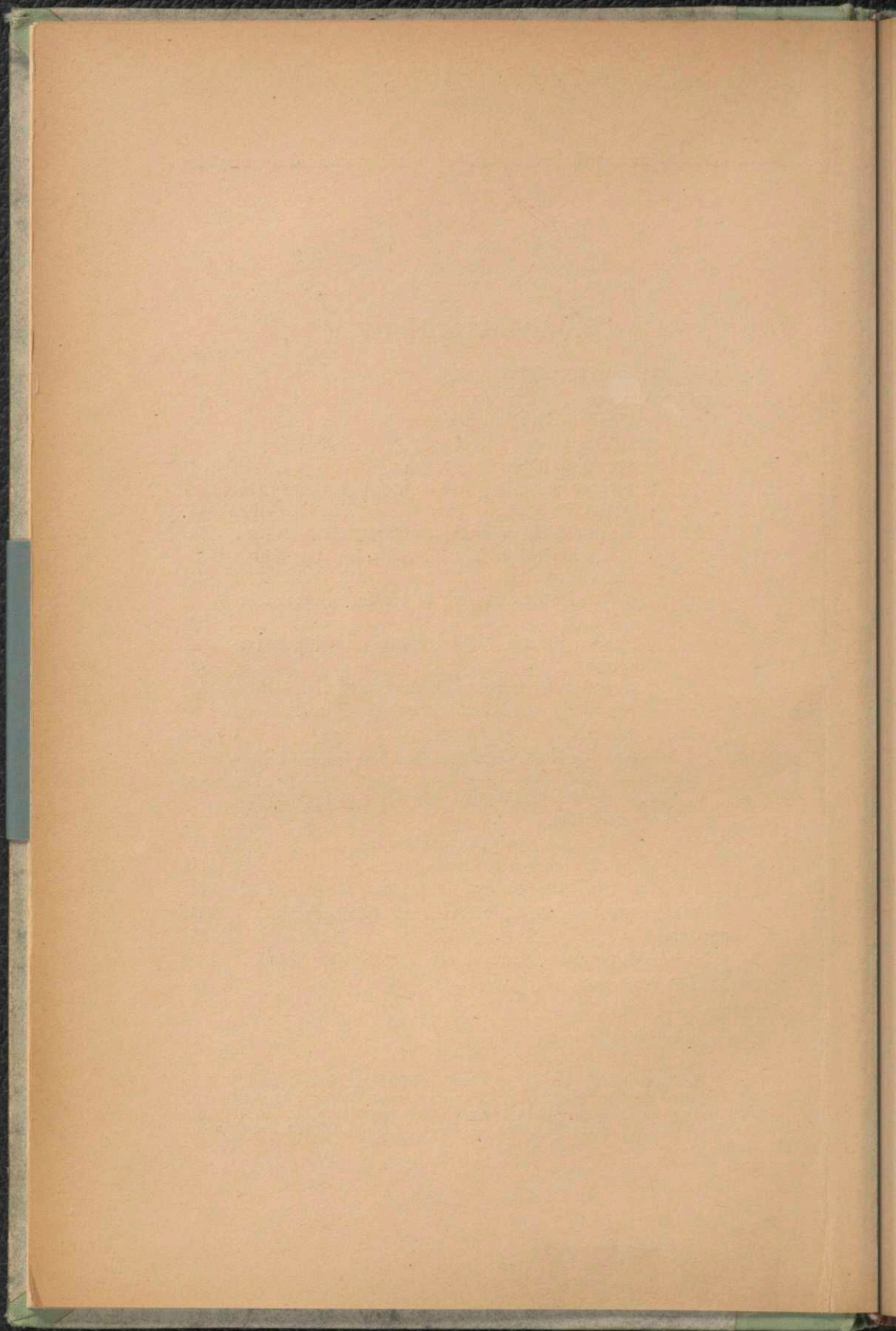
7 1952. 20528

82

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Einführung des Herausgebers	7
II. Betrachtungen über Frankreich*)	27
Kapitel 1: Von den Revolutionen	29
" 2: Mutmaßungen über die Wege der Vorsehung in der französischen Revolution	33
" 3: Von der gewaltsamen Vernichtung des Menschen- geschlechts	45
" 4: Kann die französische Revolution von Bestand sein?	53
" 5: Der religionsfeindliche Charakter der französischen Revolution	61
" 6: Vom göttlichen Einfluß in den menschlichen Ver- fassungen	68
" 7: Zeichen für die Nichtigkeit der französischen Re- gierung	74
" 8: Von der alten französischen Verfassung. — Ab- schweifung über den König und über die Erklärung von 1793	81
" 9: Wie wird sich die Gegenrevolution abspielen, falls sie eintritt?	96
" 10: Von den angeblichen Gefahren einer Gegen- revolution:	
§ 1. Allgemeine Betrachtungen	101
§ 2. Von den Nationalgütern	111
§ 3. Von der Vergeltung	112
III. Über den schöpferischen Urgrund der Staatsverfassungen	123
Vorwort	125
Über den schöpferischen Urgrund der Staatsverfassungen	130
IV. Leben und Werke de Maistre's	175
V. Literatur	180
VI. Namenverzeichnis	181

*) Anm. Das Kapitel 11 der „Betrachtungen“ (Oeuvres complètes I, S. 158 bis 182), welches die Überschrift trägt „Fragment einer Geschichte der englischen Revolution von David Hume“, ist in dieser Ausgabe fortgelassen worden, weil es — lediglich aus Stichworten bestehend — die künstlerische Einheit des Ganzen föhrt. D. S.



Einführung.

Die großen politischen Doktrinen, die das staatliche Leben der Völker entscheidend beeinflusst haben, sind niemals Erzeugnisse eines ausschließlich theoretisch gerichteten Erkenntniswillens. Sie erwachsen vielmehr aus einer bestimmten seelischen Einstellung gegenüber den Erscheinungen des menschlichen Zusammenlebens; sie stellen den Ausdruck eines ganz persönlichen sozialen Lebensgefühls, einer instinktiven politischen Willensrichtung dar. Selbst diejenigen Staatstheoretiker, die für ihre Doktrin diesen Willenscharakter ablehnen, unterliegen dieser Regel. Auch sie treten an die Aufgabe der theoretischen Formulierung mit einem Vorrat von fertigen Wertungen heran, die in ihrer seelischen Struktur wurzeln und von ihnen daher einfach als selbstverständlich empfunden werden. Innerhalb des Systems bilden diese apriorischen Wertungen ein irrationales, letzten Endes unbeweisbares Element, das dem Handelnden nur die Wahl läßt zwischen Anerkennung und Ablehnung.

So persönlich nun aber dieser Quellsprung alles politischen Denkens auch sein mag, so stellt er doch nichts in sich Einfaches dar, das sich der Analyse entzöge. Zeitgeschichtliche Momente, geographische und soziale, völkische und religiöse Faktoren wirken in weitestem Umfange auf das Wertbewußtsein des Theoretikers ein. Und eben diese Elemente, die seine politische Mentalität von innen her formen halfen, findet der Denker in der Außenwelt als reale Kräfte wieder. Sie gleichen der Luft, die er ein- und ausatmet, die aber gleichzeitig seiner theoretischen Besinnung einen atmosphärischen Widerstand entgegenseht. Denn die Wechselwirkung zwischen Persönlichkeit und Zeitgeist, die eine Doktrin unter Umständen zur begrifflichen Verdichtung der Sehnsüchte und Hoffnungen eines ganzen Geschlechtes machen kann, braucht dem Systemwillen des Denkers durchaus nicht immer förderlich zu sein. Eine ungünstige terminologische Überlieferung, feindliche Denkgewohnheiten seiner Zeit vermögen seine ursprüngliche Intuition zu trüben. Reale Faktoren können ihm

Problemstellungen aufdrängen, die seinem Erleben ganz fern liegen, die er aber aus Gründen der Vollständigkeit nicht übergehen kann. Machen wir doch schon im alltäglichen Gespräch die Erfahrung, daß die Schlußfolgerung aus einem Gedanken uns nicht mehr in demselben Maße zugehört wie der Gedanke selbst. Jede abgeschlossene Theorie birgt daher Schichtungen von größerer oder geringerer Lebenswärme, größerer oder geringerer Erlebnisinähe.

Diese Spannung zwischen dem gefühlsmäßigen Untergrund einer Doktrin und ihrer begrifflichen Formulierung ist nun begreiflicher Weise dann am stärksten, wenn, wie im französischen Traditionalismus, ein überwiegend irrationaler Erlebnisinhalt mit rationalen Mitteln ausgedrückt werden soll. Das Grunderlebnis, das den eigentümlichen Denk- und Lebensstypus der politischen Romantik konstituiert und das uns berechtigt, so verschiedene Charaktere wie Montlosier, Chateaubriand, de Maistre, Bonald und Lamennais unter einem Namen zu vereinen, das Erlebnis der Dauer, der Tradition ist ein schlechthin irrationales. Schon der Begriff der Dauer bedarf einer Erklärung. Denn das Erlebnis des zeitlichen Ablaufs ist ein so allgemeinmenschliches, daß es auf den ersten Blick nicht recht ersichtlich erscheint, wie man daraus den Mittelpunkt und Zielbegriff eines politischen Systems gewinnen kann. Das geschichtliche Leben läßt uns die Wahl zwischen Beharrung und Bewegung, zwischen dem Fortschreiten zu neuen Zielen und dem Festhalten an den alten. Die Berufung auf die Dauer scheint aber vollkommen außerhalb dieser Polarität zu stehen. Und doch gipfelt die traditionalistische Doktrin in einer Apotheose der Zeit. Erst der dauernde Bestand macht eine Einrichtung existent. Die Zeit ist der letzte Rechtsgrund, ist — nach Montlosiers geistvoller Formel — „die oberste Gottheit in der Mythologie wie in der Politik“. Gewiß wird kein vernünftiger Mensch auf den Gedanken kommen, den zeitlichen Ablauf zu leugnen. Aber ist es nicht gerade darum sinnlos, die Dauer zu wollen, die selbstverständliche zeitliche Kontinuität zu einem Wertbegriff zu machen?

Zur Klärung dieses Problems mag uns ein dialektischer Kunstgriff dienen. Betrachten wir die traditionalistische Doktrin für einen Augenblick einmal durch die Brille des Gegners. Die siegreiche Revolution hat die politische Romantik mit dem Kennwort „reaktionär“ gebrandmarkt. Was will dieser Begriff besagen? Offenbar nicht die materialistische Binsenweisheit, daß sich in jeder politischen Theorie bestimmte reale Machtfaktoren spiegeln. Auch der Vorwurf des Unschöpferischen braucht in dem Begriff des „Reagierens“ nicht notwendig enthalten zu sein. Die „Reaktion“ ist ersichtlich nichts weiter als der Gegensatz zur „Aktion“. Die Romantik will offen-

bar — so empfindet es der Gegner — das, was die Revolution nicht will. Sie wertet das als positiv, was die Revolution verwirft. Mit einem Wort: der Traditionalismus will — wie es de Maistre, sein größter und umfassendster Theoretiker, scharfsichtig formuliert — „nicht die Gegenrevolution, wohl aber das Gegenteil der Revolution“.

Was aber wollte denn die Revolution? Die Verwirklichung der vernünftigen Gesellschaftsordnung. Die Revolution verwirft alles historisch Gewordene als Werk des Zufalls und der Unvernunft und beansprucht, an seine Stelle einen sozialen Zustand zu setzen, der normative Gültigkeit für alle Völker und für alle Zeiten besitzt. Die weltanschauliche Grundlage des revolutionären Staatsideals ist das Individuum, und zwar das von jeder religiösen Bindung befreite, ganz auf sich selbst gestellte Individuum. Dieser „natürliche“ Mensch ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern gleich, denn er wird mechanisch von einem allgemeinmenschlichen Grundtrieb bewegt: dem Streben nach Glück. Die Fähigkeit, sein Leben innerhalb der Natur und der Gesellschaft nach diesem Gesichtspunkt zu gestalten, sein Glückstreben zu verwirklichen, ist dem Menschen angeboren und heißt „Vernunft“. Aus der Vernunftbegabtheit der menschlichen Natur ergibt sich daher die Forderung der Freiheit, d. h. einer absoluten, für alle Individuen gleich großen Verfügungsgewalt über Person und Eigentum. Die inhaltliche Gleichartigkeit des individuellen Glückswillens schließt jeden Mißbrauch dieser Freiheit aus, bürgt für die Harmonie zwischen den Zielen des einzelnen und denen der Gesamtheit. Die Gesellschaft ist demnach ein freier Vertrag der Individuen zwecks gemeinschaftlicher Verwirklichung ihres Glückstrebens. Der Staat ist das Erzeugnis eines bewußten Willensaktes.

Der Versuch, diese Theorie praktisch zu verwirklichen, macht die Französische Revolution zur Revolution schlechthin. Er gebar aber zugleich den Traditionalismus, die bewußte Einsicht in den Wert und die Notwendigkeit der historischen Kontinuität. In der geistigen Entwicklung der hervorragendsten Traditionalisten kann man deutlich den Punkt nachweisen, wo ihre Denkfaktion sich an der Tatsache der Revolution entzündet. Denn das Phänomen der Dauer tritt erst dann in den Kreis der Reflexion, wenn es entscheidend in seiner Existenz bedroht ist. Der ganz von einer Überlieferung getragene und umhugte Mensch wird niemals auf den Gedanken kommen, ihren Wert oder Unwert einer kritischen Nachprüfung zu unterziehen. Alles Denken über die Tradition setzt stets einen gewissen Grad von Abgelöstheit voraus, wie auch das moderne Naturgefühl durch die Existenz der Großstadt bedingt ist. Diese aus der

Defensive geborene Grundhaltung gibt dem Traditionalismus erst sein eigentümlich reaktionäres oder besser reaktiv-apologetisches Gepräge. Er ist undenkbar ohne die Aufklärung und deren praktische Verwirklichung, die Revolution. Jede seiner Problemstellungen ist erwachsen im Hinblick auf den Gegner.

Diese innere Dialektik der traditionalistischen Doktrin tritt noch schärfer in Erscheinung, wenn wir nun die theoretische Ausmünzung des Dauererlebnisses in ihren einzelnen Phasen verfolgen. Zu diesem Zweck greifen wir den Begriff des Volkes heraus. Denn das Problem der Volkspersönlichkeit ist ja recht eigentlich das Zentralproblem aller politischen Theorie. Der reine Rationalismus steht diesem Begriff hilflos gegenüber. Der Absolutist Hobbes übertraf seine liberalen Nachfolger an theoretischer Furchtlosigkeit, wenn er den Begriff des Volkes als einer selbsttätig gewachsenen Einheit leugnete. Für ihn existiert nur die Masse, eine Pluralität von Menschen ohne organisches Leben, eine Vielheit ohne Einheit. Vor diesem folgerichtigen Atomismus aber schauderte der größte Teil der Aufklärer zurück. Sie suchten den Begriff der Nation dadurch zu retten, daß sie ihre Entstehung zwar gleichfalls als bewußten Willensakt deuteten, nachträglich aber eine prästabilierte Harmonie zwischen dem Willen aller und dem Gemeinschaftswillen dekretierten. Dieser logische Salto mortale vermochte jedoch die Brüchigkeit ihrer Deduktion nicht zu verbergen. Denn die Anerkennung der Volkspersönlichkeit schließt die der Artverschiedenheit der Menschen ein, vernichtet mithin das Dogma von der Gleichheit der Individuen. So pendelte die Aufklärung hilflos zwischen den Begriffen der Nation und der Menschheit hin und her. Der Uhrwerkstaat eines Hobbes und der Eigentümerstaat eines Locke funktionieren in allen Weltgegenden gleich gut. Wenn Hobbes die empirische Tatsache der Pluralität der Staaten oder besser der Herrscher in seine Doktrin übernahm, so war das eine allzu deutliche Konzeßion an die konkrete historische Situation seiner Zeit, als daß sie sich auf die Dauer hätte aufrechterhalten lassen. Wenn die Menschen allerorten und zu allen Zeiten gleich sind, ist es unerfindlich, warum sie sich in Nationen gliedern. Jeder Staat, der nicht die ganze Menschheit umfaßt, kann daher vom Standpunkt des Rationalismus aus nur als vorläufig empfunden werden. Dem Formalismus der Aufklärung, der den Staat jedes konkreten historischen Inhaltes beraubt, entgleitet der Begriff der Nation immer von neuem.

An diesem Punkte setzte nun das traditionalistische Denken ein. Anstatt von einem abstrakten Menschentypus auszugehen, stellt es ganz schlicht die Tatsache der Existenz des Volkes in den Mittelpunkt der Betrachtung. Der Begriff des Volkes bezeichnet nicht nur

eine ideelle Funktion. Es entspricht ihm vielmehr eine reale Wesenheit. Damit aber entfällt von vornherein jede Diskussion über die Priorität zwischen dem einzelnen und der Gesamtheit. Es gibt in Wirklichkeit keinen Menschen an sich, sondern nur den völkisch bestimmten Menschen. Man kann daher die Nation nicht aus den einzelnen Individuen zweckhaft erklären, sondern man muß umgekehrt den einzelnen als Glied der Volksgemeinschaft begreifen. Beider Existenz wurzelt gleichermaßen in der Besonderheit ihres Charakters. Beide verwirklichen einen bestimmten geistigen Inhalt, sind Persönlichkeiten im genauen Sinne des Wortes, sind Träger einer Idee und haben als solche eine besondere geschichtliche Mission zu erfüllen. Die Vererbung dieses geistigen Gehaltes von Geschlecht auf Geschlecht schweißt eine Vielheit von Menschen bestimmter Artung zur Nation zusammen. Ein Volk ist nicht das willkürliche Erzeugnis eines wie immer beschaffenen Willensaktes. Bestände die Nation nur aus der historisch-zufälligen, vergänglichen Bevölkerung eines gegebenen Zeitpunktes, so wäre sie wesenlos. Denn es würde ihr die innere Stetigkeit mangeln. Wer könnte dafür bürgen, daß die Nation von morgen das gleiche will, wie die von gestern? Ein Volk lebt nicht nur in der Gegenwart, es ist kein Gebilde des Augenblicks. Es beruht auf der Abfolge der Zeitalter. Es nährt sich aus seinen Erinnerungen wie aus seinen Hoffnungen. Es ist eine Einheit aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Erst die Dauer erzeugt die überindividuelle Realität der Nation, schafft eine Wesenheit, die in jeder ihrer Lebensäußerungen mehr ist als die Summe ihrer jeweiligen Teile.

So wird die Dauer zum eigentlichen Kriterium für die Existenz einer Gemeinschaft. Leben heißt dauern. Fürst und Bettler haben das gleiche Bestreben, dem rinnenden Augenblick zu entfliehen, sich durch die Zeit und in der Zeit unsterblich zu machen, zu überdauern in ihren Kindern und Enkeln. Dieser Unsterblichkeitsdrang, dieses Verlangen, die historische Zufälligkeit der individuellen Existenz zu überwinden, ist aber nicht nur das schöpferische Element der Geschichte. Er stellt vielmehr, genau wie der Selbsterhaltungstrieb des Rationalismus, ein kosmisches Grundprinzip dar. Wie in der Gesellschaft das Individuum stirbt, Familie und Volk jedoch weiterleben, so vergeht in der Natur das Einzelwesen, die Art aber bleibt. Die Dauer ist mit allem Leben unzertrennlich verbunden. Alles erhält von ihr eine magische Weihe. Selbst den menschlichen Egoismus vermag der Blick über Geburt und Tod hinaus zu adeln. Denn die Selbstsucht ist nur dann unsittlich, wenn sie ausschließlich auf den augenblicklichen Genuß zielt. Faßt sie eine größere Zeitspanne ins Auge, so wird sie klug. Legt sie sich gar Opfer um der

Zukunft willen auf, so wird sie weise und tugendhaft. Daher definiert Montlosier die Tugend geradezu als „die Kraft, mit Hilfe der Vergangenheit und der Zukunft die Gegenwart zu gestalten“.

Durch die traditionalistische Auffassung vom Wesen des Volkes wird jedoch der nur-formale Gesellschaftsbegriff der Aufklärung noch in einer anderen Hinsicht überwunden. Der Begriff der schöpferischen Dauer schließt nicht nur die zeitliche Abfolge der Generationen, sondern auch die räumliche Gliederung der verschiedenen Bevölkerungsschichten ein. Wie der einzelne Mensch zeitlich nur den Durchgangspunkt der Geschlechter darstellt, so ist er auch räumlich nicht auf sich selbst gestellt, sondern stets einer Lebens- oder Arbeitsgemeinschaft eingegliedert. Zwischen die beiden Pole: Individuum und Menschheit tritt die ganze Fülle organisch gewachsener sozialer Gebilde wie Familie, Stand, Zunft, Stamm und Stadt. Aus diesen Elementen baut sich die Volksgemeinschaft gleichsam in konzentrischen Kreisen auf. Sie sind die Erben und Hüter wirtschaftlicher Fertigkeiten und Arbeitsbräuche sowohl, wie auch bestimmter Sitten, Rechtsanschauungen und Ehrbegriffe. Das Individuum ist erst in letzter Linie Staatsbürger. Zunächst gehört es einer Familie, einem Stand, einer Zunft an. Und es vermag seine geistige Bestimmung nur dann zu erfüllen, wenn es sich dieser Gliederung ohne Murren einordnet. Wer aus persönlichem Ehrgeiz sich gegen diese Schichtung auflehnt, zerstört die Volksgemeinschaft. Denn jede Ordnung ist Abstufung, jede Einheit fordert eine Regel. Der Begriff des Volkes schließt den der Schichtung ein.

Diese Definition des Volkes von der zeitlichen und räumlichen Kontinuität her richtet sich nun nicht allein gegen das revolutionäre Gleichheitsdogma. Sie gibt vor allem dem Freiheitsideal einen ganz anderen Inhalt. Indem sie die ständischen und territorialen Verschiedenheiten als wesenhaft, nicht wie die Aufklärung als Kostüm wertet, setzt sie an die Stelle der absoluten Freiheit als Menschenrecht eine graduelle, gleichsam aristokratische Freiheit. Wie jedes Volk innerhalb der Menschheit seine eigene Aufgabe hat, so weist die Geburt dem einzelnen innerhalb des Volksganzen seinen Platz und seine Funktionen an. Der sittliche Wert des Menschen richtet sich nach der Hingebung, mit der er diesen Pflichtenkreis ausfüllt. Der Bauer, der den Pflug über die von den Vorfahren ererbte Scholle führt, ist um nichts geringer als der Edelmann, der sein Blut für den König verspricht. Karst und Schwert haben jeder ihren eigenen Adel, ihre eigene Freiheit, d. h. den Grad von politischer Mitwirkung, der ihnen im Rahmen des Ganzen zukommt. Diese Rollenverteilung macht die Verfassung eines Volkes aus. Ein Volk ist durch die Tatsache seiner Existenz schon konstituiert. Eine un-

gegliederte Mehrheit von Individuen kann wohl eine Masse, niemals aber eine Nation bilden.

Damit aber verlegt der Traditionalist auch die Frage nach der Entstehung des Staates auf eine ganz andere Ebene. Genau genommen kann von einer „Entstehung“ kaum noch die Rede sein. Denn das Verhältnis von Volksgeist und Staatsform ist ein innerlich notwendiges, wie das zwischen Künstler und Kunstwerk. Die Staatsverfassung ist nur die sichtbare, körperliche Form einer Nation, die Fleischwerdung des Volksgeistes. Sie erhebt lediglich die Rechtsanschauungen, die im Unterbewußtsein der Nation schlummern, in die Sphäre des Bewußtseins. Sie regelt nur einen schon bestehenden sozialen Zustand. Mit Recht spricht die Sprache daher von einem Gesetzgeber, nicht von einem Gesetzmacher. Staatsform und Volksgeist bilden eine untrennbare Einheit wie Leib und Seele. Es besteht zwischen ihnen weder ein Vorher und Nachher, noch auch eine zweckhafte Beziehung. Damit wird die Frage nach der idealen Verfassung, nach dem besten Staat vollkommen hinfällig. Eine „Verfassung an sich“ würde einen „Menschen an sich“ voraussetzen. Beide gibt es nicht. Es ist daher ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, man könne ein Volk mit einer erdachten Verfassung glücklich machen. Wer um der vermeintlichen Vorteile einer idealen Vervollkommnung willen die Gegenwart einer Nation so gewalttätig modelt, betrügt sie nicht nur um ihre Vergangenheit, sondern auch um ihre Zukunft. Die Verfassung eines Volkes ist sein Leben. Ein gewaltfamer Eingriff in den organischen Werdegang dieses Gebildes auf Grund abstrakter Prinzipien führt zu Aufruhr und Anarchie und schließlich zum Tode.

Man sieht, auch dieser Gedankengang ist nur eine Anwendung des Begriffs der Dauer auf einen konkreten Fall. Der Abscheu des Traditionalisten vor den politischen „Machenschaften“ der Revolution, den künstlichen, von einem findigen Kopf ausgeklügelten Idealverfassungen spitzt sich zu dem allgemeinen Gegensatz von Machen und Schaffen zu, der zweiten großen Antithese von Aufklärung und Romantik. Alles Machen ist eine Funktion des Intellekts, der nur das Gleichartige, Allgemeine erfasst und daher das Leben der toten Regel opfert. Der Verstand ist eine zersetzende Macht, der das Zauberwort: „Es werde!“ mangelt. Die großen Gesetzgeber der Menschheit sind daher niemals Gelehrte. Sie handeln nicht aus abstrakten Überlegungen heraus, sondern aus einer instinktiven Kraft, welche die Häupter der Menschen ihrem Willen beugt, „wie der Wind die Saaten“. Sie sind mythische Persönlichkeiten, deren Herkunft sich im Dunkel der Geschichte verliert, gottgesandte Propheten, in denen sich das Wesen eines Volkes zu einzig-

artiger Kraft verdichtet. Ihr Schaffen ist kein Arbeiten, sondern ein freies Sichausströmen, ein Gebären, dem eine tiefe Ruhe folgt. Dieser zeitweilige Schlaf ist das untrügliche Merkmal inneren Lebens. Nur was zu ruhen vermag, ist lebendig, kann dauern. Schöpferische Kraft ist mithin das gerade Gegenteil von handwerklicher Vielgeschäftigkeit. Sie ist ihrem Wesen nach völlig irrational und unberechenbar. Man kann sie nicht wollen. Schöpfertum ist Gnade, ist Geschenk der Gottheit. Nur der von ihr begnadete Mensch vermag wahrhaft zu schaffen. Der Quell aller schöpferischen Kraft ist Gott, nur er ist Schöpfer im eigentlichen Sinne des Wortes. Alle menschlichen Schöpfungen sind Ausstrahlungen seiner Allmacht. Er ist der Urgrund alles Lebens und somit auch des Lebens der Völker. Alle Staaten, alle Nationen haben in seinem Willen ihren letzten Rechtsgrund.

Damit dürfte der Begriff der Dauer in seiner inneren Dialektik und seinen metaphysischen Konsequenzen hinreichend geklärt sein. Es erhebt sich nun das weitere Problem, welche verschiedenen Ausprägungen dieses Grunderlebnis je nach dem Stoff, an dem es sich entzündete, bei den einzelnen Trägern der traditionalistischen Gedankenwelt erfahren hat. Die Beantwortung dieser Frage wird uns zugleich einen Einblick in die zeitgeschichtlichen Bedingtheiten des Traditionalismus gewähren. Schon das Dauererlebnis selbst hängt ja in hohem Maße von einer sozialen Voraussetzung ab, nämlich der Existenz einer Gemeinschaft, die von einem einheitlichen Standesbewußtsein getragen wird. Die Vorstellung, ein Glied in der Kette der Generationen, Wahrer und Mehrer einer Tradition zu sein — dieses eigentümliche Verweilen in Raum und Zeit, das gleichzeitig eine gesteigerte Verantwortung und doch auch wieder eine Beschwichtigung bedeutet, — ist wohl der stärkste theoretische Ausdruck, den das Solidaritätsgefühl eines Standes überhaupt finden konnte. Es ist daher kein Zufall, daß die französischen Traditionalisten ausnahmslos dem Landadel entstammen. In diesen Kreisen war der Sinn für Kollektivverantwortlichkeit, für entschlossenes Sicheingliedern in die überindividuellen Bindungen des Standes und der Landschaft noch hinreichend lebendig geblieben, um der Modeströmung der Aufklärung einen festen Damm entgegenzusetzen. Sie bildeten deshalb nicht nur den eigentlichen Wurzelgrund der traditionalistischen Doktrin, die ja eine Apotheose ihres Lebensgefühls darstellte, sondern auch den besten Resonanzboden für dieselbe. Diese unmittelbare Beziehung zwischen sozialer Realität und theoretischem Ausdruck ermöglichte dem französischen Traditionalisten einen Aktivitätsgrad, der dem deutschen Romantiker unerreichbar blieb. Das Gemeinschaftsgefühl, das dem französischen Edelmann angeboren

war, mußten sich die deutschen Literaten zum großen Teil erst auf dem Wege der Einfühlung erarbeiten. Mit dieser theoretischen Leistung war ihre seelische Energie gleichsam erschöpft. Sie verfielen daher sehr schnell einem gouvernementalen Quietismus und mußten es dem christlich-germanischen Kreis überlassen, ihre Theorien mit der Stoßkraft eines unmittelbar aristokratischen Empfindens zu realisieren.

Und noch einen weiteren Vorzug hatte der französische Traditionalist vor dem deutschen Romantiker voraus. Er war nicht nur Edelmann, sondern er war auch Katholik von Geburt. Das katholische Dogma bot dem traditionalistischen Denker ein Strombett, in das er sein Lebensgefühl nur zu ergießen brauchte, um es bis in seine letzten metaphysischen Konsequenzen auszugestalten. Ja, der Traditionsgedanke der Kirche entfaltete im Fortgang der geschichtlichen Entwicklung eine solche Wucht, daß er das ursprünglich dominierende aristokratische Lebensgefühl des Traditionalismus bald völlig überwucherte und in den Hintergrund drängte. Schon bei de Maistre, bei dem sich beide Denkmotive, das aristokratische und das religiöse, noch die Wage halten und der deshalb der eigentliche Klassiker des Traditionalismus genannt werden kann, durchdringen sich die beiden Elemente zu einer so vollkommenen Einheit, daß es nahezu unmöglich erscheint, sie reinlich zu scheiden. Einzig der Umstand, daß sie nicht gleichzeitig ihren größten Wirkungsgrad entfalteten, gibt uns das Recht, sie zwecks stärkerer Verdeutlichung ihrer Eigengesetzlichkeit voneinander zu sondern.

Das zeitlich frühere Denkmotiv innerhalb der traditionalistischen Doktrin ist das aristokratische. Es taucht in ersten keimhaften Ansätzen auf, als in Frankreich der Kampf zwischen Königsgewalt und Adel beginnt, und nimmt dann im 16. und 17. Jahrhundert, je nach der allgemeinen geistigen Haltung des Zeitalters, die verschiedensten theoretischen Formen an. Eine eindeutige Konsistenz aber erhält das traditionalistische Lebensgefühl erst in dem Augenblick, wo sich sein Gegner, der absolutistische Staatsgedanke, in der Person Ludwigs XIV. zu einem gleichsam körperlichen Ausdruck verdichtet. Erst in diesem Herrscher, dessen Werk freilich nur der Schlüsselstein einer langen Entwicklung ist, entstand jener Königstypus, der für das ganze Abendland vorbildlich wurde, weil er sich auf einem Grundwert aufbaute: der Macht in der spezifisch pathetischen Form der Erhabenheit. Der Absolutismus des Sonnenkönigs, wie er durch Bossuet eine nahezu dichterische Ausprägung erfuhr, stellt eine Anwendung der gesamten herrschenden Zeitströmungen, der religiösen wie der wissenschaftlichen, auf das politische Leben dar. Bossuet verschmilzt die alttestamentarische Staatsauffassung des

Mittelalters, die in dem König den Gesalbten des Herrn sieht, mit einem ganz rationell gefaßten Imperatorentum, das seine Quelle im römischen Recht, in dem politischen Machtgedanken der Renaissance und in der konsequent mechanistischen Naturauffassung eines Hobbes hat. Die königliche Majestät ist einerseits ein Ausfluß der göttlichen Allmacht: die Könige sind die Statthalter Gottes auf Erden; der Gehorsam des Untertanen ist eine religiöse Pflicht; denn die Idee der Autorität, das Prinzip der Ordnung ist göttlich. Andererseits aber ist der Staat ein Mechanismus, ein durchaus künstliches Gebilde. Der natürliche Zustand ist die Anarchie, der Kampf aller gegen alle. Ihm zu entinnen, müssen die Individuen auf jeden Eigenwillen verzichten, müssen restlos und unwiderruflich abgeben zugunsten des Einen, des Herrschers. Je durchgreifender der zentrale Impuls die toten Glieder bewegt, desto besser läuft die Maschinerie. Jeder individuelle Rechtsvorbehalt, jede Begrenzung der Souveränität geht auf Kosten der staatlichen Organisation. Die absolute Monarchie ist daher die beste Staatsform. Denn sie verbürgt die vollkommenste Willenseinheit, sie bildet den äußersten Gegenpol zur Anarchie.

Diese Doktrin trug nun aber nicht nur in sich selbst einen revolutionär-konservativen Januscharakter durch die Verkopplung rationalistischer und religiöser Denkmotive. Es fehlte auch viel, daß sie in der politischen Praxis des Sonnenkönigs eine restlose Verkörperung gefunden hätte. Der selbstherrliche Monarch hütete sich wohl, die Formen der ständischen Gesellschaftsordnung anzutasten. Ja, er führte sogar bewußt eine Adelsrenaissance herauf. Auf der anderen Seite aber strebte er selbst über das von Bossuet entworfene Schema hinaus. Der dunkle Schleier der christlichen Todes- und Ewigkeitsvorstellungen, durch den der Priester Bossuet sein farbenprächtiges Gemälde dämpfte, blieb für den roi soleil vorwiegend Draperie. Der Kompetenzvertrag zwischen Kirche und Staat, wie ihn Bossuet entwarf, fiel bei dem damaligen Mißverhältnis zwischen der realen Macht der beiden Faktoren notwendig zugunsten des Staates aus.

Dieser Zwiespalt zwischen Forderung und Wirklichkeit einerseits, rationalistischer und religiöser Begründung andererseits, der den ludovicischen Absolutismus kennzeichnet, ermöglichte den Umstand, daß die gesamte französische Staatstheorie des 18. Jahrhunderts an seine Erscheinung anknüpfte. Der Rationalismus stieß über ihn zum aufgeklärten Despotismus und zum liberalen Staatsgedanken vor. Der „Legitimus“ ging hinter ihn auf das Ideal eines ständisch gegliederten Staates zurück. Beide Doktrinen machten sich die allgemeine geistige Wendung von der kosmisch-systematischen

Naturauffassung des 17. Jahrhunderts zur anthropologisch-empirischen Weltanschauung des 18. Jahrhunderts zunutze. Beide profitierten zunächst auch von dem Zurücktreten der religiösen Werte im Bewußtsein ihres Zeitalters. Denn die Sonderstellung, welche die absolutistische Doktrin Bossuets dem Herrscher als der einzig politisch aktiven Persönlichkeit zuweist, empfängt ihren Halt nur durch die transzendente Begründung. Entfiel diese Verschleierung, so mußte die willkürliche Gleichsetzung von Herrscherpersönlichkeit und Staatsidee, die unorganische Paarung der ehernen staatlichen Notwendigkeit mit der Schwäche und Zufälligkeit des Individuums zum Angelpunkt der Kritik werden.

Es ist nun überaus bezeichnend für die Geschichte des traditionalistischen Denkens in Frankreich, daß seine Träger an diesen wunden Punkt jeder absolutistischen Staatsdoktrin weit schneller anknüpften als die eigentlichen Aufklärer, die sich noch auf lange Zeit mit der historischen Realität der Despotie abfanden. Die politischen Faktoren, die in dieser legitimistischen Theorie ihre Rechtfertigung suchten und fanden, lagen ja unter der Hülle des ludovicischen Absolutismus gleichsam bereit. Der Tod des selbstherrlichen Monarchen nahm den Druck von ihnen, gab das Signal zur Auslösung aller dieser zwar niedergehaltenen, aber keinesfalls erstorbenen Kräfte, zur Reaktion der bodenständig-partikularen Gewalten gegen den revolutionären und traditionsfeindlichen Bürokratismus und Zentralismus des Königtums.

Die bedeutendsten Vertreter des traditionalistischen Gedankens im ancien régime sind die Parlamente. Von jeher hatten sie das Recht für sich in Anspruch genommen, die königlichen Erlasse durch die Eintragung in ihre Register rechtskräftig zu machen, die Gesetzeskraft des Königswillens durch Formen zu wahren, die der königlichen Willkür entrückt sind. Als „unsterbliche“ Korporation meinten sie, die Tradition besser wahren zu können als die wechselnden Inhaber des Thrones, schrieben sie sich die Fähigkeit zu, die zeitlichen Wollungen des Herrschers von dem unpersönlichen, konstanten Gesetzeswillen reinlich zu scheiden. Der Staat, so behaupteten sie, ist ein Spielball der königlichen Launen, wenn er nicht auf festen Grundgesetzen beruht. Willensentscheidungen des Herrschers gegen den monarchischen Grundgedanken, wie z. B. die Erbfolgeordnung, können und müssen unschädlich gemacht werden. So gebärdet sich dieser parlamentarische Legitismus royalistischer als der König, indem er gegen den augenblicklichen Herrscher die Gesetze seiner Ahnen, gegen die zeitlich zufällige Autorität die unwandelbare Tradition ausspielt.

Das grundsätzlich Wichtige an dieser Doktrin war die Möglichkeit, der Antithese Bossuets: Absolutismus oder Anarchie zu entzinnen. Es wurde der Weg frei für eine Staatsauffassung, die das politische Leben anschaulicher und mannigfaltiger zu begreifen vermochte. In diesem Bestreben trat nun den Parlamenten die feudale Opposition zur Seite, die sich noch zu Lebzeiten Ludwigs XIV. um seinen Enkel und künftigen Thronerben, den Herzog von Bourgogne, scharte. Die Restaurationspläne eines Fénelon, die Memoiren Saint-Simons, die Schriften des Abbé Fleury und vieler anderer atmen diesen selben Geist aristokratischer Fronde. Es wurde sogar der Versuch gemacht, diesen Doktrinen eine historische Fundamentierung zu geben. Graf Boulainvilliers leitete die Zweischichtigkeit der französischen Gesellschaft aus dem Gegensatz der Franken und der Gallier her. Die Edelleute sind die Nachkommen der fränkischen Eroberer, die *roture* stammt von den unterworfenen Galliern ab.

Nun entbehrt allerdings diese ganze Theorie noch eines einheitlichen weltanschaulichen Zentralgesichtspunkts und verknüpft ziemlich unorganisch historische Elemente mit moralischen Maximen und verwaltungstechnischen Reformforderungen. Sie vermochte daher der herrschenden rationalistischen Zeitströmung keinen grundsätzlichen Widerstand zu leisten. Die interessanteste Mischung gehen beide Elemente, adliges Traditionsgefühl und rationaler Bauwille, in der Staatstheorie Montesquiens ein. Man kann geradezu sagen, daß dieser Denker ein ständisches Staatsideal mit rationalen Mitteln begründet. Er baut sein Ideal einer aristokratischen Monarchie, deren Herrschergewalt durch die intermediären Faktoren Adel, Geistlichkeit und Magistratur begrenzt wird, auf dem konstruktiven Gedanken des Gleichgewichtes der Kräfte, der „*balance des pouvoirs*“ auf.

Eine wirklich grundsätzliche Scheidung beider Gedankenwelten führte erst der Ausbruch der Revolution herbei. Sie schweifte durch ihre unverbüllt antiaristokratische und bald auch antimonarchische Tendenz Adel und Königtum, Tradition und Autorität zu jenem Bündnis zusammen, das fortan für das Schicksal beider Teile entscheidend wurde. Erst diese Frontschwengung in der Haltung der Krone schuf die soziale Realität, auf deren Grund die traditionalistische Doktrin zur vollen Blüte gelangte. Die reinsten Ausprägung dieser einen Seite des Traditionalismus bieten uns die Schriften des Grafen Montlosier. Er ist zeitlich der erste Träger dieses konsequent feudalistischen Royalismus. Seine Doktrin entbehrt noch durchaus jenes theokratischen Einschlages, der später überwiegen sollte. Das Verhältnis von Königtum und Adel wird so zum Angelpunkt seines Denkens.

Beide politische Faktoren sucht Montlosier aus dem Begriff der Dauer abzuleiten. Der König ist ihm kein historisch-zufälliges, isoliertes Individuum, sondern das Symbol des Staates, das sichtbare Abbild der Macht und Würde eines Volkes. Er ist den Schwächen der menschlichen Natur nicht unterworfen: er schläft nicht, er erkrankt nicht, er altert nicht. Er ist ein magisches Wesen, das allgegenwärtig alles sieht, alles überwacht, eine Art „sichtbare Vorsehung“. An ihm bewahrheitet sich das Wort: „Le roi ne meurt pas“. Diese übermenschliche Funktion aber eignet natürlich nicht der Person des Fürsten, sondern der Königsidee. Nur als „roi officiel“, d. h. nur im Geleit der öffentlichen Interessen, ist der Herrscher der Träger des Staatsgedankens. Er übt die Rechtsprechung aus mit Hilfe seiner Räte, er erläßt Gesetze mit Billigung der Barone und Großen seines Reiches. Kurz, er ist der Gipfel der in Stände und Schichten gegliederten Pyramide des Volkes. Die Macht, der er allumfassend verkörpert, drückt sich als Teilinhalt in den einzelnen Würdenträgern des Staates aus. In den adligen Familien setzt sich die königliche Souveränität gleichsam fort; sie sind — nach dem Ausdruck de Maistre — „familles co-souveraines“. Ohne seine Räte, ohne seine Barone ist der König ein Mensch wie jeder andere. Seine Macht steht und fällt mit der sozialen Schichtung. Kein Edelmann — kein König!

So ist also das Band, das den Monarchen mit seinem Adel verbindet, nicht nur ein besonders enges, es beruht vor allem auf der genauesten Gegenseitigkeit. Die Treue, die der Edelmann seinem König schuldet, ist unbegrenzt. Da aber der Monarch mehr ist als ein Mensch, da die Thronbesteigung gleichsam eine Neugeburt bedeutet, so tastet auch der hingebendste Gehorsam das Bewußtsein der persönlichen Würde nicht an. Die Königsgewalt findet ihre Schranken nicht in den Paragraphen einer Verfassung — gegen eine solche Kodifizierung seiner Rechte und Pflichten wird sich der echte Aristokrat stets wehren —, sondern in dem Ehrgefühl des Adels, das ja der König als erster Edelmann seines Staates innerlich teilt. Verstößt der Monarch gegen dieses ungeschriebene Gesetz, mutet er seinem Adel etwas Unehrenhaftes zu, so zerreißt er selbst das Band, das seine Aristokratie an ihn fesselt. Der Edle, der eben noch das Knie vor ihm bog, wird Frondeur, wird Rebell.

Dieser aristokratische Royalismus ist der lebenswärmste Punkt der traditionalistischen Staatstheorie. Hier kommt nicht nur ihr adliges Lebensgefühl am reinsten zum Ausdruck, hier stimmen auch Wort und Tat am stärksten überein. Diese mit Troß und Selbstbewußtsein gepaarte Königstreue verbindet den Traditionalisten mit den Frondeurs des 17. Jahrhunderts. Sie befähigt einen Bonald,

den Unabhängigkeitsfönn des Republikaners zu begreifen und als notwendigen Bestandteil einer gesunden Monarchie zu preisen. Sie spiegelt sich auch in seiner Freude an der Weigerung der Parlamente, Gesetze zu registrieren, die dem Sinn und Wesen der Monarchie zuwiderliefen. Aus diesem Gefühl heraus bot ein Montlosier der tobenden Nationalversammlung und der Selbstsucht der Emigranten Trost, wies ein de Maistre die glänzenden Angebote des Zaren Alexander von der Hand. Denn, so erklärte er, der Eid, den er seinem König geschworen, gelte nicht nur für die Zeiten des Glückes, sondern er binde in verstärktem Maße in der Zeit des Elends. Denken und Handeln ist hier eine untrennbare Einheit. In der Deutung der Monarchie vom ritterlichen Ehrgefühl her sind die französischen Traditionalisten einfach die Interpreten ihres aristokratischen Standesbewußtseins.

Mit diesem adligen Standesgefühl hängt nun das zweite Motiv des Traditionalismus, sein Wiederanknüpfen an die kirchlichen Dogmen, auf das engste zusammen. Die Religiosität der französischen Romantik wurzelt in einer Art häuslicher Gläubigkeit, die das katholische Dogma als Bestandteil des französischen Volkscharakters empfindet. Sein angeborenes Feingefühl für die Überlieferungswerte prädestiniert den Adel zum natürlichen Hüter und Bewahrer der nationalen Religion. Eine solche Gläubigkeit mußte jedoch im Kampf gegen das Weltanschauungssystem der Aufklärung eine recht unzureichende Waffe bilden. Wohl ging auch im 18. Jahrhundert neben dem herrschenden Rationalismus eine schwache Welle mystischer Religiosität einher. Aber es haftet allen diesen Bestrebungen etwas Sektiererisches an. Sie entbehren der Universalität, denn es fehlt ihnen eine feste soziale Grundlage. Diese schuf wiederum erst die Revolution, deren antikirchliche und bald auch offen irreligiöse Haltung die Geistlichkeit als drittes Element dem Bündnis von Königtum und Adel zugesellte. Der Bund von Thron und Altar bildete jene historische Konstellation, die im Traditionalismus eines de Maistre ihren klassischen Ausdruck fand.

Trotzdem aber blieb das religiöse Motiv immer ein wenig das Stiefkind der traditionalistischen Gedankenwelt. Es steht ihrem Lebensgefühl weit ferner als das aristokratische Standesbewußtsein. Und so haftet allen Äußerungen der Traditionalisten, die sich auf Kirche und Dogma beziehen, das Merkmal des Gewollten, des Gequälten an. Es ist eine Art von Neukatholizismus mit all den Halbheiten und Schwächen, die eine jede Aesthetisierung des Dogmas im Gefolge hat. Bezeichnenderweise liegt die Führung auf diesem Gebiet in den Händen Chateaubriands, bei dem das aristokratische Element gegenüber dem literarischen zurücktritt. Er unternahm es, das

totgeglaubte Dogma durch den Schmelz seiner Sprache wiederzubeleben. Er ist die reinste Ausprägung jenes ganz neuen Typus des mondänen Laienapologeten, der aus Pessimismus und Irrationalismus jene etwas vage romantische Relegiosität wob, die mit den christlichen Ewigkeitswerten mehr kokettierte, als sie innerlich erlebte. Eine aufs höchste gesteigerte Einfühlungsgabe schlug hier in ein Quasi-Erleben um. Es war eine Rückkehr zum Glauben „par la puissance d'imitation“, ein „Christianisme quand même“, dessen spielerische Pose man selbst dann empfindet, wenn man sich dem ästhetischen Reiz gefangen gibt.

Dem Unterfangen Chateaubriands kam die Zeitstimmung auf das weiteste entgegen. Das ganz ungewöhnliche Tempo der revolutionären Entwicklung erzeugte bei den Mitlebenden das Empfinden, nicht Jahre, sondern Jahrhunderte erlebt zu haben. Die tiefe Enttäuschung, welche der Fortgang der Revolution zur Folge hatte, verdichtete sich zu jenem Welt Schmerz, der in den Trümmern aller großen Umwälzungen zu nisten pflegt. Der Stiel vor dem zudringlichen Heute und Hier schuf die romantische Segenwärtsflucht, welche die Vergangenheit und die Ferne sucht, bewundert und verhätschelt in der Absicht, die lebendige Jetztzeit zu entwerten. Man kann sich die seelische Struktur dieses Aesthetizismus wieder am besten dadurch veranschaulichen, daß man seine Wertungen als Negationen der rationalistischen Werte begreift. Das Weltbild der Aufklärung wurde getragen von dem Vertrauen in die natürliche Güte und Vernünftigkeit des Menschen. Der Traditionalismus erklärt den menschlichen Willen für grundsätzlich verderbt. Die Vernunft ist für ihn ein zitternder Lichtschein, von dessen Schimmer geblendet, wir „eine trügerische Wolke statt der Wahrheit umarmen“. Die Aufklärung wollte den Menschen glücklich machen. Der Romantiker preist den Schmerz. Er überläßt sich bewußt der Schwermut. Denn Tränen sind schön. „Die Musen weinen in der geheimen Absicht, sich zu verschönen.“

Auf der Suche nach einer weltanschaulichen Rechtfertigung dieser Stimmung griff der Romantiker zum katholischen Dogma. Die christlichen Vorstellungen von der Erbsünde, vom Selbstwert des Leibes, von der Unvollkommenheit der menschlichen Vernunft boten ihm das Gefühl, in das er sein ästhetisches Gefühl ergoß. Aber unter seinem tändelnden Griff erfüllten sich diese Dogmen mit einem Gefühlston, der ihnen von Haus aus fremd war. Das romantische Leid ist Selbstbespiegelung, nicht Läuterung. Die Vorstellung von der Erbsünde verwandelte sich in die illusionslose Skepsis des diplomatischen Menschenkenners. Die Erkenntnis von der inneren Unzulänglichkeit der Vernunft gründet sich auf den ästhetischen

dégoût vor dem rationalistisch-selbstgewissen Jakobinertum und erzeugt „jene Gereiztheit gegen die Wissenschaft und ihre Anhänger, die allen denen eigentümlich ist, welche ihr Urteilsvermögen dem Glauben zum Opfer gebracht haben“. Die romantische Religiosität ist vorwiegend reaktiv. Ihre Unterwerfung unter das Dogma ist lediglich eine Anpassung der kirchlichen Formen an ihr ganz anders geartetes Lebensgefühl. Die christlichen Vorstellungen von Himmel und Hölle werden ihrer drängenden Furchtbarkeit entkleidet, werden literarisch verdünnt. So hauchte Chateaubriand der Apologetik jenen esprit de finesse ein, der sie seinen Zeitgenossen wieder genießbar machte. Ein Mensch, der darauf Anspruch erhob, geistreich zu sein, konnte sich wieder zum katholischen Glauben bekennen. Die Gläubigkeit wurde wieder salonsfähig. Für diesen mondänen Charakter der romantischen Religiosität ist nichts bezeichnender als der Titel, den dieser „poetische Advokat der christlichen Lehre“ seinem Werk über „den Geist des Christentums“ ursprünglich geben wollte; der Titel sollte lauten: „Die poetischen und moralischen Schönheiten der christlichen Religion“.

Nun ist allerdings die Haltung Chateaubriands in dieser scharfen Ausprägung durchaus nicht allen Traditionalisten eigentümlich. Montlosier, in dessen Theorie überhaupt das kirchliche Element sehr zurücktritt, zog einen scharfen Trennungstrich, wenn er erklärte, Chateaubriand habe zwar gelehrt „das Christentum zu lieben, nicht aber an dasselbe zu glauben“. Und dieselbe Empfindlichkeit für den Unterschied zwischen Prophetentum und religiösem Literatentum spiegelt ein Zitat de Maistres wieder: „Aliud est credere, aliud credendum esse putare“. Überhaupt sehnte gerade de Maistre, der gründlichste und umfassendste Denker unter den Traditionalisten, immer eine „Renaissance“ des Christentums anstelle der bloßen „Restauration“ herbei. Trotzdem ist auch de Maistre, in dessen Theorie sich alle Denkmotive des Traditionalismus zu einer großen Synthese vereinen, durchaus von dieser inneren Reaktivität beherrscht. Ja, dieses reaktive Verhalten wird bei ihm geradezu zum stilbildenden Prinzip. Mit vollster Absicht übernimmt er die Begriffswelt der Aufklärung, um Voltaire mit Voltaire zu bekämpfen. Die dadurch entstehende Diskrepanz zwischen Lebensgefühl und Sprachform, welche Chateaubriand auf ästhetischem Wege, Bonald durch ethymologische Kunstgriffe zu überwinden strebte, greift er bewusst auf und gewinnt daraus ein Stilmittel von feinstem künstlerischen Reiz.

Diese paradoxe Struktur des de Maistreschen Denkens muß man stets im Auge behalten, wenn man die Wirkung seiner Schriften verstehen will. Alle seine Beweisführungen sind latente Dialoge,

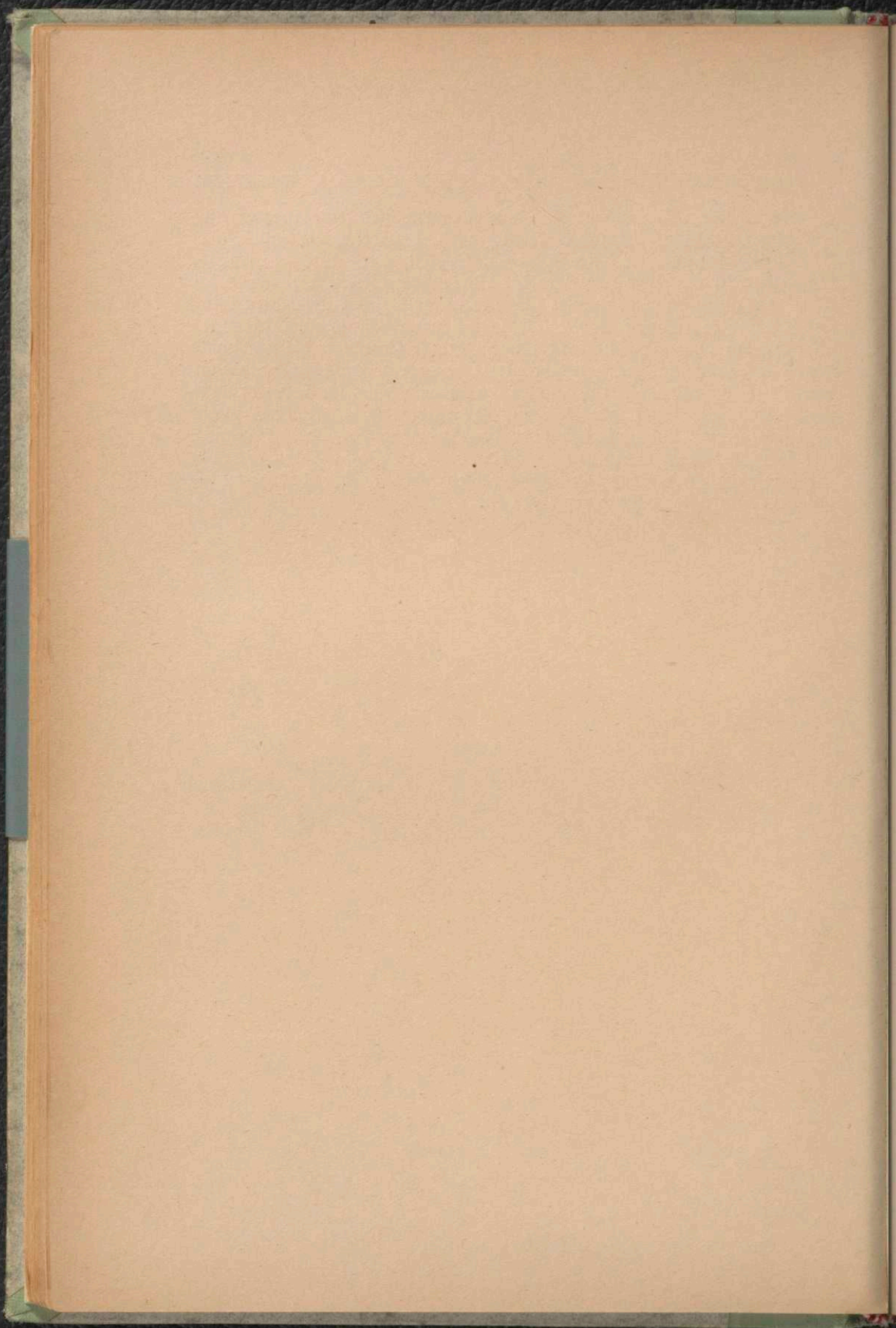
setzen einen fiktiven Gegner voraus. Man kann sich diesen Kampf ganz plastisch vorstellen. Der Traditionalist wirft ein Problem auf. Sein sich selbst überlassenes Denken drängt automatisch auf die rationalistische Lösung hin, so daß er sich am Ende seiner Gedankenkette einem Resultat gegenüber sieht, daß seinem Lebensgefühl diametral entgegengesetzt ist. Nun aber sucht der Denker innerhalb dieser unterbewußten Beweisführung Ansatzpunkte, von denen aus er die Deduktion zu dem von ihm gewünschten Ziele abbiegen kann. Seine intellektuelle Arbeit besteht also in einem beständigen Ankämpfen gegen das Hineingeraten seiner Gedankenführung in die rationalistischen Bahnen. Stellt der Traditionalist die Frage nach dem Wesen der Nation, so muß der naive Leser notwendig zu der im Sinne de Maistres banalen Lösung „Gesamtheit aller Bürger“ kommen. Die Antwort des Traditionalisten lautet hingegen: „Der König und die Aristokratie“. Die Kunst des traditionalistischen Denkens besteht nun darin, die dem Arsenal des Gegners entnommene Problemstellung mit dem durch sein Lebensgefühl gegebenen Resultat durch eine logische Kette zu verknüpfen. Die Diskrepanz zwischen dem erwarteten „aufgeklärten“ Endergebnis, das im Unterbewußtsein beständig mitschwingt, und der tatsächlich erfolgten Antwort erzeugt eine ängstliche Spannung. Und der aristokratische Leser atmet hörbar auf, wenn er nun doch die kaum noch erhoffte Lösung erhält, die seinem Lebensgefühl entspricht. Die politische Theorie der Traditionalisten ist eine „Metapolitik“ — um einen Ausdruck der deutschen Philosophie zu gebrauchen, den de Maistre begeistert aufgriff —, sie sind Rationalisten irrationaler Inhalte.

Daß ihnen diese Synthese oft nur unvollkommen gelingt, drückt ihren Ausführungen häufig den Stempel des „Sophistischen“ auf. Es wäre indessen ein grober Irrtum, in diesen Männern Ideologengleure von grundsätzlicher Skepsis zu sehen. Im Gegenteil, ihre Theorie ist der genaue Ausdruck ihres Lebensgefühls. Paradox ist nur die Art, wie sie zu dem von vornherein feststehenden Resultat gelangen. Sie übernehmen die überlieferte politische Terminologie des Rationalismus, die für ihre Inhalte zunächst ungeeignet ist, und feilen und biegen nun so lange an ihr herum, bis sie den Gedanken hergibt, der ihrer Mentalität entspricht. Sie wollen mit Hilfe der subjektiven Vernunft zu einem objektiven Seinsgrund gelangen, aus dem alle politischen und kirchlichen Institutionen in gleicher Weise emanieren. Dadurch fallen sie in die scholastische Denkgewohnheit zurück, Begriffe als existent anzusehen und verlangen auch für die Idee der Menschheit eine sichtbare Verkörperung: das Papsttum.

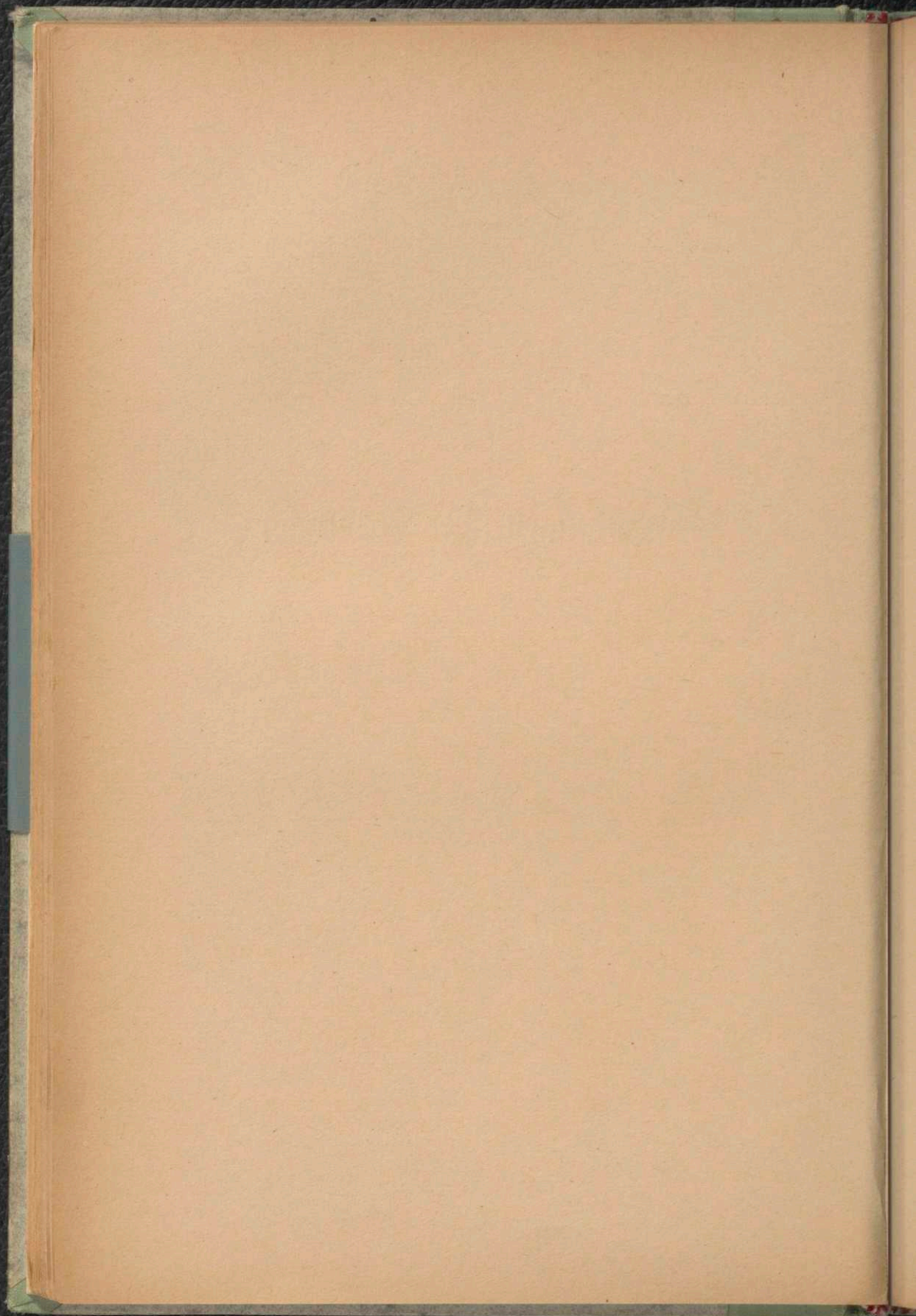
Diese reaktive Grundtendenz verhinderte den Traditionalismus, zu einer wahrhaft geschichtlichen Auffassung der Wirklichkeit durchzudringen. Die Geschichtswissenschaft sucht den „Gestaltwandel der Kulturwerte“ zu begreifen. Die Haltung der Aufklärung war unhistorisch, weil sie der geschichtlichen Wirklichkeit einen absoluten Idealzustand gegenüberstellte. Die Wendung zur Vergangenheit ist als solche aber gleichfalls noch nicht geschichtsbildend. Das Rückgreifen auf den Menschen einer bestimmten Epoche ist um nichts historischer als die Idealisierung eines abstrakten natürlichen Zustandes. Beide Male erscheint die gegebene Wirklichkeit als eine Verirrung, die rückgängig gemacht werden muß, nicht als etwas organisch Gewordenes und in lebendiger Weiterentwicklung Begriffenes. Wie die Revolution für den Aufklärer dadurch über alle Geschichte hinauswuchs, daß sie die endliche Mündigwerdung des Menschen bedeutet, so bildet sie für den Traditionalisten ein einzig dastehendes Ereignis, weil sie das teuflische Prinzip verkörpert. Der absolute Grundwert des Traditionalismus, die Dauer, ist eben nicht dynamisch, sondern statisch gedacht. Es fehlt ihm der „elan vital“, das eigentlich schöpferische Element. Der Aufklärung ging gegenüber den Kulturwerten das Relativitätsbewußtsein ab, das eine Voraussetzung alles geschichtlichen Denkens ist. Dem Traditionalismus mangelte die frohe Gläubigkeit, welche sich nicht angstvoll an das Bestehende klammert und nicht hinter jeder Veränderung gleich eine Wertverminderung wittert. Die Wirklichkeit liegt für ihn nicht, wie er theoretisch behauptet, im Werden, sondern im Gewordenen. Der Grundwert der Geschichte ist jedoch nicht das Alter, sondern das Leben.

Hier liegt vielleicht eine typische Tragik des Konservatismus. Wer den Sinn einer Überlieferung einmal zutiefst erfaßt hat, wird immer in Gefahr sein, ihr Ewigkeitswert beizumessen. Bei dem französischen Traditionalismus wurde diese Neigung noch verschärft durch die ungünstige soziale Lage, in die er sich nach der Revolution gedrängt sah. Das nachrevolutionäre Frankreich war überwiegend bürgerlich, der Adel befand sich von vornherein in der Defensiv. Die französische Aristokratie hat während der Epoche von 1814 bis 1870 in der Geschichte ihres Landes nicht entfernt die Rolle gespielt, wie der preußische Adel in dem gleichen Zeitraum. Der emporkommende Ultramontanismus löste sich bald von dem sterbenden Bundesgenossen. Die Geschichte erfüllte die kirchenpolitischen Ideen eines de Maistre in einem Umfang, wie dieser es selbst wohl kaum zu hoffen gewagt hatte. Sie strafte jedoch den aristokratisch-monarchischen Staatsgedanken in nahezu allen Punkten Lügen. Die deutschen Romantiker waren die Propheten eines Werdenden, die

französischen Traditionalisten dagegen muten uns heute, trotzdem sie unser politisches Denken in wichtigen Punkten befruchtet haben, als die Verfechter einer toten Sache an. Ihr Streben gleicht dem fruchtlosen Kampf gegen die Flügel der Windmühle „Zeit“. Der sterbende de Maistre hatte so unrecht nicht, wenn er dieses bittere Gefühl in die Worte zusammenfaßte: „Je meurs avec l'Europe“. Das alte Europa ging tatsächlich mit ihm zu Grabe. Wenn wir heute auch den Traditionalisten gerechter zu werden vermögen, wenn uns aus ihren Schriften ein verwandter Hauch entgegentweht, so verdanken sie das dem Umstande, daß uns der Inhalt ihres Strebens zwar ganz fremd anmutet, daß aber das Problem, das sie aufwarfen: der Wiederaufbau einer zertrümmerten Welt auf dem Boden des Gemeinschaftsgedankens, in veränderter Form wieder das Grundproblem unserer Tage geworden ist.



Betrachtungen über Frankreich



Kapitel 1.

Von den Revolutionen.

Eine biegsame Kette, die uns fesselt, ohne uns zu knechten, verbindet uns alle mit dem Throne des Höchsten.

Das Wunderbarste an der ganzen Weltordnung ist das freie Tun der Menschen unter Gottes Hand. Als Freie und zugleich als Knechte handeln sie sowohl aus freiem Willen wie im Zwang der Nothwendigkeit. Sie tun tatsächlich, was sie wollen, können aber den Weltplan nicht ändern. Jeder Mensch steht im Mittelpunkt einer Wirkungssphäre, deren Durchmesser je nach dem Willen des „ewigen Mathematikers“¹⁾ wechselt. Der erweitert, beschränkt, hemmt oder lenkt den Willen, ohne seine Wesensart zu ändern.

In den menschlichen Werken ist alles so armselig wie ihr Schöpfer: die Ansichten sind beschränkt, die Hilfsmittel starr, die Triebfedern unelastisch, die Bewegungen mühsam und die Ergebnisse eintönig. In den Werken Gottes offenbaren sich die Schätze des Unendlichen bis in die kleinsten Einzelheiten; seine Macht wirkt spielend, in seinen Händen ist alles biegsam, nichts leistet Widerstand. Für sie ist alles nur Mittel zum Zweck, selbst das Hindernis; auch die Unregelmäßigkeiten, die aus dem Spiel der freien Wesen entstehen, fügen sich in die allgemeine Ordnung.

Stellt man sich eine Uhr vor, deren sämtliche Federn dauernd Kraft, Gewicht, Umfang, Gestalt und Lage wechseln, und die doch unverändert die Stunde zeigt, so hat man einen Begriff von dem Wirken der freien Wesen in bezug auf den Weltplan des Schöpfers.

Die politische und sittliche Welt sowie die Körperwelt haben eine gemeinsame Ordnung, und in dieser Ordnung gibt es Ausnahmen. Wir sehen insgemein eine Reihe von Wirkungen aus den gleichen Ursachen entstehen; aber zu gewissen Zeiten sehen wir Handlungen aufgehoben, Ursachen gelähmt und neue Wirkungen hervortreten.

¹⁾ Ein Wort Voltaires. Auch das Bild von der Uhr stammt von ihm. — D. Übersf.

Das Wunder ist eine Wirkung aus einer göttlichen oder übermenschlichen Ursache, die eine natürliche Wirkung aufhebt oder lähmt. Wenn ein Mensch mitten im Winter einem Baum vor tausend Zeugen geböte, sich plötzlich mit Laub und Früchten zu bedecken, und der Baum gehorchte, so würde alle Welt ein Wunder ausrufen und sich vor dem Zauberer beugen. Aber die französische Revolution und alles, was gegenwärtig in Europa geschieht, ist in seiner Art ebenso wunderbar, wie das Fruchttragen eines Baumes im Januar. Und doch staunen die Menschen nicht, sondern blicken fort oder reden Unsinn.

In der Körperwelt, in die der Mensch nicht als Ursache eingreift, bewundert er gern, was er nicht versteht; aber in seinem Wirkungskreis, in dem er sich als freie Ursache fühlt, erblickt er voller Dünkel gern überall Unordnung, sobald seine Einwirkung aufgehoben oder gestört ist.

Gewisse Maßnahmen, die in des Menschen Macht stehen, bringen im gewöhnlichen Lauf der Dinge regelmäßig gewisse Wirkungen hervor. Verfehlt er sein Ziel, so weiß er, warum, oder glaubt es zu wissen. Er kennt die Widerstände, schätzt sie ab und wundert sich über nichts.

In Revolutionszeiten dagegen wird die Kette, die den Menschen fesselt, plötzlich kürzer; seine Wirkung nimmt ab und seine Mittel betrügen ihn. Dann lehnt er sich, von einer unbekanntten Macht getrieben, gegen sie auf, und statt die Hand zu küssen, die sie verkürzt, verkennt oder schmählt er sie.

Ich verstehe nichts mehr davon — das ist das große Wort des Tages. Es ist sehr verständig, wenn es uns zu der Endursache emporführt, die uns Menschen gegenwärtig ein so großes Schauspiel darbietet. Es ist eine Torheit, wenn es nur Auflehnung oder unfruchtbare Niedergeschlagenheit bedeutet.

„Wie!“ ruft man allerorten, „die Schuldbeladensten auf Erden triumphieren über die Welt! Ein scheußlicher Königsmord hat den vollen Erfolg, den die, welche ihn begingen, sich versprechen konnten! Die Monarchie erschlafft in ganz Europa! Ihre Feinde finden Verbündete selbst auf den Thronen. Den Bösen lacht jeder Erfolg! Ihre gewaltigsten Pläne gelingen ohne Mühe, während die Partei des Guten Unglück hat und sich in allem, was sie unternimmt, lächerlich macht! Die öffentliche Meinung verfolgt die Treuen durch ganz Europa. Die ersten Staatsmänner täuschen sich immerfort. Die größten Feldherren werden gedemütigt!“ usw.

Gewiß, denn die erste Bedingung einer befohlenen Revolution ist, daß alles, was sie verhüten könnte, nicht da ist, und daß denen, die sie verhindern wollen, alles mißlingt. Aber nie tritt die Welt-

ordnung mehr zutage, nie ist die Vorsehung faßbarer, als wenn die höhere Einwirkung an Stelle der menschlichen tritt und allein wirkt: das sehen wir in diesem Augenblick.

Das Auffälligste an der französischen Revolution ist die fort-reißende Gewalt, die alle Widerstände beugt. Wie leichte Spreu reißt sie in ihrem Wirbel alles mit, was Menschenkraft ihr entgegenzustellen vermochte. Die Reinheit der Beweggründe mag den Widerstand ehren, aber das ist auch alles. Diese eiferfüchtige Kraft strebt unveränderlich ihrem Ziele zu und verwirft einen Charette ebenso wie einen Dumouriez und Drouet.

Sehr mit Recht hat man bemerkt, daß die französische Revolution die Menschen mehr lenkt, als die Menschen sie. Diese Beobachtung trifft durchaus zu. Sie läßt sich zwar auf alle großen Umwälzungen anwenden, ist aber nirgends schlagender gewesen, als zu dieser Zeit. Selbst die Verbrecher, die die Revolution zu lenken scheinen, sind bloße Werkzeuge, und sobald sie nach der Herrschaft streben, stürzen sie schmählich. Die, welche die Republik errichteten, taten es, ohne es zu wollen und ohne zu wissen, was sie taten. Sie wurden durch die Ereignisse dazu gedrängt; ein vorher gefaßter Plan wäre mißlungen.

Nie haben Robespierre, Collot oder Barère daran gedacht, eine Revolutionsregierung und eine Schreckensherrschaft einzuführen. Die Umstände brachten sie allmählich dazu. Nie wieder wird man dergleichen erleben. Diese höchst mittelmäßigen Menschen schalteten über ein schuldbeladenes Volk mit dem grauenhaftesten Despotismus, den die Geschichte kennt, und sicherlich waren sie von allen Menschen im Königreich am erstauntesten über ihre Macht.

In dem Augenblick jedoch, wo das in diesem Abschnitt der Revolution notwendige Maß von Verbrechen bei diesen scheußlichen Tyrannen voll war, warf ein Windstoß sie um. Diese gewaltige Macht, vor der Frankreich und ganz Europa zitterte, hielt dem ersten Angriff nicht stand. Und da in einer rein verbrecherischen Revolution nichts groß, nichts erhaben sein sollte, ließ die Vorsehung den ersten Streich von den Septembemännern führen, um selbst die Justiz zu schänden.

Man hat sich oft gewundert, daß ganz mittelmäßige Menschen die französische Revolution richtiger beurteilt haben als hochbegabte Leute, daß sie stark daran geglaubt haben, während gewiegte Staatsmänner noch nicht daran glaubten. Aber diese feste Überzeugung war eine Grundbedingung der Revolution: sie konnte nur durch die Verbreitung und Latkraft des revolutionären Geistes gelingen, oder, wenn man so sagen darf, durch den Glauben an sie. So haben Männer ohne Geist und ohne Kenntnisse den sogenannten „Wagen der Revolution“ gut gelenkt. Sie haben ohne Furcht vor der Gegen-

revolution alles gewagt, sind stets vorwärtsgeschritten, ohne sich umzublicken, und alles ist ihnen geglückt, denn sie waren nur die Werkzeuge einer Macht, die mehr wußte als sie. Nie haben sie Fehler in ihrer revolutionären Laufbahn gemacht, aus demselben Grunde, aus dem ein Musikautomat nie einen falschen Ton spielt.

Der Stiefhahn der Revolution hat nach und nach verschiedene Richtungen eingeschlagen, und die Männer, die sich in ihr am meisten hervortaten, haben die Art von Macht und Berühmtheit, die ihnen zukommen mochte, nur erlangt, indem sie seinem augenblicklichen Laufe folgten. Sobald sie sich ihm entgegenstemmen oder auch nur einen eigenen Weg einschlagen wollten, um ihre eigenen Geschäfte zu besorgen, verschwanden sie von der Bildfläche.

Man sehe nur Mirabeau, der in der Revolution so hervorragte! Im Grunde war er der „König der Markthallen“. Durch die Verbrechen, die er beging, durch seine Bücher, die er schreiben ließ, förderte er die Volksbewegung. Er folgte einer schon im Fluß befindlichen Masse und trieb sie in dem vorbestimmten Sinn vorwärts. Weiter ging seine Macht nie. Mit einem anderen Revolutionshelden theilte er die Macht, die Menge aufzurühren, aber nicht sie zu beherrschen; und das ist das wahre Zeichen der Mittelmäßigkeit in politischen Wirren. Weniger glänzende, aber tatsächlich geschicktere und mächtigere Parteigänger als er benutzten seinen Einfluß zu ihrem eigenen Vorteil. Er hielt auf der Tribüne donnernde Reden, und sie hielten ihn zum besten. Sterbend sagte er: hätte er weiter gelebt, er hätte die Trümmer der Monarchie wieder zusammengelesen, und als er im Augenblick seines größten Einflusses bloß nach dem Ministerportefeuille strebte, hatten seine eigenen Leute ihn schon als ein Kind abgelehnt.

Kurz, je näher man sich die scheinbar führenden Männer der Revolution ansieht, desto mehr findet man an ihnen etwas Passives und Mechanisches. Man kann es nicht oft genug wiederholen: nicht die Menschen machen die Revolutionen, sondern die Revolution benützt die Menschen. Sehr richtig hat man gesagt: sie geht von allein. Dies Wort bedeutet, daß die Gottheit sich in keinem menschlichen Ereignis so deutlich offenbart hat. Benützt sie die schlechtesten Werkzeuge, so geschieht es, weil sie straft, um zu bessern.

Kapitel 2.

Mutmaßungen über die Wege der Vorsehung in
der französischen Revolution.

Jedes Volk wie jeder einzelne Mensch hat eine Aufgabe zu erfüllen. Frankreich ist gleichsam die Lehrmeisterin Europas. Dies zu bestreiten wäre zwecklos. Aber es hat diese Stellung höchst verbrecherisch mißbraucht. Es stand vor allem an der Spitze des Religionsystems: nicht ohne Grund hieß sein König „der allerchristlichste“. Bossuet hat hierüber nicht zuviel gesagt. Da es nun aber seinen Einfluß benützt hat, um seinen eigenen Verfall zu strafen und Europa zu entmenslichen, darf es sich nicht wundern, daß es durch furchtbare Mittel auf den rechten Weg zurückgebracht wird. N

Schon lange hat man kein so furchtbares Strafgericht über so viele Schuldige gesehen. Gewiß waren unter den Unglücklichen auch Unschuldige, aber weit weniger, als man insgemein annimmt. Alle, die daran gearbeitet haben, das Volk von seinem Gottesglauben zu befreien, alle, die die Gesetze des Eigentums mit metaphysischen Trugschlüssen bekämpft haben, alle, die da gesagt haben: „Schlagt zu, wenn wir nur dabei gewinnen“, alle, die an den Grundgesetzen des Staates gerührt, alle, die die Gewaltmaßnahmen gegen den König usw. angeraten, gebilligt, begünstigt haben — sie alle haben die Revolution gewollt, und alle, die sie gewollt haben, sind ihr sehr gerechterweise zum Opfer gefallen — selbst nach unserer beschränkten Einsicht. R

Man klagt, daß berühmte Gelehrte unter Robespierres Fallbeil fielen. Menschlich kann man sie nicht genug beklagen, aber die göttliche Gerechtigkeit nimmt nicht die geringste Rücksicht auf Mathematiker oder Physiker. Zu viele französische Gelehrte gehören zu den Hauptförderern der Revolution; zu viele französische Gelehrte liebten und begünstigten sie, solange sie, wie der Stab des Tarquinius, nur die herrschenden Häupter traf. Sie sagten wie so viele andere: „Eine große Revolution bringt notwendig großes Unglück mit sich.“ Wenn aber ein Philosoph sich angesichts der Ergebnisse über dies Unglück tröstet, wenn er in seinem Herzen sagt: „Mögen Hunderttausend gemordet werden, wenn wir nur frei sind“, und wenn dann die Vorsehung erwidert: „Ich nehme deine Zustimmung an, aber du sollst auch dazu gehören“ — wo ist dann das Unrecht? Würden unsere Gerichte anders urteilen? R

Einzelheiten wären peinlich. Aber wie wenige gibt es unter den sogenannten unschuldigen Opfern der Revolution, denen ihr Gewissen nicht hätte sagen können:

„Nun ihr die Folgen eures Wahnes spürt,
Erkennt die Schläge, die ihr selbst geführt.“

Unsere Begriffe von Gut und Böse, Unschuld und Verbrechen werden oft durch unsere Vorurteile getrübt. Zwei Menschen, die sich mit einem drei Zoll langen Eisenstück bekämpfen, erklären wir für ruchlose Verbrecher; ist das Eisen aber drei Fuß lang, so wird der Kampf ehrenhaft. Wir verurteilen den, der seinen Freund um einen Pfennig bestiehlt; nimmt er ihm aber seine Frau weg, so ist es nichts. Alle glänzenden Verbrechen, die große oder liebenswerte Eigenschaften voraussetzen, alle besonders, die von Erfolg gekrönt sind, verzeihen wir, ja wir stempeln sie zu Tugenden. Aber die glänzenden Eigenschaften, die den Missetäter zieren, setzen ihn in den Augen der wahren Gerechtigkeit herab; sein größtes Verbrechen ist für sie der Mißbrauch seiner Gaben.

Ein jeder hat gewisse Pflichten zu erfüllen, und der Umfang dieser Pflichten entspricht seiner bürgerlichen Stellung und dem Maß seiner Mittel. Wenn zwei das gleiche tun, ist es durchaus nicht das gleiche. Um unsern Gegenstand nicht zu verlassen, konnte eine Handlung, die bei einem Mann aus dem Volke, dem plötzlich die schrankenloseste Macht zufiel, nur eine Verirrung oder eine Wahnsinnstat war, bei einem Bischof oder Herzog und Pair zum Verbrechen werden.

Schließlich gibt es auch Handlungen, die nach menschlichen Begriffen entschuldbar, ja löblich und im Grunde doch höchst verbrecherisch sind. Sagt man uns z. B.: „Ich habe mich der französischen Revolution ehrlich angeschlossen, aus reiner Vaterlands- und Freiheitsliebe; ich habe in meinem Herzen geglaubt, sie würde die Mißstände abschaffen und das öffentliche Glück bringen“, so haben wir darauf nichts zu erwidern. Aber das Auge, für das alle Herzen durchsichtig sind, sieht die Fieber der Schuld. Es entdeckt in einem lächerlichen Zwist, in einer kleinen Regung des Hochmuts, in einer niedrigen oder verbrecherischen Leidenschaft den ersten Antrieb zu solchen Entschlüssen, die man in den Augen der Menschen herausstreichen möchte, und vor ihm ist die Lüge der Heuchelei, auf den Verrat aufgeschöpft, ein Verbrechen mehr. Doch sprechen wir von der Nation überhaupt.

Eins der größten Verbrechen, das man begehen kann, ist gewiß das Attentat gegen die Herrschermacht, denn keines hat schrecklichere Folgen. Ruht die Herrschermacht auf einem Haupte, und dies Haupt fällt dem Attentat zum Opfer, so wird das Verbrechen noch furcht-

barer. Hat aber der Herrscher sein Los durch kein Verbrechen verdient, haben gar seine Tugenden den Verbrechern die Waffen gegen ihn in die Hand gedrückt, so ist das Verbrechen überhaupt nicht mehr mit Worten zu nennen. An diesen Zügen erkennt man den Tod Ludwigs XVI. Aber es ist wichtig, zu bemerken, daß nie ein größeres Verbrechen mehr Mitschuldige gehabt hat. Beim Tode Karls I. von England waren es viel weniger, und doch konnte man ihm Vorwürfe machen, die Ludwig XVI. nicht verdient hat. Trotzdem erwies man ihm den liebevollsten und mutigsten Anteil; selbst der Scharfrichter, der nur seines Amtes waltete, wagte sich nicht zu erkennen zu geben. In Frankreich schritt Ludwig XVI. inmitten von 60 000 Bewaffneten zum Tode, und sie hatten keinen Flintenschuß für Santerre übrig; nicht eine Stimme erhob sich zugunsten des unglücklichen Monarchen, und die Provinzen blieben ebenso stumm wie die Hauptstadt. Man hätte sich in Gefahr gebracht, hieß es. Franzosen, findet ihr diesen Grund stichhaltig, so redet nicht soviel von eurem Mute, oder gebt zu, daß ihr recht schlechten Gebrauch davon macht!

Die Gleichgültigkeit des Heeres war nicht weniger auffällig. Es gehorchte Ludwigs XVI. Senkern weit besser, als es ihm selbst gehorcht hatte, denn es hatte ihn verraten. In seinen Reihen zeigte sich keine Spur von Mißbilligung. Kurz, nie hat ein größeres Verbrechen so viel Mitschuldige (in den mannigfachsten Abstufungen) gehabt.

Eine weitere wichtige Bemerkung: Jedes Attentat gegen die Herrschermacht, das im Namen der Nation verübt wird, ist stets mehr oder minder ein nationales Verbrechen. Denn es ist stets mehr oder minder Schuld der Nation, wenn eine beliebige Zahl von Parteigängern in der Lage ist, das Verbrechen in ihrem Namen zu begehen. Somit haben zwar nicht alle Franzosen den Tod Ludwigs XVI. gewollt, aber die überwiegende Mehrheit des Volkes wollte zwei Jahre lang all die Wahnsinnsthaten, Rechtsbrüche und Attentate, die die Katastrophe vom 21. Januar 1793 herbeiführten.

Nun aber werden alle nationalen Verbrechen gegen die Herrschermacht unverzüglich und furchtbar gestraft; dies Gesetz hat nie eine Ausnahme geduldet. Wenige Tage nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. schrieb jemand im „Mercur universel“: „Vielleicht hätte es nicht so weit kommen dürfen. Da aber unsere Gesetzgeber die Verantwortung für das Ereignis übernommen haben, wollen wir uns hinter sie stellen, allen Haß auslöschen und nicht mehr davon reden.“ Sehr gut: man hätte den König vielleicht nicht ermorden sollen; da es aber nun mal geschehen ist, reden wir nicht mehr davon.

und seien wir gute Freunde. O Wahnsinn! Shakespeare mußte etwas besser Bescheid, wenn er sagte:

„Schon das besondre Einzelleben muß
Mit aller Kraft und Rüstung des Gemüts
Vor Schaden sich bewahren; doch viel mehr
Der Geist, an dessen Feil das Leben Vieler
Beruht und hängt. Der Majestät Verscheiden
Stirbt nicht allein; es zieht gleich einem Strudel
Das Nahe mit!“

Jeder Tropfen von Ludwigs XVI. Blute wird Frankreich Ströme von Blut kosten. Wohl vier Millionen Franzosen werden mit ihren Köpfen das große Nationalverbrechen einer glaubens- und gesellschaftsfeindlichen Umwälzung bezahlen, die mit einem Königsmorde gekrönt ward.

Wohin sind die ersten Nationalgarden, die ersten Soldaten und Generale, die den Eid auf die Nation leisteten? Wohin sind die Häupter, die Idole jener ersten, schuldbeladenen Nationalversammlung, der das Beiwort „verfassungsgebend“ zum ewigen Spott anhaften wird? Wo ist Mirabeau? Wo ist Bailly mit seinem „herrlichen Tag“? Wo ist Thouret, der das Wort „expropriieren“ erfand? Wo ist Osselin, der Berichterstatter des ersten Proskriptionsgesetzes gegen die Emigranten? Man könnte Tausende von tätigen Werkzeugen der Revolution nennen, die eines gewaltfamen Todes starben.

Auch hier können wir die Ordnung in der Unordnung bewundern. Denn es bleibt für jeden, der nur ein wenig nachdenkt, sonnenklar, daß die großen Schuldigen der Revolution nur unter den Streichen ihrer Mitschuldigen fallen konnten. Hätte Gewalt allein die sogenannte Gegenrevolution vollbracht und den König wieder auf den Thron gesetzt, so hätte es kein Mittel gegeben, das Recht walten zu lassen. Einem zartfühlenden Menschen könnte kein größeres Unglück geschehen, als wenn er den Mörder seines Vaters, seines Anverwandten oder Freundes zu richten hätte, oder auch nur den, der ihn aus seinem Besitz verdrängt hat. Das aber wäre gerade bei einer Gegenrevolution eingetreten, wie man sie verstand. Denn die höheren Richter hätten nach der Lage der Dinge fast alle der beleidigten Klasse angehört, und die Justiz hätte, selbst wenn sie nur gestraft hätte, stets den Eindruck erweckt, als ob sie sich rächte. Zudem straft die rechtmäßige Gewalt Verbrechen, bei denen es viele Mitschuldige gibt, stets mit gewisser Milde. Schickt sie fünf bis sechs Schuldige wegen des gleichen Verbrechens in den Tod, so ist das eine Schlächterei; überschreitet sie gewisse Grenzen, so macht sie sich verhaßt. Kurz, große Verbrechen erfordern leider große Strafen,

²⁾ Hamlet, III, 3.

und in dieser Hinsicht kann man leicht die Grenzen überschreiten, wenn es sich um ein Majestätsverbrechen handelt und die Schmeichelei zum Scharfrichter wird. Die Menschheit hat der alten französischen Justiz die furchtbare Hinrichtung des Königsmörders Damiens (1757) noch heute nicht verzeihen³⁾. Was hätten also die französischen Richter mit drei-, vierhundert Damiens und mit all den Ungeheuern gemacht, die den Boden Frankreichs bedeckten? Wäre das heilige Richtschwert ohne Unterlaß gefallen, wie Robespierres Fallbeil? Hätte man alle Scharfrichter des Königreichs nach Paris entboten, und alle Artilleriepferde, um Menschen zu vierteilen? Hätte man in riesigen Kesseln Blei und Blech flüssig gemacht, um es auf die mit glühenden Zangen gerissenen Glieder zu gießen⁴⁾? Wie sollte man zudem die verschiedenen Verbrechen bezeichnen? Wie die Strafen abstufen? Und vor allem: wie ohne Gesetze strafen? Man hätte ein paar Hauptschuldige herausgreifen und alle übrigen begnadigen können. Ja, aber das gerade wollte die Vorsehung nicht. Da sie alles vermag, was sie will, kennt sie keine Begnadigung aus Ohnmacht zum Strafen. Eine große Reinigung mußte stattfinden und in die Augen fallen. Das französische Metall mußte, von seinen unreinen Schlacken befreit, reiner und gefügiger in die Hände des neuen Königs gelangen. Gewiß bedarf die Vorsehung keiner irdischen Strafen, um ihre Wege zu rechtfertigen, aber jetzt paßt sie sich unserem Begriffsvermögen an und straft wie ein menschliches Gericht.

Es gibt Völker, die buchstäblich zum Tode verurteilt worden sind wie einzelne Verbrecher, und wir wissen auch warum⁵⁾. Läge es in Gottes Absicht, uns seine Pläne hinsichtlich der französischen Revolution zu offenbaren, so würden wir die Züchtigung Frankreichs wie ein Gerichtsurteil lesen. Aber was wüßten wir dann mehr? Ist diese Züchtigung nicht offensichtlich? Haben wir nicht gesehen, wie Frankreich sich durch mehr als hunderttausend Morde schändete? Wie der ganze Boden dieses schönen Landes sich mit Blutgerüsten bedeckte? Wie die unglückliche Erde das Blut ihrer Kinder bei Justizmorden trank, während unmenschliche Tyrannen es außer Landes vergossen, um einen grausamen Krieg zu führen, den sie zu ihrem eigenen Vor-

³⁾ Avertete omnes a tanta foeditate spectacula oculos. Primum ultimumque illud supplicium apud Romanos exempli parum memoris legum humanarum fuit. (Alle wandten den Blick von einem so gräßlichen Schauspiel ab. Dies ist das erste und letzte Mal, daß die Römer eine Todesstrafe auf eine Art vollzogen, welche die Gesetze der Menschlichkeit vergaß.) Titus Livius, I, 28, über die Hinrichtung des Mettius.

⁴⁾ Damiens erlitt die obigen Strafen. — D. Überl.

⁵⁾ 1. Buch Moses, XVIII, 21 ff., XX, 23; 5. Buch Moses, XVIII, 9 ff.; 1. Könige, XV, 24; 4. Könige, XVII, 7 f., XXI, 2; Herodot, II, 46 und Larchers Anmerkung dazu.

R teil in die Länge zogen? Nie hat der blutdürstigste Despot so frech mit Menschenleben gespielt, und nie hat ein willenloses Volk sich bereitwilliger zur Schlachtbank führen lassen. Eisen und Feuer, Frost und Hunger, Entbehrungen und Leiden aller Art, nichts schreckt es von seiner Selbstvernichtung ab. Alles Todgeweihte muß sein Schicksal vollenden; man wird keinen Ungehorsam finden, bis das Urtheil vollstreckt ist.

Und doch: wieviel fesselnde Ausblicke eröffnet dieser grausame Krieg! Wie leicht geht man von der Trübsal zur Bewunderung über und umgekehrt! Versetzen wir uns in die Schreckenszeit. Nehmen wir an, das Heer machte unter der Herrschaft des teuflischen Wohlfahrtsausschusses eine plötzliche Wandlung durch und würde königstreu. Nehmen wir an, dieses Heer beriefe seinerseits Volksversammlungen ein und wählte in freier Wahl die einsichtigsten, achtbarsten Männer, damit sie ihm den Weg vorschrieben, den es in dieser schwierigen Lage einschlagen solle. Nehmen wir schließlich an, einer der Erwählten des Heeres stände auf und spräche:

N „Tapfere und treue Krieger, es gibt Umstände, unter denen aller menschlichen Weisheit nur die Wahl bleibt, zwischen verschiedenen Übeln zu wählen. Es ist gewiß hart, für einen Wohlfahrtsausschuß zu kämpfen, aber schlimmer noch wäre es, unsere Waffen gegen ihn zu kehren. In dem Augenblick, wo das Heer Politik treibt, löst der Staat sich auf. Diesen Augenblick der Auflösung werden Frankreichs Feinde benutzen, um einzudringen und das Land zu zerstückeln. Nicht für den Augenblick gilt es zu handeln, sondern für die Zukunft. Es kommt vor allem auf die Erhaltung von Frankreichs Unabhängigkeit an, und das können wir nur, wenn wir für die Regierung, einerlei welche, kämpfen. Denn so wird Frankreich, trotz seines inneren Haders, seine militärische Kraft und seinen Einfluß nach außen bewahren. Recht besehen, kämpfen wir nicht für die Regierung, sondern für Frankreich und den künftigen König, der uns vielleicht ein größeres Reich schuldig ist, als die Revolution es uns gab. Es ist also unsere Pflicht, den Widerwillen, der uns schwanken läßt, zu bezwingen. Unsere Zeitgenossen werden vielleicht unser Verhalten verleumden, aber die Nachwelt wird ihm gerecht werden.“

Dieser Mann spräche als großer Philosoph. Wohlan, das Heer hat diese phantastische Annahme zur Wirklichkeit gemacht, ohne zu wissen, was es tat. Die Schreckensherrschaft einerseits, Unsittlichkeit und Maßlosigkeit andererseits haben jaft das getan, was die höchste, fast prophetische Weisheit dem Heere diktiert hätte.

N R Man bedenke dies wohl, und man wird erkennen, daß, wo die Revolutionsbewegung einmal Fuß gefaßt hatte, Frankreich und die Monarchie nur durch das Jakobinertum gerettet werden konnten.

Der König hat nie Verbündete gehabt, und es ist so offenkundig, daß keine Unklugheit darin liegt, wenn man sagt: die Koalition hatte es auf Frankreichs Unabhängigkeit abgesehen. Wie aber sollte es der Koalition widerstehen? Durch welches übermenschliches Mittel den Ansturm des verschworenen Europa brechen? Nur Robespierres teuflischer Geist konnte dies Wunder wirken. Die Revolutionsregierung verhärtete die Seele der Franzosen, indem es sie in Blut tauchte. Sie erbitterte den Geist der Soldaten und verdoppelte ihre Kräfte durch wilde Verzweiflung und eine Lebensverachtung, die an Raserei grenzte. Die Furcht vor dem Schafott trieb die Bürger an die Grenzen und nährte die äußere Kraft in dem Maße, wie sie den geringsten Widerstand im Innern brach. Alles Leben, aller Besitz, alle Macht war in Händen der Revolutionsgewalt, und dies Ungeheuer von Macht, von Blut und Erfolgen trunken, ein grauenhaftes Gebilde, das man nie gesehen hatte und auch gewiß nie wiedersehen wird, war eine furchtbare Züchtigung für die Franzosen und zugleich das einzige Mittel zur Rettung Frankreichs.

Was wollten die Königstreuen, als sie eine Gegenrevolution forderten, wie sie sie verstanden, d. h. eine plötzliche, gewaltfame Umwälzung? Sie forderten Frankreichs Eroberung, somit seine Zerstückelung, die Vernichtung seines Einflusses und die Erniedrigung seines Königs, d. h. vielleicht ein dreihundertjähriges Morden, die unausbleibliche Folge einer derartigen Gleichgewichtsstörung. Unsere Nachkommen aber, die sehr wenig nach unseren Leiden fragen und auf unseren Gräbern tanzen werden, sie werden über unsere gegenwärtige Unwissenheit lachen, werden sich leicht über die Ausschreitungen trösten, deren Zeugen wir waren, und werden die Unabhängigkeit des schönsten Reiches nächst dem Himmelreich wahren^o).

Alle von der Revolution geborenen Ungeheuer haben allem Anschein nach nur für das Königtum gearbeitet. Durch sie hat der Glanz der Siege die Bewunderung der Welt erzwungen und den französischen Namen mit einem Glorienschein umgeben, den auch die Verbrechen der Revolution nicht ganz entstellen konnten. Durch sie wird der König in all seinem Glanz und in der Fülle der Macht den Thron besteigen, vielleicht sogar mit erhöhter Macht. Und wer weiß? Anstatt durch die Abtretung einiger Provinzen kläglich das Recht zu erkaufen, über die übrigen regieren zu dürfen, wird er im Hochgefühl der Macht, die frei über ihren Besitz verfügt, keine abtreten. Gewiß sind schon unwahrscheinlichere Dinge geschehen.

^o) So Hugo Grotius, De jure belli ac pacis, Epist. ad Ludovicum XIII.

Utopie

Monarchie
b
6
K

Derselbe Gedanke, daß alles zu Ruß und Frommen der französischen Monarchie geschieht, läßt mich glauben, daß jede royalistische Umwälzung vor dem Friedensschluß unmöglich ist, denn die Wiederaufrichtung der Monarchie würde plötzlich alle Triebfedern des Staates entspannen. Die jetzt wirkende schwarze Magie würde wie ein Nebel vor der Sonne verschwinden. Güte, Milde, Gerechtigkeit, alle sanften, friedlichen Tugenden würden plötzlich wieder auftauchen und eine gewisse allgemeine Sanftmut in den Gemüthern herbeiführen, eine gewisse Heiterkeit, die in schroffem Gegensatz zu der düsteren Strenge der Revolutionsgewalt stände. Keine Requisitionen, keine bemäntelten Räubereien, keine Gewalttaten mehr. Würden die Generale unter der weißen Fahne die Einwohner der besetzten Länder, die sich rechtmäßig verteidigen, als Aufstrebische bezeichnen und ihnen einschärfen, sich nicht zu rühren, widrigenfalls sie als Rebellen erschossen würden? Diese Greuel, so nützlich sie für den künftigen König sind, dürften unter ihm nicht geschehen; ihm blieben also nur menschliche Mittel. Er stände auf gleichem Fuße mit seinen Feinden. Was aber würde in der Kampfpause geschehen, die jeden Regierungswechsel notwendig begleitet? Ich weiß es nicht. Ich bin nur gewiß, daß die großen Eroberungen, die Frankreich gemacht hat, die Unabhängigkeit des Reiches sicherstellen würden. (Hier glaube ich den Grund dieser Eroberungen zu berühren.) Trotzdem scheint es für Frankreich und für das Königtum vorteilhafter, wenn der Friede, und zwar ein für Frankreich ruhmreicher Friede, noch von der Republik geschlossen wird und daß ein tiefer Friede den König im Augenblick seiner Thronbesteigung vor jeder Art von Gefahr schützt.

Yug
N
Friede

gegen R

Andererseits liegt es auf der Hand, daß ein plötzlicher Umsturz das Volk nicht nur kurieren, sondern es in seinem Irrtum bestärken würde. Es würde den Machthabern nie verzeihen, daß sie ihm seine Hirngespinnste genommen haben. Da die Parteigänger des Umsturzes sich just auf das Volk oder auf die Menge stützten, ist es klar, daß sie es im ganzen schonen und daß die großen Bedrückungen zuerst die begüterten Klassen treffen mußten. Die Revolutionsgewalt mußte also lange auf dem Volke lasten, bis es sie satt hatte. Es hatte nichts als den Umsturz gesehen: es mußte nun seine bitteren Folgen fühlen und schmecken. In dem Augenblick, wo ich dies schreibe, ist dies vielleicht noch nicht zur Genüge geschehen.

gegen R

Da der Gegenschlag zudem ebenso stark sein muß wie der Schlag selbst, so drängt nicht, ungeduldige Leute, und bedenkt, daß just die Längere der Leiden euch eine Gegenrevolution ankündigt, von der ihr keinen Begriff habt! Beschwichtigt euren Groll, klagt vor allem nicht über die Könige und verlangt keine anderen Wunder, als die, welche

ihr seht. Wie? Ihr wähnt, fremde Mächte kämpften uneigennützig, nur um den französischen Thron wiederaufzurichten, ohne Hoffnung auf Entschädigung? Da müßten die Menschen ja keine Menschen sein! Ihr verlangt Unmögliches. Ihr sagt vielleicht, die Zerstückelung Frankreichs wäre euch recht, wenn nur die Ordnung wiederkehrt. Aber wißt ihr, was Ordnung ist? Das wird man in zehn Jahren sehen, vielleicht früher, vielleicht auch später. Wer gibt euch zudem das Recht, für den König, für die französische Monarchie und eure Nachkommen eine Entscheidung zu treffen? Wenn blinde Parteilänger die Untheilbarkeit der Republik dekretieren, so denkt nur: die Vorsehung bestimmt die Untheilbarkeit des Königsreichs!

Werfen wir nun einen Blick auf die unerhörten Verfolgungen des nationalen Gottesdienstes und seiner Diener: das ist eins der fesselndsten Gesichter der Revolution. Kein Mensch wird leugnen, daß die Geistlichkeit in Frankreich reformbedürftig war. Obwohl ich weit entfernt bin, das Schimpfen auf die „Pfaffen“ mitzumachen, scheint es mir doch unleugbar, daß der Priesterstand durch Wohlleben, Luxus und die allgemeine Erschlaffung der Geister herabgekommen war, daß man unter dem Bischofsmantel häufig einen Ritter anstatt eines Apostels finden konnte und daß der Klerus in den Zeiten kurz vor der Revolution seine Stellung in der öffentlichen Meinung fast ebenso verloren hatte wie das Heer.

Der erste Schlag gegen die Kirche war die Einziehung ihrer Güter, der zweite der Eid auf die Verfassung. Mit diesen beiden tyrannischen Maßregeln begann die Regeneration. Der Eid höhnte den Klerus aus, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Alles, was ihn leistete, geriet mit wenigen Ausnahmen, die uns hier nichts angehen, auf die schiefe Bahn und endete in dem Abgrund des Verbrechens und der Schande; die öffentliche Meinung hat nur eine Stimme für diese Abtrünnigen.

Die treuen Priester, die sich der öffentlichen Achtung durch einen ersten Akt der Festigkeit empfahlen, taten sich noch mehr hervor durch die Unererschrockenheit, mit der sie dem Leid, ja selbst dem Tode trotzten, um ihren Glauben zu verteidigen. Die Ermordung der Karmeliter steht ebenbürtig neben dem Erhabensten, was die Kirchengeschichte in dieser Hinsicht berichtet.

Die Tyrannei, die sie zu Tausenden wider alles Recht und alle Scham aus dem Vaterlande vertrieb, gehört zweifellos zum Empörendsten, was sich denken läßt. Aber hier, wie in allem andern, dienten die Verbrechen der Tyrannen Frankreichs der Vorsehung als Werkzeug. Es war wohl nötig, daß die französischen Geistlichen sich im Ausland sehen ließen. Sie haben unter protestantischen Völkern

gelebt, und diese Annäherung hat den Haß und die Vorurtheile stark gemindert. Die beträchtliche Auswanderung des französischen Klerus, besonders der französischen Bischöfe, nach England, erscheint mir als besonders wichtiger Abschnitt. Gewiß hat man Friedensworte gesprochen. Gewiß hat man während dieses ungewöhnlichen Zusammenlebens Pläne zur Annäherung gefaßt! Hätte man nur gemeinsame Wünsche gehegt, so wäre schon das viel. Wenn die Christen sich je wieder einander nähern, wozu alles sie einlädt, so muß der Anstoß scheinbar von der evangelischen Kirche kommen. Das Presbyterianertum war ein französisches Werk, somit übertrieben. Wir stehen den Sektierern einer zu gegenstandslosen Gottesverehrung zu fern: hier gibt es keine Brücken der Verständigung. Aber die anglikanische Kirche, die uns die eine Hand reicht, sie reicht die andere denen, deren Hand wir nicht ergreifen können. Sie steht zwar gewissermaßen zwischen zwei Feuern und bietet das etwas komische Schauspiel eines Empörers, der Gehorsam predigt. Aber sie ist doch in anderer Hinsicht sehr wertvoll und läßt sich als eines jener chemischen Bindemittel betrachten, die an sich unvereinbare Elemente zusammenführen können.

Da das Kirchengut verschleudert ist, kann der Klerus in absehbarer Zeit keine neuen Mitglieder aus niedrigen Motiven finden. Somit tragen alle Umstände zur Hebung der Geistlichkeit bei. Zudem darf man hoffen, daß er angesichts der Aufgabe, die ihm gestellt scheint, das Maß von Selbstentäußerung findet, das den Menschen über sich selbst hinaus hebt und ihn zu Großem befähigt.

Hierzu kommen die Gärung der Geister in gewissen Teilen Europas, die übertriebenen Ideen einiger hervorragender Männer und jene Art Unruhe, die die religiös Bestimmten, besonders in protestantischen Ländern, ergreift und auf ungewöhnliche Bahnen drängt.

Man sehe, wie gleichzeitig das Gewitter über Italien hängt, wie Katholizismus und Calvinismus gleichermaßen von einer Macht bedroht werden, die nichts von Gottesdienst hören will, wie die nationale Vormachtstellung der Religion in Holland durch ein Dekret des Nationalkonvents abgeschafft wird. Löscht die Vorsehung etwas aus, dann gewiß, um etwas Neues zu schreiben.

Ich bemerke ferner, daß die Begründung großer Religionen stets durch große Eroberungen und die Entstehung großer Herrschaften begünstigt worden ist; den Grund sieht man ein.

Kurz, was soll in der Gegenwart aus all diesen außerordentlichen Verknüpfungen entstehen, die die ganze menschliche Weisheit getäuscht haben? Man ist tatsächlich versucht zu glauben, daß die

politische Umwälzung nur ein Faktor zweiten Ranges in dem großen Plane ist, der sich mit schreckensvoller Majestät vor uns enthüllt.

Ich sagte zu Anfang, Frankreich sei die Lehrmeisterin des übrigen Europas. Die Vorsehung, die die Mittel stets dem Zweck anpaßt und Völkern wie Einzelmenschen die Organe verleiht, die sie zur Erfüllung ihrer Bestimmung brauchen, hat just dem französischen Volke zwei Werkzeuge gegeben, sozusagen zwei Arme, mit denen es die Welt bewegt: seine Sprache und seine Werbekraft, die seine Wesensart bilden; es hat somit stets das Bedürfnis und die Macht, die Menschen zu beeinflussen.

Die Macht, ich möchte fast sagen die Alleinherrschaft, der französischen Sprache ist offenkundig: man kann höchstens tun, als ob man daran zweifelte. Die Werbekraft aber zeigt sich offenkundig, von der Modenhändlerin bis zum Philosophen; hier prägt sich der Nationalcharakter aus. Diese Neigung zur Propaganda gilt meist für lächerlich und verdient diesen Namen tatsächlich häufig, besonders was die Form betrifft; im Grunde jedoch ist sie ein Amt. Nun aber ist es ein ewiges Weltgesetz, daß jedes Amt eine Pflicht nach sich zieht. Die gallikanische Kirche war ein Eckstein des Katholizismus oder, besser gesagt, des Christentums, denn es gibt tatsächlich nur eine Christenheit. Die der Weltkirche feindlichen Kirchen bestehen nur durch sie, vielleicht ohne es zu ahnen, wie jene Schmarogerpflanzen und unfruchtbaren Misteln, die vom Mark des Baumes leben, auf dem sie wachsen und den sie ausbeuten.

Da nun im Kampf feindlicher Mächte die Gegentwirkung der Wirkung stets gleich ist, so kommt es, daß die „Göttin Vernunft“ ihre größten Anstrengungen gegen das Christentum in Frankreich gemacht hat: der Feind griff die Hochburg an. Der französische Klerus darf also nicht einschlafen; er hat tausend Gründe, zu glauben, daß er zu etwas Großem berufen ist, und die gleichen Umstände, die ihn erkennen lassen, warum er gelitten hat, gestatten ihm auch zu glauben, daß er zu einem wesentlichen Werke bestimmt ist.

Mit einem Worte: findet in Europa kein moralischer Umschwung statt; erfährt der religiöse Geist in diesem Erdteil keine Stärkung, so zerreißen alle gesellschaftlichen Bande. Man vermag nichts zu erraten und muß doch auf alles gefaßt sein. Findet aber ein glücklicher Umschwung in dieser Hinsicht statt, so ist Frankreich berufen, ihn zu bewerkstelligen, oder es gibt keine Analogien, keine Induktionschlüsse, keine Kunst der Mutmaßung mehr. Gerade deshalb denke ich, daß die französische Revolution einen großen Abschnitt bildet und daß ihre Folgen auf allen Gebieten weit über die Zeit ihres Ausbruches und die Grenzen ihres Brandherdes hinaus wirken werden.

Betrachtet man sie in politischer Beziehung, so wird man in der gleichen Meinung bestärkt. Wie sehr haben sich die europäischen Mächte über Frankreich getäuscht! Wieviel eitle Dinge haben sie sich ausgedacht! Ihr, die ihr euch für unabhängig haltet, weil ihr keinen Richter auf Erden habt, o sagt nie: „Mir ist's recht.“ *Discite justitiam moniti!*⁷⁾ Welche strenge Vaterhand hat Frankreich mit allen denkbaren Geißeln geschlagen und zugleich durch übernatürliche Mittel seine Macht erhalten, indem sie alle Anstrengungen seiner Feinde gegen sie selbstkehrte! Man rede uns nicht von den Assignaten, von der Macht der Zahl usw., denn gerade die Möglichkeit der Assignate und die Macht der Zahl ist übernatürlich. Zudem liegt es nicht am Papiergeld noch an der Überzahl, wenn die Winde die französischen Schiffe vorwärtstreiben und die ihrer Feinde zurückwerfen, wenn der Winter ihnen in dem Augenblick Eisbrücken baut, wo sie sie brauchen, wenn die Frankreich schädlichen Herrscher zur rechten Zeit sterben, wenn die Franzosen Italien überschwebmen, wenn Truppen, die für die tapfersten der Welt gelten, vor dem gleichstarken Gegner die Waffen strecken und durch das Joch gehen.

Man lese die schönen Betrachtungen von Dumas über den jetzigen Krieg; man findet darin durchaus das Warum, aber nicht das Wie für die Art, die er angenommen hat. Stets muß man bis zum Wohlfahrtsausschuß zurückgehen, der ein Wunder war und dessen Geist noch jetzt die Schlachten gewinnt.

Kurz, die Züchtigung Frankreichs durchbricht alle gewöhnlichen Regeln, und der Schutz, den es fand, ebenso. Aber diese beiden Wunder zusammen verstärken sich gegenseitig und bilden eines der erstaunlichsten Schauspiele, das je ein Menschenauge sah.

Je mehr die Ereignisse sich entschleiern werden, wird man noch andere Gründe und noch wunderbarere Beziehungen erblicken. Zudem sehe ich nur einen Teil von denen, die ein schärferes Auge schon jetzt wahrnehmen könnte.

Das furchtbare Blutbergießen, die Folge dieser großen Erschütterung, ist ein schreckliches Mittel. Indes ist es sowohl ein Mittel wie eine Züchtigung, und es kann zu bedeutamen Betrachtungen führen.

⁷⁾ Ihr seid gewarnt. Lernet Gerechtigkeit!

Kapitel 3.

Von der gewaltsamen Vernichtung des Menschengeschlechts.

Leider hatte der König von Dahome in Innerafrika nicht so unrecht mit den Worten, die er vor einiger Zeit zu einem Engländer sprach: „Gott hat diese Welt zum Kriege geschaffen. Alle Reiche, große wie kleine, haben zu jeder Zeit Krieg geführt, obwohl nach verschiedenen Grundsätzen.“⁸⁾ Die Geschichte beweist leider, daß der Krieg in gewissem Sinne der gewöhnliche Zustand der Menschheit ist, d. h. daß Menschenblut ununterbrochen auf dem Erdball fließen muß, bald hier, bald da, und daß der Friede für jedes Volk nur eine Kampfpause ist.

Man verweist auf die Schließung des Janustempels unter Augustus; man nennt ein Jahr (790) unter der kriegerischen Regierung Karls des Großen, wo sich kein Krieg ereignete⁹⁾. Man nennt eine kurze Frist nach dem Frieden von Rijswijk (1697) und eine ebenso kurze nach dem Frieden von Carlowitz (1699), wo kein Krieg stattfand, weder in Europa noch sonst in der bekannten Welt. Aber diese Epochen sind nur Augenblicke. Wer weiß außerdem, was zu der und der Zeit auf der ganzen Erde geschieht?

Das 18. Jahrhundert begann für Frankreich mit einem grausamen Kriege¹⁰⁾, der erst 1714 mit dem Frieden von Rastatt endete. Im Jahre 1719 erklärte Frankreich an Spanien den Krieg; er schloß mit dem Pariser Frieden von 1727. Die polnische Königswahl ließ den Krieg 1733 wieder aufflammen; der Friede kam 1736 zustande¹¹⁾. Vier Jahre danach brach der furchtbare österreichische Erbfolgekrieg aus. Er tobte ununterbrochen bis 1748¹²⁾. In acht Friedensjahren begannen die Wunden von acht Kriegsjahren zu vernarben, als Englands Ehrgeiz Frankreich zur Schilderhebung zwang¹³⁾. Der Siebenjährige Krieg ist nur zu wohl bekannt. Nach

⁸⁾ The History of Dahomey, by Archibald Dalziel, Biblioth. Brit., Mai 1796, II, 1, S. 87.

⁹⁾ Gaillard, Histoire de Charlemagne, II, 1, Kap. 5.

¹⁰⁾ Dem spanischen Erbfolgekrieg. — D. Übers.

¹¹⁾ Durch ihn ging Lothringen dem Deutschen Reiche verloren. — D. Übers.

¹²⁾ Ein Teil davon waren die zwei Schlesischen Kriege Friedrichs des Großen. — D. Übers.

¹³⁾ Die Gegenrechnung (Österreichs Absichten auf Schlessien und Rußlands auf Ostpreußen) vergißt der Verfasser. — D. Übers.

fünfzehn Friedensjahren verwickelte der Aufstand Amerikas Frankreich von neuem in einen Krieg, dessen Folgen keine menschliche Weisheit voraussehen konnte. 1782 ward der Friede unterzeichnet; sieben Jahre darauf bricht die Revolution aus, die noch andauert. Sie hat Frankreich bisher vielleicht drei Millionen Menschenleben gekostet. Betrachtet man also nur Frankreich, so kommen auf 96 Jahre 40 Kriegsjahre. Wenn einige Völker mehr Glück hatten, so waren andere noch schlechter daran.

Aber es genügt nicht, einen Zeitpunkt und einen Punkt des Erdballs zu betrachten; man muß mit raschem Blick die ganze lange Kette von Schlächtereien überschauen, die alle Blätter der Geschichtsbücher beflecken. Dann sieht man den Krieg ohne Unterlaß wüthen, wie ein anhaltendes Fieber mit furchtbaren Höhepunkten. Ich bitte den Leser, dies Bild seit dem Niedergang der römischen Republik zu verfolgen.

Marius vernichtet in einer Schlacht 200 000 Cimbern und Teutonen. Mithridates läßt 80 000 Römer umbringen. Sulla rottet 90 000 in einer Schlacht in Böötien aus und verliert dabei selbst 10 000. Als bald kommt es zu Bürgerkriegen und Proskriptionen. Allein Cäsar läßt eine Million Menschen auf dem Schlachtfelde fallen. (Schon vor ihm genoß Alexander der Große diese verderbliche Ehre.) Augustus schließt eine Weile den Janustempel, öffnet ihn aber für Jahrhunderte wieder, indem er ein Wahlreich begründet. Einige gute Kaiser ließen den Staat zu Atem kommen, aber die Kriege hörten nie auf, und unter dem „guten“ Titus ließen 600 000 Menschen bei der Belagerung von Jerusalem ihr Leben. Die Menschenvernichtung durch die römischen Waffen ist wahrhaft grauenvoll¹⁴⁾. Das Oströmische Reich bietet nur eine Kette von Schlächtereien. Welche Menge von Kriegen und Schlachten, mit Konstantin beginnend! Vicinius verliert 20 000 Mann bei Eibalis, 34 000 bei Adrianopel und 100 000 bei Chrysopolis. Die nordischen Völker beginnen sich zu rühren. Franken, Goten, Hunnen, Langobarden, Alanen, Vandalen usw. greifen das römische Reich an und zerstückeln es allmählich. Attila taucht Europa in Feuer und Blut. Die Franken erschlagen ihm 200 000 Mann bei Chälons, und die Goten fügen ihm im folgenden Jahr eine noch schmerzere Niederlage zu. Binnen einem Jahrhundert wird Rom dreimal erobert und geplündert, und bei einem Aufstand in Konstantinopel kommen 40 000 Menschen ums Leben. Die Goten erobern Mailand und erschlagen 300 000 Einwohner. Totila läßt alle Einwohner von Tiboli nieder machen und bei der Plünderung Roms 80 000.

¹⁴⁾ Montesquieu, Esprit des lois, XXIII, Kap. 19.

Mohammed erscheint; das Schwert und der Koran durchziehen zwei Drittel des Erdballs. Die Sarazenen stürmen vom Euphrat bis zum Guadalquivir. Sie zerstören die Riesenstadt Syrakus, verlieren 30 000 Mann bei Konstantinopel in einer Seeschlacht, und Pelagius erschlägt ihrer 30 000 in einer Landschlacht. Diese Verluste waren für die Sarazenen nichts, aber der reißende Strom trifft in der Ebene von Tours auf die Franken, und der Sohn Pipins I. erhält inmitten von 300 000 Leichen das furchtbare Beiwort, das seinen Namen noch jetzt auszeichnet. In Spanien trifft der Islam auf einen unbezähmbaren Gegner. Nie vielleicht hat man mehr Ruhm, Größe und Blutvergießen gesehen. Der Kampf zwischen Christen und Muslim in Spanien währte 800 Jahre. Mehrere Kriegszüge, ja einzelne Schlachten kosteten 20-, 30-, 40-, ja 80 000 Menschen das Leben.

Karl der Große besteigt den Thron und führt ein halbes Jahrhundert Krieg. Alljährlich bestimmt er, in welchen Teil Europas er den Tod tragen will. Überall gegenwärtig und überall siegreich, vernichtet er eiserne Völker, wie Cäsar die verweichlichten Asiaten vernichtete. Die Normannen beginnen mit jener langen Reihe von Verheerungen und Grausamkeiten, die uns noch heute erschauern lassen. Karls des Großen ungeheures Erbe zerfällt. Ehrgeiz bedeckt es mit Blut, und der Name der Franken verschwindet in der Schlacht bei Fontenay. Ganz Italien wird von den Sarazenen verheert, während Normannen, Dänen und Ungarn Frankreich, Holland, England, Deutschland und Griechenland brandschatzen. Schließlich werden die Barbarenvölker seßhaft und zahm. Diese Ader ist ausgeblutet, aber sofort springt eine neue auf: die Kreuzzüge beginnen. Ganz Europa fällt über Asien her; man zählt die Zahl der Opfer nur noch nach Myriaden. Dschingis-Khan und seine Söhne unterjochen und verheeren die Welt von China bis Böhmen. Die Franzosen, die das Kreuz gegen die Muselmanen getragen hatten, nehmen es nun gegen die Ketzer: der grausame Albigenserkrieg bricht aus. In der Schlacht bei Bouvines fallen 30 000 Mann. Fünf Jahre darauf kommen 80 000 Sarazenen bei der Belagerung von Damiette um. Die Guelfen und Ghibellinen beginnen den Kampf, der Italien so lange mit Blut bedecken sollte. Die Fackel der Bürgerkriege loht in England auf. Sizilianische Vesper. Unter der Herrschaft Eduards und Philipps von Valois stoßen England und Frankreich furchtbarer denn je aufeinander und führen eine neue Ara des Blutvergießens herauf. Jüdenmordereien; Schlacht bei Poitiers und bei Nikopolis. Der Sieger fällt unter den Streichen Lamerlans, der in Dschingis-Khans Spuren tritt. Der Herzog von Burgund läßt den Herzog von Orleans ermorden; damit beginnt das blutige Ringen zwischen den

] Juden

beiden Geschlechtern. Schlacht bei Azincourt. Die Hussiten tauchen einen großen Teil Deutschlands in Feuer und Blut. Mohammed II. herrscht und kämpft 30 Jahre. England, in seine Schranken zurückgewiesen, zerfleischt sich mit eigener Hand. Die Häuser York und Lancaster überschwemmen es mit Blut. Die Erbtöchter Burgunds bringt ihre Staaten dem Hause Oesterreich zu; und in diesem Heiratsvertrag wird vereinbart, daß die Menschen sich 300 Jahre lang vom Belt bis zum Mittelmeer abschlachten sollen. Die Entdeckung der Neuen Welt ist das Todesurteil für drei Millionen Indianer. Karl V. und Franz I. erscheinen auf der Weltbühne. Jedes Blatt ihrer Geschichte ist rot von Menschenblut. Herrschaft Solimans, Schlacht bei Mohacs, Belagerung Wiens, Belagerung von Malta usw. Aber aus dem Schatten eines Klosters kommt eine der größten Geißeln der Menschheit: Luther tritt auf. Calvin folgt ihm. Bauernkrieg; Dreißigjähriger Krieg; Bürgerkrieg in Frankreich; Blutbad in den Niederlanden, in Irland, in den Cevennen; Bartholomäusnacht; Ermordung Heinrichs III., Heinrichs IV., Hinrichtung der Maria Stuart und Karls I.; in unseren Tagen schließlich die französische Revolution, die aus gleicher Quelle kommt.

Kw (Ich will dies grauenhafte Bild nicht weiter ausmalen. Unser Jahrhundert und das vorhergehende sind hinlänglich bekannt. Man betrachte die Völker in allen möglichen Stadien, vom Zustand der Barbarei bis zu dem der verfeinertesten Kultur: stets wird man Krieg finden. Aus diesem Grunde, der die Hauptursache ist, und aus allen, die damit zusammenhängen, hat das Vergießen von Menschenblut auf Erden nie ein Ende gehabt. Bald ist es auf größerem Raume weniger stark, bald auf kleinerem Raume gewaltig, somit fast gleichbleibend. Aber von Zeit zu Zeit treten Ereignisse ein, die es ins Ungeheuerliche steigern, so die Punischen Kriege, die Triumvirate, Cäsars Siege, die Barbareneinfälle, die Kreuzzüge, die Religionskriege, der Spanische Erbfolgekrieg, die französische Revolution usw. Hätte man Tabellen über das Blutvergießen, wie man meteorologische Tabellen hat, wer weiß, ob man im Laufe einiger Jahrhunderte der Beobachtung nicht das Gesetz entdecken würde¹⁵⁾. Wie Buffon sehr richtig nachgewiesen hat, ist ein großer Teil der Tiere zu gewaltsamem Tun bestimmt.

¹⁵⁾ So ergibt sich aus dem Bericht des kaiserlichen Generalarztes der Armee, daß von 250 000 Mann, die Kaiser Joseph II. gegen die Türken sandte, vom 1. Juni 1788 bis 1. Mai 1789 33 543 durch Krankheiten starben und 80 000 im Kampfe fielen. („Gazette nationale et étrangère“ von 1790, Nr. 34.) Und aus einer in Deutschland angestellten schätzungsweise Berechnung ersieht man, daß der gegenwärtige Krieg im Oktober 1795 Frankreich eine Million Menschen und den Alliierten 500 000 gekostet hat. („Frankfurter Courier“ vom 28. Oktober 1795, Nr. 296.)

Allem Anschein nach hätte er seine Beweisführung auch auf den Menschen ausdehnen können, aber man kann sich da an die Tatsachen halten.

Ubrigens kann man zweifeln, ob diese gewaltsame Vernichtung im allgemeinen ein so großes Übel ist wie man glaubt. Wenigstens ist sie eins von den Übeln, die zu einer Ordnung der Dinge gehören, in der alles gewaltsam und wider natürlich ist, die aber auch ihrerseits Werte erzeugt. Zunächst kann die menschliche Seele, wenn sie durch Verweichlichung, Unglauben und entnervende Laster, die Folge der Überkultur, ihre Spannkraft verloren hat, nur durch Blut wieder aufgefrischt werden. Es ist durchaus nicht leicht zu beweisen, warum der Krieg verschiedene Wirkungen zeitigt, je nachdem die Ursachen verschieden sind. Man sieht nur deutlich, daß die Menschheit als ein Baum betrachtet werden kann, der von unsichtbaren Händen dauernd beschnitten wird und dabei oft gewinnt. Allerdings kann der Baum zugrunde gehen, wenn man den Stamm trifft oder ihn wie eine Weide kappt, aber wer kennt die Grenzen der Lebensdauer des Menschenbaumes? Wir wissen nur, daß großes Blutvergießen häufig mit Überbevölkerung zusammentrifft, wie man es besonders bei den altgriechischen Freistaaten und in Spanien unter der Herrschaft der Araber¹⁰⁾ gesehen hat. Die Gemeinplätze über den Krieg bedeuten nichts. Man braucht nicht sehr scharfsinnig zu sein, um zu wissen, daß, je mehr Menschen umkommen, desto weniger übrigbleiben, aber man muß die Folgen der Operation betrachten. Um bei dem obigen Vergleiche zu bleiben, kann man beobachten, daß der geschickte Gärtner dabei weniger den Wuchs überhaupt als das Fruchttragen im Auge hat: Früchte, nicht Holz und Blätter, verlangt er von dem Baume. Nun aber hängen die wahren Früchte der Menschennatur, die Künste und Wissenschaften, die großen Unternehmungen, die hohen Entwürfe, die männlichen Tugenden namentlich mit dem Kriege zusammen. Bekanntlich erreichen die Völker den Gipfel der Größe, die sie erlangen können, erst nach langen, blutigen Kriegen. So war die glänzendste Epoche Griechenlands die Zeit des Peloponnesischen Krieges; das Augusteische Zeitalter folgte unmittelbar auf den Bürgerkrieg und die Proskriptionen; der französische Geist wurde durch die Liga verfeinert und durch die Fronde gebildet; alle großen Männer des Zeitalters der Königin Anna wurden inmitten politischer

¹⁰⁾ Spanien zählte damals bis 40 Millionen Einwohner; jetzt hat es nur 10. „Einst blühte Griechenland inmitten der furchtbarsten Kriege. Das Blut floß in Strömen, und das ganze Land wimmelte von Menschen. Es schien, sagt Machiavelli, daß unsere Republik inmitten von Gemetzel, Proskriptionen und Bürgerkriegen um so mächtiger wurde.“ Rousseau, Gesellschaftsvertrag; III, Kap. 10.

Stürme geboren. Mit einem Worte: man möchte sagen, das Blut ist der Dünger der Pflanze, die Genie heißt.

Kunst u. Ru
Ich weiß nicht, ob man sich klar ist, wenn man sagt: „Die Künste lieben den Frieden.“ Zum mindesten müßte man sich deutlich erklären und die Behauptung näher umschreiben. Denn ich kenne nichts weniger Friedliches als das Zeitalter eines Perikles, Alexander, Augustus, Leo X. und Franz I., Ludwig XIV. und der Königin Anna.

Wäre es möglich, daß das Blutvergießen keine große Ursache und Wirkungen hätte? Man bedenke: Geschichte und Mythos, die Entdeckungen der modernen Physiologie und die alten Überlieferungen geben uns gleichermaßen den Stoff zu diesen Erwägungen. Auf diesem Gebiete zu tasten, wäre nicht schimpflicher, als auf tausend anderen, die dem Menschen weit ferner liegen.

Einzelne
Schelten wir indes auf den Krieg, und versuchen wir, die Herrscher von ihm abzubringen! Aber verzichten wir auf die Träumereien des Philosophen Condorcet, dieses Lieblings der Revolution, der sein Leben damit zubrachte, das Unglück des jetzigen Geschlechts vorzubereiten und unseren Nachkommen gnädig die Vollkommenheit zu vermachen. Nur ein Mittel gibt es, die Kriegsgewißel einzuschränken, und zwar durch Beschränkung der Wirren, die diese furchtbare Läuterung herbeiführen.

In der Drestie des Euripides wird Helena, eine der Hauptgestalten, von den Göttern dem gerechten Groll der Griechen entzogen und neben ihren beiden Brüdern an den Himmel versetzt, um gleich ihnen den Schiffern ein glückbringendes Zeichen zu sein. Zur Rechtfertigung dieser seltsamen Apotheose erscheint Apollo¹⁷⁾. „Helenas Schönheit“, so spricht er, „war nur ein Werkzeug der Götter, um die Griechen und Trojaner miteinander zu verfeinden und Blut fließen zu lassen, damit auf Erden das Unrecht der allzu zahlreich gewordenen Menschen getilgt würde¹⁸⁾.“ Apollo sprach sehr richtig. Die Menschen sammeln die Wolken und klagen dann über die Gewitter.

„Der Zorn der Menschen ruft die Welt in Waffen,
Des Himmels Zorn muß den der Herrscher schaffen.“

Ich weiß wohl, daß wir bei all solchen Erwägungen stets das furchtbare Bild der Schuldlosen sehen, die mit den Schuldigen unkommen. Wir wollen uns indes nicht in diese Frage vertiefen, die zum Tiefsten gehört, was es gibt, und sie bloß in ihrem Verhältnis zu dem allgemeinen, uralten Glaubenssatz betrachten, wonach die

¹⁷⁾ Dignus vindice nodus. (Ein des Schiedsrichters würdiger Knoten.) Horaz, Ars poetica, 191.

¹⁸⁾ ὡς ἀπαντλεῖεν. Eurip. Drest. 1655—58.

Leiden der Unschuld den Schuldigen zugute gerechnet werden können. Aus diesem Gedanken, scheint mir, leiteten die Alten den Opferbrauch ab, den sie in der ganzen Welt übten und den sie nicht nur für die Lebenden, sondern auch für die Toten für nützlich hielten¹⁹⁾. Ein bezeichnender Brauch, an den wir so gewöhnt sind, daß wir uns nicht darüber wundern, trotzdem seine Wurzeln sehr schwer zu erreichen sind.

Auch die im Altertum so berühmten Selbstaufopferungen hingen mit dem gleichen Glauben zusammen. Decius glaubte, daß die Gottheit das Opfer seines Lebens annähme und daß er damit alle Übel aufwiegen könnte, die seinem Vaterland drohten²⁰⁾.

Das Christentum heiligte diesen Glaubenssatz, der dem Menschen so natürlich ist, obwohl man durch Vernunftgründe schwerlich dahin zu gelangen scheint. So mag in dem Herzen Ludwigs XVI. oder der heiligen Elisabeth sich etwas geregt haben, was ihnen sagte, daß ihr Tod Frankreich retten könnte.

Man fragt sich bisweilen, wozu die furchtbar strengen Bräuche gewisser Mönchsorden dienen können, die auch eine Selbstaufopferung sind. Ebenfogut könnte man fragen, wozu das Christentum diene, denn es beruht ganz und gar auf demselben, nur erweiterten Glaubenssatz, daß die Unschuld das Verbrechen sühnt. Die Macht, welche diese Orden billigt, wählt einige Menschen aus und schließt sie von der Welt ab, um sie zu ihren Führern zu machen.

In der Welt gibt es nur Gewalt, aber wir sind durch die neuere Philosophie verdorben, nach der alles gut ist, wo doch alles vom Bösen besetzt und alles böse ist, da nichts an seinem rechten Platze ist. Da der Grundton unseres Schöpfungs-systems gesunken ist, sind nach der Harmonielehre auch alle anderen Töne gesunken. Die Kreatur seufzt²¹⁾ und strebt mit schmerzlicher Anstrengung einer anderen Ordnung der Dinge zu.

Wer die großen Unglücksfälle der Menschheit ins Auge faßt, wird ganz besonders zu solchen schmerzlichen Betrachtungen gelangen. Aber wir wollen nicht den Mut verlieren. Jede Züchtigung läutert auch, und die ewige Liebe kehrt jede Unordnung gegen das böse Prinzip. Es ist hold, inmitten des allgemeinen Umsturzes

¹⁹⁾ Sie opferten buchstäblich für die Ruhe der Seelen. „Diese Opfer“, sagt Plato, „sind sehr wirksam, nach dem Zeugnis ganzer Städte, der Dichter und Gotteskinder sowie der gottesfüllten Schar.“ De Republica, II.

²⁰⁾ *Piaculum omnis deorum irae. Omnes minas periculaque ab diis superis inferisque in se unum vertit.* (Als Sühne für den Zorn der Götter. Alle Drohungen und Gefahren von den ober- und unterirdischen Göttern wandte er gegen sich allein.) Livius, VIII, 9 f.

²¹⁾ Epistel Pauli an die Römer, VIII, 22 ff.

die Pläne der Gottheit vorauszuahnen. Nie werden wir auf unserer Pilgerfahrt alles sehen und oft werden wir uns täuschen. Aber sind wir denn nicht in allen Wissenschaften, mit Ausnahme der exakten, auf Mutmaßungen angewiesen? Sind unsere Mutmaßungen annehmbar, haben sie die Analogie für sich, stützen sie sich auf allgemeine Ideen, sind sie vor allem tröstlich und vermögen sie uns zu bessern, was fehlt ihnen dann? Sind sie nicht wahr, so sind sie doch gut. Oder vielmehr: da sie gut sind, sollten sie da nicht auch wahr sein?

Nachdem ich die französische Revolution lediglich vom moralischen Standpunkt betrachtet habe, wende ich mich mit meinen Mutmaßungen nun zur Politik, ohne jedoch den Hauptzweck meines Werkes zu vergessen.

Kapitel 4.

Kann die französische Republik von Bestand sein?

Besser fragte man: Kann die französische Republik überhaupt bestehen? Man nimmt es an, aber die Vorfrage scheint sehr begründet, denn Natur und Geschichte beweisen gleichermaßen, daß eine große, unteilbare Republik ein Unding ist. Eine kleine Zahl von Republikanern innerhalb eines Mauerringes kann gewiß Millionen Untertanen haben: so war es bei Rom. Aber ein großes freies Volk kann nicht unter republikanischer Herrschaft bestehen. Das ist an sich so klar, daß die Theorie ohne Hilfe der Erfahrung auskommen könnte, aber die Erfahrung, die in der Politik, wie in der Physik, alles entscheidet, stimmt hier völlig mit der Theorie überein.

Was hat man den Franzosen sagen können, um sie an eine Republik von 80 Millionen Menschen glauben zu lassen? Nur zweierlei: 1. Etwas bisher nie Gesehenes ist durchaus möglich; 2. die Entdeckung des Systems der Volksvertretung macht etwas für uns möglich, was für unsere Vorfahren unmöglich war. Prüfen wir den Wert beider Argumente.

Wenn man uns sagte, ein hundertmillionenmal geworfener Würfel zeige immer nur die Zahlen 1, 2, 3, 4 und 5 — könnten wir dann glauben, daß er auch einmal die Zahl 6 zeigte? Gewiß nicht. Es wäre uns dann bewiesen, als ob wir es selbst gesehen hätten, daß eine der sechs Seiten des Würfels weiß ist oder daß eine der Zahlen wiederkehrt.

Wohlan! Gehen wir die Geschichte durch, dann werden wir den sogenannten „Zufall“ sehen, wenn der Würfel seit 4000 Jahren ununterbrochen geworfen wird. Hat der Zufall je die „große Republik“ herbeigeführt? Nein. Somit stand diese Zahl nicht auf dem Würfel.

Hätte die Welt nach und nach neue Regierungsformen erlebt, so hätten wir kein Recht zu der Behauptung, die und die Form sei unmöglich, weil man sie nie gesehen habe. Aber die Sache liegt ganz anders: man hat stets die Monarchie gesehen und bisweilen die Republik. Will man dann weiter unterscheiden, so kann man die Regierungsform, bei der die Masse die Herrschaft ausübt, als Demokratie bezeichnen, und die, bei der sie einer größeren oder kleineren Zahl bevorrechteter Familien gehört, als Aristokratie. Damit ist alles gesagt.

Der Vergleich mit dem Würfel trifft also genau zu. Da stets die gleichen Zahlen aus dem Würfelbecher des Zufalls hervorgehen, berechtigt uns die Wahrscheinlichkeitstheorie zu der Behauptung, daß es keine anderen gibt. Vertauschen wir doch nicht das Wesen der Dinge mit ihren Unterschieden. Das erstere ist unveränderlich und kehrt stets wieder; die letzteren wechseln und verändern den Anblick ein wenig, zum mindesten für die Masse; denn jedes geübte Auge dringt leicht durch die wechselnde Hülle, die die ewige Substanz je nach Ort und Zeit anlegt.

Was ist z. B. neu und besonders an den drei Gewalten, die das Wesen der englischen Regierung ausmachen²²⁾? Nichts als die Namen Oberhaus und Unterhaus, die Tracht der Lords usw. Abstrakt genommen finden sich die drei Gewalten überall, wo sich weise und dauernde Freiheit findet, insbesondere in Sparta, wo die Regierung vor Lykurgs Gesetzgebung „stets schwankte, indem sie bald zur Tyrannei neigte, wenn die Könige zu mächtig waren, und bald zur Anarchie, wenn das gemeine Volk zuviel Macht an sich riß“. Aber Lykurg stellte dazwischen den Senat, der nach Platos Wort „ein heilsames Gegengewicht und eine starke Schranke war, welche die beiden Gegensätze im Gleichgewicht hielt und das Gemeinwesen auf feste und sichere Füße stellte. Denn die Senatoren stellten sich bald auf seiten der Könige, wenn es nötig war, der Verwegenheit des Volkes entgegenzutreten, oder sie bestärkten bisweilen die Volkspartei gegen die Könige, um zu verhüten, daß diese sich tyrannische Gewalt anmaßten²³⁾.“

Somit gibt es nichts Neues, und die große Republik ist ein Unding, denn es gab nie eine große Republik. Was aber das System der Volksvertretung betrifft, von dem man glaubt, es könne das Problem lösen, so muß ich mit meinem Urteil zurückhalten, was man mir hoffentlich nicht verübeln wird.

Beginnen wir mit dem Hinweis, daß dies System durchaus keine neue Erfindung ist, sondern vielmehr ein Erzeugnis oder, besser, ein Teil der Regierungsform des Feudalsystems, als es jene Reife und jenes Gleichgewicht erlangt hatte, die es alles in allem zum Vollkommensten machte, was man auf Erden gesehen hat²⁴⁾. Die Königsgewalt, die die Gemeinden geschaffen hatte, berief sie zu Nationalversammlungen; sie konnten sich nur durch

²²⁾ Vgl. Montesquiens Lehre von der Teilung der Gewalten in Regierung, Verwaltung und Gesetzgebung. — D. Überf.

²³⁾ Plutarch, Leben Lykurgs.

²⁴⁾ „Ich glaube es gibt auf Erden keine so wohl abgewogene Regierung.“ Montesquieu, „Geist der Gesetze“, XI, Kap. 8.

Bevollmächtigte vertreten lassen: daher das System der Volksvertretung.

Beiläufig gesagt, war es mit den Geschworenengerichten das gleiche. Die Rangordnung der Lehnsfolge berief die Lehnsleute gleicher Rangstufe zum Gerichtshof ihrer betreffenden Lehns Herren. Daher der Grundsatz, daß ein jeder nur von seinesgleichen gerichtet werden konnte (*Pares curtis*), ein Grundsatz, den die Engländer in vollem Umfange aufrechterhielten und folgerecht durchbildeten, wogegen die Franzosen, weniger folgerichtig, oder vielleicht unter dem Druck unbezwinglicher Umstände, nicht den gleichen Weg einschlugen.

Überhaupt ist die Volksvertretung keine englische Sondererscheinung. Sie findet sich in allen Monarchien Europas. Nur ist sie in England lebendig geblieben, während sie anderswo eingeschlafen oder abgestorben ist. Es liegt nicht im Zweck dieser kleinen Schrift, zu untersuchen, ob ihre Aufhebung ein Unglück für die Menschheit ist, und ob es sich empfiehlt, sich den alten Formen wieder anzunähern. Es genügt, auf Grund der Geschichte festzustellen:

1. daß in England, wo die Volksvertretung die meiste Macht errungen und behalten hat, vor der Mitte des 13. Jahrhunderts nicht die Rede davon war;

2. daß sie nicht erfunden wurde, nicht das Ergebnis einer Beschlussfassung war noch aus einer Tat des Volkes entsprang, das seine alten Rechte wahrnahm, sondern daß tatsächlich ein ehrgeiziger Krieger das Gleichgewicht der drei Gewalten zur Befriedigung seines Sonder Vorteils nach der Schlacht bei Lewes schuf, ohne, wie wie es stets geschieht, recht zu wissen, was er tat;

3. daß nicht nur die Einberufung der Gemeinden zum Nationalrat eine Bewilligung des Monarchen war, sondern daß der König auch grundsätzlich die Vertreter der Grafschaften, Städte und Ortschaften einberief;

4. daß die Gemeinden, selbst als sie sich während Eduards I. Fahrt nach Palästina das Recht angemacht hatten, ihre Abgeordneten selbst zu ernennen, nur beratende Stimme hatten, daß sie ihre Beschwerden vorbrachten, wie die Generalstände in Frankreich, und daß die Formel der Bewilligungen der Krone auf Grund ihrer Anträge stets lautete: „Bewilligt vom König und von den geistlichen und weltlichen Herren auf die untertänigen Bitten der Gemeinden“ — kurz, daß die dem Unterhaus zugeschriebene Macht der Mitbestimmung in der Gesetzgebung noch sehr jung ist, da sie kaum bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts zurückreicht.

Befteht man also unter Volksvertretung eine bestimmte Zahl von Abgeordneten, die auf Grund einer alten Bewilligung

des Herrschers von bestimmten Leuten entsandt, aus bestimten Städten oder Ortschaften entnommen sind, so muß man nicht um Worte streiten. Diese Regierungsform besteht, und zwar in England.

Soll aber das ganze Volk vertreten sein, so kann es das nur auf Grund eines Mandats²⁵⁾, und jeder Staatsbürger muß imstande sein, ein solches Mandat zu vergeben oder anzunehmen, mit einigen physisch und geistig unvermeidlichen Ausnahmen. Will man dann zu einer solchen Ordnung der Dinge noch die Abschaffung aller erblichen Unterschiede und Ämter fügen, so kommt eine Volksvertretung heraus, die man nie gesehen hat und die nie gelingen wird.

Man verweist auf Amerika, aber ich kenne nichts, was so aufreizend ist, wie die diesem Wickelkind erteilten Lobsprüche: man lasse es doch erst wachsen!

Um aber diese Erörterung zur vollen Klarheit zu bringen, ist zu betonen, daß die Lobredner der französischen Republik nicht nur zu beweisen haben, daß die vervollkommnete Volksvertretung (wie die Neuerer sie nennen) möglich und gut ist, sondern auch, daß das Volk dadurch seine Souveränität (wie sie es nennen) wiedererlangen und als ganzes eine Republik gründen kann. Das ist der Knoten der Frage; denn ist die Republik in der Hauptstadt und das übrige Frankreich dieser Republik untertan, so ist von einem „souveränen Volk“ nicht die Rede.

Die mit der Volkszählung betraute Kommission berechnet die Bevölkerungszahl Frankreichs auf 30 Millionen. Angenommen, das stimmte, und Frankreich behielte seine Eroberungen. Jahr für Jahr scheiden nach den Verfassungsbestimmungen 250 Personen aus der gesetzgebenden Körperschaft aus, um durch neue ersetzt zu werden. Daraus folgt, daß, wenn die 15 Millionen Männer, die diese Bevölkerungszahl voraussetzt, unsterblich, zur Volksvertretung befähigt und regelmäßig auf Befehl ernannt würden, jeder Franzose die Volkssouveränität im Verlauf von 60 000 Jahren ausüben könnte²⁶⁾.

Da man jedoch in einem solchen Zeitraum unfehlbar stirbt, auch dieselben Leute wiedergewählt werden können und eine Menge

²⁵⁾ Man nimmt aus Unachtsamkeit oder aus bösem Willen oft an, daß der Mandatar allein der Vertreter sein kann. Das ist ein Irrtum. Tag für Tag werden vor Gericht Kinder, Geisteskranke und Abwesende von Leuten vertreten, die ihr Mandat nur durch das Gesetz haben. Nun aber vereinigt das Volk diese drei Eigenschaften in hervorragendem Maße, denn es ist stets Kind, stets von Sinnen und stets abwesend. Warum also könnten seine Vormünder nicht auf seine Mandate verzichten?

²⁶⁾ Von den fünf Direktoren rede ich nicht. Hier ist die Chance so gering, daß sie als Null zu betrachten ist.

Menschen von Natur und aus Vernunftgründen stets zur Volksvertretung unfähig sein wird, so erschrickt man bei dem Gedanken an die Anzahl von Herrschern, die zum Sterben verurteilt sind, ohne zu herrschen.

Rousseau hat behauptet, der Volkswille könne nicht übertragen werden. Man kann dies bejahen oder verneinen und tausend Jahre über diese Doktorfrage herumstreiten. Eins aber steht fest: das System der Volksvertretung schließt die Ausübung der Souveränität unmittelbar aus, besonders das französische, wo die Volksrechte sich auf die Ernennung der Wahlmänner beschränken, wo das Volk seinen Vertretern nicht nur keine besonderen Mandate erteilen darf, sondern auch das Gesetz geflissentlich jede Beziehung zwischen ihnen und ihren Provinzen aufhebt, da es ihnen ja einschärft, daß sie nicht die Vertreter ihrer Wähler, sondern des gesamten Volkes sind — ein großes Wort, und höchst bequem, denn man macht daraus, was man will. Kurz, es läßt sich keine Gesetzgebung ausdenken, die mehr auf Vernichtung der Volksrechte berechnet ist. Der elende jakobinische Verschwörer hatte also ganz recht, wenn er in einem Gerichtsverhör rundheraus sagte: „Ich glaube, daß die jetzige Regierung die Gewalt an sich reißt und alle Rechte des Volkes verlegt, das sie in die kläglichste Knechtschaft gebracht hat. Es ist das scheußliche System des Glücks einer kleinen Zahl, auf der Bedrückung der Masse begründet. Dem Volk ist derart der Mund verbunden, es ist von dieser aristokratischen Regierung derart in Ketten gelegt, daß es ihm schwerer denn je fällt, sie zu brechen²⁷⁾.“

Ah, was liegt der Nation an der eiteln Ehre der Volksvertretung, wenn sie nur mittelbar Anteil daran hat und Millionen Menschen nie dazu gelangen? War die Souveränität und die Regierung ihr je fern?

Aber, wird man unter Umkehrung des Arguments sagen, was liegt der Nation an der eiteln Ehre der Volksvertretung, wenn das angenommene System die öffentliche Freiheit verbürgt? Darum handelt es sich nicht! Es fragt sich nicht, ob das französische Volk durch die ihm verliehene Verfassung frei sein kann, sondern ob es souverän sein kann. Man verschiebt die Frage nur, um Erörterungen abzuschneiden. Schließen wir zunächst die Ausübung der Souveränität aus; betonen wir die Grundtatsache, daß der Souverän stets in Paris ist und daß der ganze Lärm von der Volksvertretung nichts bedeutet, daß das Volk von der Regierung völlig ausgeschlossen bleibt, daß es mehr „Untertan“ ist als

²⁷⁾ Verhör Babeufs, Juni 1796.

unter der Monarchie und daß das Wort „große Republik“ ebenso unmöglich ist, wie ein viereckiger Kreis. Das aber ist arithmetisch bewiesen.

Die Frage läuft also nur darauf hinaus, ob es im Interesse des französischen Volkes liegt, einem vollziehenden Direktorium und den beiden Kammern der Verfassung von 1795 untertan zu sein, anstatt einem König, der nach den alten Formen regiert.

Ein Problem ist viel leichter zu lösen, als zu stellen. Man muß also das Wort „Republik“ beiseite lassen und nur von der „Regierung“ reden. Ich will nicht prüfen, ob diese Regierung geeignet ist, die öffentliche Wohlfahrt herbeizuführen. Das wissen die Franzosen ja gut genug! Wir wollen nur prüfen, ob sie so, wie sie ist, und wie man sie auch bezeichnen möge, von Dauer sein kann.

Erheben wir uns zunächst zum Standpunkt eines denkenden Wesens und betrachten wir von ihm aus den Ursprung dieser Regierung. Das Böse hat mit dem Dasein nichts gemein. Es kann nichts schaffen, denn es ist rein verneinend. Das Böse ist die Zerstörung des Seins, es ist nicht wirklich. Nun aber ist es ein Kennzeichen der französischen Revolution, daß sie zu einem einzig dastehenden geschichtlichen Ereignis macht, daß sie von Grund aus böse ist. Nichts Gutes tröstet den Blick des Betrachters an ihr. Sie ist das höchste Maß von Verworfenheit, die reine Unreinheit. Auf welchem Blatt der Geschichte findet man eine so große Zahl von Lastern, die auf der gleichen Bühne auftreten? Welch ein grauenhafter Verein von Niedrigkeit und Grausamkeit! Welch tiefe Unsittlichkeit! Welches Vergessen jeder Scham!

Die jugendliche Freiheit trägt so ausgeprägte Züge, daß man sich unmöglich darüber täuschen kann. In solchen Zeiten ist die Vaterlandsliebe eine Religion und die Achtung vor dem Gesetz abergläubisch. Die Charaktere sind stark ausgeprägt, die Sitten streng: alle Tugenden glänzen zugleich, die Parteien wirken zum Wohle des Vaterlandes, denn man streitet sich nur um die Ehre, ihm zu dienen; alles, selbst das Verbrechen, trägt das Gepräge der Größe.

Damit vergleiche man nun das Bild, das uns Frankreich bietet. Wie soll man da an die Dauer einer Freiheit glauben, die mit einem Krebschaden beginnt? Oder genauer gesprochen: wie soll man glauben, daß diese Freiheit entstehen kann (denn sie besteht noch nicht) und daß aus dem Schoße der abstoßendsten Fäulnis just die Regierungsform zu entstehen vermöchte, die ohne Tugenden noch weniger auskommen kann als jede andere? Hört man diese angeblichen Republikaner von Freiheit oder Tugend

reden, so glaubt man eine abgelebte Buhlerin zu hören, die sich mit feuerrot geschminkten Wangen als Jungfrau aufspielt.

Eine republikanische Zeitung hat uns folgenden Zug der Pariser Sitten überliefert: „Vor dem Zivilgericht kam eine Mädchenverführung zur Verhandlung. Ein vierzehnjähriges Mädchen verblüffte die Richter durch ein Maß von Verworfenheit, das der tiefen Unfittlichkeit des Verführers den Rang ablief. Über die Hälfte der Zuhörer bestand aus jungen Frauen und Mädchen, darunter mehr als zwanzig im Alter von 13 bis 14 Jahren. Mehrere waren mit ihren Müttern erschienen. Anstatt sich das Gesicht zu bedecken, lachten sie schallend bei den notwendigen, aber abstoßenden Einzelheiten, vor denen die Männer erröteten²⁸⁾.“

Leser, erinnere dich jenes Römers in den schönen Zeiten Roms, der bestraft wurde, weil er sein Weib vor den Kindern geküßt hatte! Zieh den Vergleich und urteile!

Die französische Revolution hat zweifellos verschiedene ungleiche Phasen durchlaufen, aber ihr Gesamtcharakter hat sich nicht geändert. Schon in ihrer Wiege bewies sie, was aus ihr werden sollte. Sie war eine Art von unerklärlichem Taumel, ein blindes Ungefühl, eine schamlose Verachtung alles dessen, was den Menschen ehrwürdig ist, eine ganz neue Grausamkeit, die mit ihren Schandtaten ihr Spiel trieb, vor allem eine schamlose Entweihung der Vernunft und aller Begriffe von Gerechtigkeit und Tugend.

Und auch jetzt noch sieht man, wie das Verbrechen die Grundlage dieses ganzen republikanischen Gebäudes bildet. Das Wort *citoyen*, das man an Stelle der alten höflichen Formen gesetzt hat, stammt von den verworfensten Menschen: Räuber erfanden diesen neuen Titel in einer ihrer Gesetzgebungsorgien. Der republikanische Kalender, den man nicht bloß von seiner lächerlichen Seite betrachten darf, war eine Verschwörung gegen die Religion; diese Zeitrechnung beginnt mit einem der größten Verbrechen, die die Menschheit geschändet haben. Sie können kein Aktenstück datieren, ohne sich mit Schande zu bedecken, denn sie erinnern damit an den entehrenden Ursprung einer Regierung, deren Feste selbst uns erblicken lassen.

Und aus diesem blutigen Schlamm soll eine dauerhafte Regierung hervorgehen? Man wende uns nicht die wilden, zügellosen Sitten der Barbarenvölker ein, die trotzdem zu dem emporstiegen, was wir sehen. Barbarische Unwissenheit gab gewiß bei manchen politischen Einrichtungen den Ausschlag. Aber die gelehrte Barbarei, die systematische Grausamkeit, die berechnete Verderbtheit und vor allem die Gottlosigkeit haben nie etwas hervor-

²⁸⁾ „Journal de l'Opposition“, 1795, Nr. 173, S. 705.

gebracht. Grüne Jugend gelangt zur Reife; Fäulnis führt zum Nichts.

Hat man überdies je eine Regierung, zumal eine freie Verfassung, ohne die Mitglieder des Staates beginnen und sich ihrer Zustimmung entschlagen sehen? Und doch würde das Meteor, das sich französische Republik nennt, dies Schauspiel bieten, wenn es Bestand haben könnte. Man hält diese Regierung für stark, weil sie gewaltthätig ist; aber Kraft ist von Gewaltthat so verschieden wie von Schwäche, und die seltsame Art, wie sie gegenwärtig vorgeht, dürfte zum Beweise genügen, daß sie es nicht lange treiben wird. Das französische Volk will diese Regierung nicht; es duldet sie und bleibt ihr untertan, entweder, weil es sie nicht abzuschütteln vermag, oder weil es etwas noch Schlimmeres befürchtet. Die Republik ruht nur auf diesen zwei Säulen, die nicht Wirkliches sind. Man kann sagen, sie beruht völlig auf zwei Verneinungen. So ist es denn auch höchst bezeichnend, daß die Schriftsteller, die für die Republik eintreten, durchaus nicht danach trachten, die Güte dieser Regierung nachzuweisen, denn sie merken wohl, daß dies der schwache Punkt ihres Panzers ist. Sie sagen nur möglichst dreist, daß sie möglich ist, gehen über diese Behauptung aber leicht hinweg, wie über glühende Kohlen, und bemühen sich lediglich, den Franzosen zu beweisen, daß sie sich bei der Rückkehr zu ihrer alten Regierungsform den größten Übeln aussetzen. Auf diesem Punkte sind sie beredt; über die Nachteile von Umwälzungen sind sie unerschöpflich. Triebe man sie in die Enge, sie würden einem zugeben, daß die Umwälzung, die die gegenwärtige Regierung herbeigeführt hat, ein Verbrechen war, wenn man ihnen nur zubilligte, daß keine neue stattfinden darf. Sie knien vor dem französischen Volke nieder und flehen es an, die Republik beizubehalten. Aus allem, was sie über die Stabilität der Regierung sagen, fühlt man nicht die Überzeugung der Vernunft, sondern den Traum des Verlangens.

Gehen wir nun zu dem großen Fluch über, der auf der Republik lastet.

Kapitel 5.

Der religionsfeindliche Charakter der französischen Revolution.

Abweisung über das Christentum.

In der französischen Revolution liegt etwas Teuflisches, das sie von allem unterscheidet, was man bisher erlebt hat und noch erleben wird. Man erinnere sich der großen Sitzungen, der Reden Robespierres gegen den Priesterstand, des feierlichen Abfalls der Geistlichen, der Entweihung der Kultgegenstände, der Einsetzung des Kults der Vernunft und all jener unerhörten Auftritte, bei denen die Provinzen Paris noch zu überbieten suchten. Das alles fällt aus dem gewöhnlichen Rahmen des Verbrechens hinaus und scheint einer anderen Welt anzugehören.

Auch heute noch, wo die Revolution schon stark im Rückgang ist und die großen Ausschreitungen aufgehört haben, bleiben die Grundlagen bestehen. Haben die Gesetzgeber (wie sie sich selbst nennen) nicht das in der Geschichte einzig dastehende Wort gesprochen: „Die Nation besoldet keinen Kult“? Manche Männer unseres Zeitalters scheinen sich bis zum Haß gegen die Gottheit erhoben zu haben. Aber dieser scheußliche Gewaltstreich war gar nicht nötig, um die größten Anstrengungen zur Verfassungsbildung hinfällig zu machen: schon das Vergessen (nicht die Verachtung) des höchsten Wesens ist ein unwiderruflicher Fluch für die Menschenwerke, die davon betroffen sind. Alle denkbaren Einrichtungen beruhen auf einer religiösen Vorstellung, oder sie währen nicht lange. Ihre Stärke und Dauer hängt von dem Maß ihrer Vergöttlichung ab, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Die menschliche Vernunft, oder was man Philosophie nennt, ohne zu wissen, was man sagt, bildet nie einen Ersatz für diese Grundlage, die man abergläubisch nennt, wiederum ohne zu wissen, was man sagt. Vielmehr ist die Philosophie eine wesentlich zersetzende Macht.

Mit einem Worte: der Mensch kann nur dann Schöpfer sein, wenn er in Beziehung zum Schöpfer tritt. Wir sind von Sinnen, wenn wir verlangen, daß ein Spiegel das Bild der Sonne zurückstrahlt, wenn wir ihn zur Erde kehren.

Diese Betrachtungen richten sich an jedermann, an den Gläubigen wie an den Zweifler. Dies ist eine Tatsache, die ich behaupte, kein Behrsatz. Ob man der religiösen Vorstellungen spottet oder

sie verehrt, ist einerlei: ob wahr oder falsch, sie bilden trotzdem die einzige Grundlage aller dauerhaften Einrichtungen.

Rousseau, der von allen Menschen vielleicht am meisten geirrt hat, ist doch auf folgende Betrachtung gestoßen, ohne freilich die Schlußfolgerung daraus zu ziehen: „Das jüdische Gesetz,“ sagt er, „das noch heute besteht, und das von Ismaels Sohn, das seit zehn Jahrhunderten die halbe Welt regiert, verkünden noch heute die großen Männer, die es gaben. . . . Die hochmütige Philosophie oder der blinde Parteigeist sieht in ihnen nur erfolgreiche Betrüger²⁹⁾.“

Er brauchte nur die Schlußfolgerung zu ziehen, statt von jenem „großmächtigen Geiste“ zu reden, der „bei allen dauerhaften Einrichtungen vorwaltet³⁰⁾“ — als ob eine Redeblyme etwas erklärte!

Bedenkt man die von der Weltgeschichte bestätigten Tatsachen, betrachtet man die ganze Reihe der menschlichen Einrichtungen, von den großen Gestaltungen, welche die Zeitalter scheiden, bis zum kleinsten gesellschaftlichen Gebilde, vom Kaiserreich bis zur Gilde, so wird man finden, daß jede eine göttliche Grundlage hat und daß die menschliche Macht allen selbständig geschaffenen Werken nur ein falsches, vergängliches Dasein zu geben vermochte. Was soll man dann aber von dem neuen französischen Staatsbau und von der Macht halten, die ihn errichtete? Ich für mein Teil werde nie an die Fruchtbarkeit des Nichts glauben.

Es wäre eine fesselnde Aufgabe, unsere europäischen Einrichtungen eine nach der anderen durchzugehen und aufzuzeigen, wie sie sich alle verchristlicht haben, wie die Religion alles durchdringt, belebt und erhält. Umsonst besudelt, ja entstellt die menschliche Leidenschaft die ursprünglichen Schöpfungen; ist ihr Ursprung göttlich, so genügt das, um ihnen eine fabelhafte Dauer zu geben. Unter tausend Beispielen möge das der Ritterorden genügen. Gewiß tritt man ihren Mitgliedern nicht zu nahe, wenn man behauptet, daß die Religion vielleicht nicht ihr oberstes Ziel ist. Trotzdem bestehen sie fort, und diese Dauerhaftigkeit ist ein Wunder. Wie viele seichte Geister lachen über das seltsame Gemisch von Mönch und Krieger! Man sollte sich vielmehr über die geheime Kraft wundern, mit der diese Orden die Zeiten überdauert, gewaltige Mächte in Schach gehalten und Anstürmen widerstanden haben, die in der Geschichte noch heute wundernehmen. Diese Kraft aber liegt in dem Namen, auf dem solche Einrichtungen beruhen, denn alles ist nur durch den, welcher ist. Inmitten der allgemeinen

²⁹⁾ Gesellschaftsvertrag, II, Kap. 7.

³⁰⁾ Gesellschaftsvertrag, ebenda.

Umwälzung, deren Zeugen wir sind, richten sich die besorgten Blicke der Freunde eines Ordens besonders auf den Mangel an Erziehung. Man hörte sie oft genug sagen, die Jesuiten müßten wiederhergestellt werden. Ich will hier auf die Verdienste dieses Ordens nicht eingehen, aber dieser Wunsch setzt keine sehr tiefe Überlegung voraus. Könnte man nicht sagen, daß der heilige Ignatius bereit ist, unseren Absichten zu dienen? Ist der Orden aufgehoben, so könnte vielleicht ein Bruder Küchenmeister ihn im alten Geiste neu erstehen lassen, aber alle Herrscher der Welt vermöchten es nicht.

Es gibt ein göttliches Gesetz, das ebenso gewiß, ebenso greifbar ist, wie die Gesetze der Bewegung. Allemal, wenn ein Mensch sich nach besten Kräften in Beziehung zum Schöpfer setzt und im Namen der Gottheit irgendeine Einrichtung schafft, mag er selbst noch so schwach, so unwissend, arm und niedrig geboren, kurz, aller menschlichen Hilfsmittel bar sein, so nimmt er doch irgendwie an der Allmacht teil, deren Werkzeug er ist, und bringt Werke hervor, deren Kraft und Dauer den Verstand verwundern.

Ich bitte jeden aufmerksamen Leser, sich doch einmal umzusehen: er wird den Beweis für diese großen Wahrheiten bis in die geringsten Dinge sehen. Man braucht nicht bis auf Ismaels Sohn, auf Sykurg, Ruma und Moses zurückzugehen, deren Gesetzgebungen rein religiös waren; ein Volksfest, ein ländlicher Tanz genügen dem Beobachter. In protestantischen Ländern wird er manche Zusammenkünfte und Volksbelustigungen finden, die keine ersichtliche Ursache mehr haben, da sie an vergessenen katholischen Überlieferungen haften. Diese Art von Festen hat an sich nichts Moralisches und Achtbares, trotzdem stehen sie in sehr entferntem Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen, und das genügt, um ihnen Dauer zu verleihen. Dreihundert Jahre haben die Erinnerung daran nicht auslöschen können.

Ihr aber, Herren der Welt, Fürsten, Könige, Kaiser, mächtige Majestäten, unüberwindliche Eroberer: bringt das Volk doch nur an einem bestimmten Tag im Jahre an einem bestimmten Orte zusammen, um zu tanzen! Ich fordere wenig von euch, doch ich wage, euch feierlich zu erklären: es wird euch nicht gelingen. Aber der geringste Missionar wird Erfolg haben und noch zweitausend Jahre nach seinem Tode Gehorsam finden. Alljährlich am Johannistag, am Martinstag, am Benediktstag usw. versammelt sich das Volk bei einer Dorfkirche; es strömt mit lärmender, doch harmloser Fröhlichkeit herbei. Die Religion heiligt die Freude, und die Freude verschönt die Religion. Es vergißt seine Leiden, denkt

beim Heimweg an die Freude im nächsten Jahr am selben Tage, und dieser Tag ist ihm ein Datum³¹⁾.

Daneben stelle man das Bild der Herren Frankreichs, die eine unerhörte Umwälzung mit der höchsten Macht bekleidet hat und die nicht einmal ein einfaches Fest zustande bringen können. Sie verschleudern das Gold, rufen alle Künste zu Hilfe, und der Bürger bleibt zu Hause oder folgt dem Ruf nur, um sich über die Veranstaltung lustig zu machen. Man höre den Arger der Ohnmacht! Man höre die denkwürdigen Worte eines jener „Volksvertreter“ in der gesetzgebenden Körperschaft vom Januar 1796: „Was?“ rief er aus, „Menschen, die unseren Sitten und Bräuchen fremd sind, ist es gelungen, lächerliche Feste für unbekannte Ereignisse und zu Ehren von Leuten einzurichten, deren Dasein ein Problem ist? Was? Sie haben über ungeheure Mittel verfügen dürfen, um Tag für Tag mit trauriger Eintönigkeit inhaltslose und oft widersinnige Zeremonien zu wiederholen? Und denen, welche die Bastille zerstört, den Thron gestürzt und Europa bezwungen haben, sollte es nicht gelingen, durch Nationalfeiern die großen Ereignisse zu begehen, die unsere Revolution unsterblich machen?!“

O Wahnsinn! O Tiefe der menschlichen Schwachheit! Gesetzgeber, beherzigt dies große Geständnis: es lehrt euch, was ihr seid und was ihr vermögt.

Was brauchen wir noch weiter, um das französische System zu beurteilen? Ist seine Nichtigkeit nicht klar, so gibt es nichts Gewisses mehr auf Erden.

Ich bin von den Wahrheiten, die ich verfechte, so überzeugt, daß ich angesichts des allgemeinen Niederganges der Sittlichkeit, des Widerstreits der Meinungen, der Erschütterung der Herrschaften, die keine feste Grundlage haben, der Größe unserer Bedürfnisse und der Hinfälligkeit unserer Mittel glaube, es müßte jeder wahre Philosoph zwischen folgenden beiden Annahmen wählen: entweder es entsteht eine neue Religion, oder das Christentum wird auf eine außergewöhnliche Weise verjüngt. Zwischen diesen beiden Annahmen hat man die Wahl, je nach der Stellung, die man gegenüber der Wahrheit des Christentums einnimmt.

Nur Kurzsichtige, die allein das für wahr halten, was sie sehen, werden diese Annahme verächtlich ablehnen. Welcher Mensch der Antike hätte das Christentum vorhersehen können? Und welcher Nichtchrist hätte in seinen Anfängen dessen Erfolge vorhergesehen?

³¹⁾ Ludis publicis . . . popularem laetitiam in cantu et fidibus et tibiis moderanto, eamque cum Divum honore jungunto. (Bei den Volksfesten sollen sie die Volksfreude durch Gesang, Sarsen- und Flötenspiel mäßigen und sie mit der Ehre der Götter verbinden.) Cicero, De Leg. II, 9.

Woher wissen wir, ob eine große moralische Umwälzung nicht schon begonnen hat? Plinius hatte, wie sein berühmter Brief beweist, nicht die mindeste Ahnung von dem Riesen, den er nur in seiner Kindheit sah.

Aber welche Fülle von Gedanken befällt mich in diesem Augenblick und erhebt mich zu den höchsten Betrachtungen! Das gegenwärtige Geschlecht ist Zeuge eines der größten Schauspiele, das Menschenaugen gesehen haben: des Kampfes bis aufs Messer zwischen Christentum und Philosophie. Der Kampf ist eröffnet, die Gegner haben sich gepackt, und die Welt sieht zu. Wie bei Homer sieht man den „Vater der Götter und Menschen“ die Wage erheben, welche die beiden großen Interessen abwägt; bald wird eine der Schalen sinken.

Für voreingenommene Menschen, namentlich für solche, deren Herz den Verstand besiegt hat, beweisen Ereignisse nichts. Da sie unwiderstehlich Partei dafür oder dagegen genommen haben, sind Beobachtung und Beweisführung gleich vergebens. Aber ihr alle, die ihr guten Willens seid, die ihr leugnet oder zweifelt — vielleicht macht diese große Epoche des Christentums eurer Unentschlossenheit ein Ende. Seit achtzehnhundert Jahren beherrscht es einen großen Teil der Welt, und besonders den aufgeklärtesten Teil der Erde. Es findet in jener alten Zeit nicht einmal ein Ende. Durch seinen Gründer verknüpft es sich mit einer anderen Ordnung der Dinge, einer typischen Religion, die ihm voranging. Die eine kann nicht wahr sein, ohne daß es die andere ist. Die eine rühmt sich zu versprechen, was die andere zu halten sich rühmt, so daß das Christentum durch eine Verkettung, die eine sichtbare Tatsache ist, bis zum Ursprung der Welt zurückgeht. „Es entstand an dem Tage, da die Tage begannen.“

Es gibt kein zweites Beispiel einer solchen Dauer. Und selbst, wenn man beim Christentum bleibt, läßt sich keine Einrichtung der Welt ihm entgegenstellen. Nur um es herabzusetzen, vergleicht man es mit anderen Religionen, aber mehrere ausgeprägte Merkmale schließen jeden Vergleich aus. Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen; nur ein Wort — das wird genügen. Man zeige uns eine andere Religion, die auf Wundertaten beruht und unfäßliche Dogmen offenbart, und die achtzehnhundert Jahre lang von einem großen Teil der Menschheit geglaubt und von Zeitalter zu Zeitalter, von Origenes bis Pascal, von den ersten Männern ihrer Zeit verteidigt ward, trotz der äußersten Anstrengungen einer feindlichen Sekte, die von Celsus bis Condorcet nicht aufgehört hat zu schreien.

Wunderbar! Wenn man über diese große Einrichtung nachsinnt, so ist die natürlichste Annahme, die alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, die einer göttlichen Begründung. Wäre sie Menschenwerk, ihr Erfolg wäre unerklärlich. Wenn man das Wunder ausschließt, führt man es zurück.

Alle Völker, hat man gesagt, haben Kupfer für Gold gehalten. Sehr richtig; aber ist dies Kupfer in den Schmelztiegel Europas geworfen und achtzehnhundert Jahre lang unserer beobachtenden Chemie ausgesetzt worden? Und hat es diese Probe mit Ehren bestanden? Newton glaubte an die Fleischwerdung, aber Plato, dünkte ich, glaubte wenig an die wunderbare Geburt des Bacchus.

Das Christentum wurde von Unwissenden gepredigt und von Gelehrten geglaubt; insofern gleicht es keinem bekannten Ding. Zudem hat es alle Prüfungen überstanden. Man nennt die Verfolgung den Wind, der die Flammen des Fanatismus nährt und schürt. Meinethalben. Bei dieser Annahme hat Diocletian das Christentum gefördert, aber dann mußte Konstantin es ersticken, und das ist nicht der Fall. Es hat allem widerstanden, dem Frieden, dem Kriege, dem Blutgerüsten, den Triumpphen, den Dolchen, der Wollust, dem Hochmut, der Demütigung, der Armut, dem Überfluß, dem finsternen Mittelalter wie den leuchtenden Tagen Geos X. und Ludwigs XIV. Ein allmächtiger Kaiser, der den größten Teil der bekannten Welt beherrschte, erschöpfte alle Hilfsmittel seines Genius, um es zu bezwingen. Er vergaß nichts, um dem alten Glauben wiederaufzuhelfen, verknüpfte ihn geschickt mit den platonischen Ideen, die damals in Mode waren. Zudem er die Wut, die ihn erfüllte, unter der Maske rein äußerlicher Duldsamkeit verbarg, kehrte er gegen den feindlichen Kultus die Waffen, denen noch kein Menschenwerk widerstanden hat: er gab ihn der Lächerlichkeit preis, machte den Priesterstand arm, um ihn verächtlich zu machen, nahm ihm jede Stütze, die der Mensch seinem Werke geben kann. Verleumdungen, Ränke, Ungerechtigkeit, Bedrückung, Lächerlichkeit, Gewalt und Geschicklichkeit — es war alles umsonst. Der Galiläer siegte über Julian, den Philosophen.

Heute wiederholt sich das Experiment unter noch günstigeren Umständen. Es fehlt in der That nichts, um es entscheidend zu machen. Merkt also wohl auf, ihr alle, die ihr aus der Geschichte nichts gelernt habt! Ihr sagtet, das Zepter stützte die Tiara. Wohlan, auf dem weiten Kampfplatz gibt es kein Zepter mehr. Es ist zerbrochen, und seine Stücke liegen im Schlamm. Ihr wußtet nicht, inwieweit der Einfluß einer reichen und mächtigen Geistlichkeit die von ihr verkündigten Lehren unterstützen konnte.

Ich glaube zwar nicht, daß irgendeine Macht Glauben zu erwecken vermag, aber gehen wir weiter. Es gibt keine Priester mehr; sie sind vertrieben, ermordet, erniedrigt und ausgeraubt, und die, welche dem Fallbeil, den Scheiterhaufen, den Dolchen, den Erschießungen und Ertränkungen und der Deportierung entgangen sind, erhalten heute die Almosen, die sie einst gaben. Ihr fürchtetet die Macht der Gewohnheit, den Einfluß der Autorität, die Illusionen der Einbildungskraft: das alles ist nicht mehr. Es gibt keine Gewohnheit, keinen Herrn mehr; jeder ist sich selbst überlassen. Da die Philosophie den Mörtel zerfressen hat, der die Menschen zusammenhielt, gibt es keine geistige Zusammengehörigkeit mehr. Die Staatsgewalt, die den Umsturz des alten Systems mit aller Macht förderte, leiht den Feinden des Christentums jeden Beistand, den sie früher ihm lieh. Der Menscheng Geist nimmt alle denkbaren Formen an, um den alten Glauben des Volkes zu bekämpfen. Diese Anstrengungen finden Beifall und klingenden Lohn, und ihre Gegenbemühungen sind Verbrechen. Ihr habt nichts mehr zu befürchten von der Bezauberung der Augen, die stets zuerst getäuscht werden; Kirchenpomp, leere Zeremonien täuschen die Leute nicht mehr, vor denen man sich seit sieben Jahren über alles lustig macht. Die Kirchen sind geschlossen oder werden nur zu tobenden Versammlungen und zu den Bacchanalen eines zügellosen Volkes geöffnet. Die Altäre sind gestürzt; auf den Straßen hat man unreine Tiere in Bischofsgewändern herumgeführt; die heiligen Gefäße haben zu scheußlichen Drgien gedient, und auf die Altäre, die der alte Glaube mit geblendeten Cherubim umgab, hat man nackte Dirnen gestellt. Die „Philosophie“ hat sich also über nichts mehr zu beklagen. Alle menschlichen Vortheile stehen auf ihrer Seite; alles ist für sie und gegen ihre Nebenbuhlerin geschehen. Bleibt sie Siegerin, so wird sie nicht wie Cäsar sagen: Ich kam, ich sah, ich siegte. Aber wenn sie schließlich gesiegt hat, kann sie in die Hände klatschen und sich auf ein umgestürztes Kreuz setzen. Geht aber das Christentum aus dieser furchtbaren Prüfung reiner und kräftiger hervor, hebt der christliche Herkules den Sohn der Erde aus eigener Kraft empor und erdrückt ihn in seinen Armen, patuit Deus (so hat Gott sich offenbart).

Franzosen! Macht Platz dem Allerchristlichsten König! Tragt ihn selbst auf seinen alten Thron! Entfaltet seine Driflamme, und wenn sein Gold von einem Bol zum andern rollt, so trage es den siegreichen Wahlspruch: „Christus gebietet; er ist Herr, er ist Sieger!“

Kapitel 6.

Vom göttlichen Einfluß in den menschlichen Verfassungen.

In seinem Wirkungskreis kann der Mensch alles verändern, aber er schafft nichts; das ist sein Gesetz, im Physischen wie im Geistigen. Der Mensch kann gewiß einen Fruchtkern in die Erde legen, einen Baum großziehen, ihn durch ein Propfholz veredeln, ihn auf hundert Arten beschneiden, aber nie ist es ihm in den Sinn gekommen, er hätte die Macht, einen Baum zu schaffen.

Wie konnte er auf den Gedanken kommen, er hätte die Macht, eine Verfassung zu schaffen? Aus der Erfahrung vielleicht? Sehen wir zu, was sie uns lehrt.

Alle auf Erden bekannten freien Verfassungen sind auf zweierlei Weise entstanden. Entweder sie sind unsichtbar gewachsen, und zwar durch Zusammentreffen einer Menge von Umständen, die wir zufällig nennen, oder sie haben manchmal einen einzigen Urheber gehabt, der wie ein Wunder erscheint und sich Gehorsam verschafft. In beiden Fällen hat Gott uns durch folgende Merkmale unsere Schwäche und das Recht gezeigt, das er sich bei der Entstehung der Regierungen vorbehält:

1. Keine Staatsverfassung entsteht aus bloßer Beschlussfassung. Die Volksrechte sind nie geschrieben, oder wenigstens sind die Verfassungsparagraphen oder geschriebenen Grundgesetze immer nur einfache Erklärungen früherer Rechte, von denen man weiter nichts sagen kann, als daß sie da sind, weil sie da sind³²⁾.

2. Da Gott es hierbei für angezeigt hielt, übernatürliche Mittel anzuwenden, so hat er wenigstens der menschlichen Tätigkeit Schranken gezogen, so daß beim Entstehen der Verfassungen die Verhältnisse alles bewirken und die Menschen nur Zufälligkeiten (circonstances) sind. Meistenteils erreichen sie sogar im Trachten nach einem Ziele ein anderes, wie wir bei der englischen Verfassung sahen.

3. Die eigentlichen Volksrechte entspringen häufig aus der Bewilligung der Herrscher, und erst dann kann von ihnen historisch

³²⁾ „Man müßte wahnsinnig sein, um zu fragen, wer Sparta, Rom usw. die Freiheit gegeben hat. Diese Freistaaten haben ihre Verfassung nicht von Menschen erhalten. Gott und die Natur hat sie ihnen gegeben.“ So der unverdächtige Sidney, Rede über die Verf., Bd. I, § 2.

die Rede sein. Aber die Herrscher- und Adelsrechte, zum mindesten die wesentlichen, radikalen Grundgesetze (wenn der Ausdruck erlaubt ist) haben weder Datum noch Urheber.

4. Auch den Bewilligungen des Herrschers ist stets ein Zustand vorangegangen, der sie notwendig machte und der nicht von ihm abhing.

5. Obgleich die geschriebenen Gesetze stets nur Erklärungen früherer Rechte sind, ist doch bei weitem nicht alles geschrieben, was geschrieben werden kann. Vielmehr gibt es in jeder Verfassung etwas, das nicht geschrieben werden kann³³⁾ und das man in einer dunklen, ehrwürdigen Wolke lassen muß, will man den Staat nicht umstürzen.

6. Je mehr bei einer Einrichtung geschrieben wird, desto schwächer ist sie. Der Grund ist klar. Die Gesetze sind nur Erklärungen von Rechten, und die Rechte werden nur erklärt, wenn sie angegriffen werden. Somit beweist die Vielheit der geschriebenen Verfassungsgesetze nur die Vielheit der Angriffe und die Gefahr der Vernichtung. Darum war die kraftvollste Verfassung des heidnischen Altertums die spartanische, in der nichts geschrieben war.

7. Kein Volk kann sich die Freiheit geben, wenn es sie nicht besitzt³⁴⁾. Wenn es über sich selbst nachzudenken beginnt, stehen seine Gesetze fest. Der menschliche Einfluß erstreckt sich nicht über die Fortentwicklung bestehender Rechte hinaus, die jedoch verkannt oder strittig waren. Wenn Unbesonnene diese Grenzen durch vermessene Reformen überschreiten, verliert das Volk, was es besaß, ohne zu gewinnen, was es verlangte. Daher die Notwendigkeit, nur sehr selten zu reformieren, und nur mit Maß und Zittern.

8. Hat die Vorsehung die schnellere Entstehung einer Staatsverfassung bestimmt, so erscheint ein Mann, der mit unbeschreiblicher Macht ausgerüstet ist. Er spricht und verschafft sich Ge-

³³⁾ Der weise Hume hat oft darauf hingewiesen. Ich zitiere nur folgende Stelle: „Dieser Punkt der englischen Verfassung [das Beschwerde-recht] läßt sich sehr schlecht oder besser gar nicht durch Gesetze regeln. Er muß mehr durch den feinen Sinn für den rechten Augenblick und den Anstand bestimmt werden, als durch haarscharfe Gesetze und Erlasse. (Geschichte Englands, Karl I, Kap. 53, Anm. B.) — Thomas Payne ist bekanntlich anderer Ansicht. Nach seiner Behauptung ist eine Verfassung erst dann vorhanden, wenn man sie in die Tasche stecken kann.“

³⁴⁾ „Ein Volk, das gewohnt ist, unter einem Fürsten zu leben, behauptet seine Freiheit nur schwer, wenn es sie durch Zufall erlangt hat.“ Machiavelli, „Betrachtungen über Titus Livius“, I, Kap. 16. (Deutsch in den „Klassikern der Politik“ von Fr. v. Doppel-Bronikowski.)

horfam. Aber solche Wundermänner gehören vielleicht nur der antiken Welt und den jungen Völkern an. Wie dem aber auch sei, das Merkmal solcher Gesetzgeber ist dieses: sie sind Könige oder von erlauchter Geburt. Darin gibt es keine Ausnahme und kann keine geben. Hier lag auch der Mangel von Solons Gesetzgebung, der hinfälligsten des Altertums³⁵⁾. Die schönen Zeiten Athens waren kurz³⁶⁾ und überdies noch durch Eroberungen und die Wiederkehr von Tyrannenherrschaften unterbrochen. Solon selbst erlebte noch die Pisistratiden.

9. Selbst diese Gesetzgeber haben bei ihrer außerordentlichen Macht immer nur Elemente zusammengefaßt, die in den Sitten und im Charakter des Volkes lagen, aber diese Zusammenfassung, diese rasche Gestaltung, die ein Stück Schöpfung ist, wird nur im Namen der Gottheit vollbracht. Die Politik verschmilzt hier mit der Religion; der Gesetzgeber ist vom Priester kaum zu trennen, und seine Haupteinrichtungen bestehen in Ceremonien und frommen Bräuchen³⁷⁾.

10. Die Freiheit war gewissermaßen stets nur ein Geschenk der Könige, denn alle freien Völker wurden von Königen begründet. Das ist die allgemeine Regel; die Ausnahmen, die man angeben könnte, würden sie nur bestätigen, wenn sie bestritten würden³⁸⁾.

11. Es hat niemals ein freies Volk gegeben, das in seiner natürlichen Verfassung nicht Ansätze zur Freiheit gehabt hätte, die aber so alt sind wie es selbst, und niemals hat ein Volk mit Erfolg versucht, durch schriftliche Festlegung seiner Grundgesetze andere

³⁵⁾ Diese Wahrheit hat Plutarch sehr wohl erkannt. „Solon“, sagt er, „kann eine Stadt nicht lange in Frieden und Eintracht erhalten . . . denn er stammte aus dem Volke und gehörte nicht zu den Wohlhabendsten seiner Vaterstadt, sondern bloß zum Mittelstand.“ (Leben Solons.)

³⁶⁾ Haec extrema fuit aetas imperatorum Atheniensium, Iphicratis, Chabriae, Timothei: neque post illorum obitum quisquam dux in illa urbe fuit dignus memoriae. (Dies war das letzte Zeitalter der athenischen Herrscher. Nach dem Tode des Iphicrates, Chabrias und Timotheus war in dieser Stadt kein Führer mehr des Andenkens wert.) Corn. Nepos, Vita Timothei, Kap. IV. Von der Schlacht bei Marathon bis zu der bei Leukas sind nur 114 Jahre. Das war die Stufenleiter des athenischen Ruhmes.

³⁷⁾ Plutarch, Leben Numa's.

³⁸⁾ Neque ambitur quin Brutus idem, qui tantum gloriae, superbo exacto rege, meruit, pessimo publico id facturus fuerit, si libertatis immaturae cupidine priorum regum alicui regnum extorsisset usw. (Und es duldet keinen Zweifel, daß derselbe Brutus, der durch Vertreibung eines harten Königs sich so großen Ruhm erwarb, dies zum größten Nachteil des Staates getan hätte, wenn er, nach unzeitiger Freiheit begierig, einem der früheren Könige die Regierung entrißen hätte.) Livius II, 1. Die ganze Stelle ist sehr beachtenswert.

Rechte zu entwickeln als die, welche in seiner natürlichen Verfassung bereits bestanden.

12. Keine beliebige Versammlung von Menschen kann einem Volke eine Verfassung geben. Dies Unterfangen ist sogar so wahnsinnig, daß es die widersinnigsten und maßlosesten Ausgeburten aller Irrenhäuser übersteigt³⁹⁾.

Diesen Satz im einzelnen beweisen zu wollen hieße, nach dem Vorhergesagten, respektlos gegen die Wissenden sein und den Unwissenden zuviel Ehre erweisen.

13. Ich sprach von einem Hauptmerkmal der wahren Gesetzgeber. Hier ein zweites, sehr bemerkenswertes, über das sich ein ganzes Buch schreiben ließe. Sie sind nämlich nie sogenannte Gelehrte, sie schreiben nie, handeln mehr aus Instinkt als aus Überlegung und haben kein anderes Mittel, um zu wirken, als eine gewisse moralische Kraft, die den Willen der Menschen beugt, wie der Wind die Saaten.

Bei dem Nachweis, daß diese Wahrnehmung nur der Folgesatz einer allgemeinen Wahrheit von größter Tragweite ist, könnte ich sehr belangreiche Dinge sagen, aber ich fürchte abzuschweifen, und so übergehe ich lieber die Zwischenstufen und gehe stracks zu den Ergebnissen über.

Zwischen der politischen Theorie und der verfassunggebenden Gesetzgebung besteht der gleiche Unterschied wie zwischen Poetik und Dichtkunst. Der große Montesquieu ist im Vergleich zu Ulysses, was Batteux im Vergleich zu Homer oder Racine ist⁴⁰⁾. Mehr noch: beide Begabungen schließen einander aus, wie man es am Beispiel Lockes sehen kann, der gewaltig stolperte, als er den Amerikanern Gesetze geben wollte.

Einen großen Verehrer der französischen Republik hörte ich beweglich klagen, die Franzosen hätten in Gumes Werken nicht den Abschnitt „Entwurf einer vollkommenen Republik“ beachtet. O caecae hominum mentes! (O blinder Menschengesicht!) Sieht man einen Durchschnittsmenschen mit gesundem Verstande, der aber nie die geringste Probe von Überlegenheit abgelegt hat, so kann man nicht behaupten, er könne kein Gesetzgeber sein. Es liegt kein Grund vor, dies zu bejahen oder zu verneinen. Handelt es sich aber um

³⁹⁾ „Ein einziger muß den Plan angeben, und aus seinem Geiste muß die ganze Ordnung hervorgehen.“ Machiavelli, „Betrachtungen über Titus Livius“, I, 9.

⁴⁰⁾ Charles Batteux (1713—80), französischer Ästhetiker. — D. Übers.

Bacon, Locke, Montesquieu usw., so sage man unbedenklich nein, denn die Begabung, die er besitzt, schließt die andere aus⁴¹⁾.

Die Anwendung der oben dargelegten Grundsätze auf die französische Verfassung ergibt sich von selbst, aber es empfiehlt sich, sie unter einem besonderen Gesichtspunkt zu betrachten. Auch die größten Feinde der französischen Revolution müssen offen zugeben, daß der Elfer-Ausschuß, der die letzte Verfassung schuf, allem Anschein nach mehr Verstand hat als sein Werk und daß er vielleicht alles getan hat, was er vermochte. Er verfügte nur über einen widerspenstigen Stoff, der ihm vielleicht die Durchführung von Grundsätzen nicht erlaubte; aber die Teilung der Gewalten, obgleich nur durch eine Wand⁴²⁾, ist schon ein schöner Sieg über die augenblicklichen Vorurteile.

Aber es handelt sich um den inneren Wert der Verfassung. Es liegt nicht in meiner Absicht, den einzelnen Fehlern nachzuspüren, die uns zeigen, ob sie von Dauer sein kann; auch habe ich darüber schon alles Nötige gesagt. Ich will nur auf den theoretischen Irrtum hinweisen, der die Grundlage dieser Verfassung bildet und der die Franzosen vom ersten Moment ihrer Revolution ab irregeführt hat. Die Verfassung von 1795 ist, wie ihre Vorgängerinnen, für den Menschen bestimmt. Nun aber gibt es auf Erden keinen Menschen schlechtthin. Ich habe in meinem Leben Franzosen, Italiener, Russen usw. gesehen. Dank Montesquieu weiß ich sogar, daß man Perser sein kann⁴³⁾. Einen Menschen aber erkläre ich, nie im Leben gesehen zu haben, er müßte denn ohne mein Wissen vorhanden sein.

Gibt es eine einzige Gegend auf Erden, wo man nicht einen Rat der Fünfhundert, einen Rat der Alten und fünf Direktoren finden könnte? Diese Verfassung läßt sich auf alle menschlichen Gesellschaften von China bis Genf anwenden. Aber eine Verfassung für alle Völker ist für keines gemacht. Sie ist eine reine Abstraktion, eine Schularbeit zur Übung des Geistes nach einer idealen Voraussetzung. Sie richtet sich an den Menschen in den imaginären Räumen, in denen er wohnt.

Was ist eine Verfassung? Ist sie nicht die Lösung des folgenden Problems? Da die Bevölkerung, die Sitten, der Glaube,

⁴¹⁾ Chrysipp, Plutarch, Zeno haben Bücher geschrieben, aber Lykurg hat gehandelt. (Plutarch, Leben Lykurgs.) Plutarchs gesundem Verstand ist kein gesunder politischer und moralischer Gedanke entgangen.

⁴²⁾ Beide Körperschaften [Rat der Alten und Rat der Fünfhundert] dürfen nicht in dem gleichen Saal tagen. Verf. von 1795, Abschn. V, Art. 60.

⁴³⁾ Anspielung auf Montesquieus „Persische Briefe“. — D. überf.

die geographische Lage, die politischen Beziehungen, der Wohlstand, die guten und schlechten Eigenschaften eines bestimmten Volkes gegeben sind, gilt es, die ihnen angemessenen Gesetze zu finden. In der Verfassung von 1795 aber ist dies Problem nicht einmal angechnitten. Sie denkt nur an den Menschen. Somit ergibt sich aus allen denkbaren Gründen, daß das göttliche Siegel diesem Werke fehlt. Es ist nur eine Schularbeit. Und wieviel Zerkungserscheinungen zeigen sich denn auch schon heute!

Kapitel 7.

Zeichen für die Nichtigkeit der französischen Regierung.

Der Gesetzgeber gleicht dem Schöpfer. Er arbeitet nicht stets, er gebiert, und dann ruht er von seinem Werke. Jede wahre Gesetzgebung hat ihren Sabbath; ihr Kennzeichen ist, daß sie Ruhepausen hat. Ovid spricht also eine große Wahrheit mit den Worten aus: Quod caret alterna requie durabile non est. (Was nicht hin und wieder ruht, ist nicht von Dauer.) Wäre dem Menschengeschlecht Vollkommenheit beschieden, so spräche jeder Gesetzgeber nur ein einziges Mal. Nun sind freilich alle unsere Werke Stückwerk, und in dem Maße, wie die politischen Einrichtungen verderben, muß der Herrscher ihnen durch neue Gesetze nachhelfen; aber wenn die menschliche Gesetzgebung ihrem Urbilde nahekommt, so durch die obengenannten Ruhepausen. Diese Ruhe ehrt sie ebenso wie die erste Tat. Je tätiger sie ist, desto menschlicher ist ihr Werk, d. h. desto hinfälliger.

Man sehe die Arbeiten der drei Nationalversammlungen Frankreichs! Welche Anzahl von Gesetzen!

Die Nationalversammlung schuf vom 1. Juli 1789 bis zum Oktober 1791	2 557 Gesetze
die gesetzgebende Versammlung in 11½ Monaten	1 712 Gesetze
der Nationalkonvent vom ersten Tage der Republik bis zum 4. Brumaire des Jahres IV (26. Oktober 1795) in 57 Monaten	11 210 Gesetze

Im ganzen 15 479 Gesetze⁴⁴⁾.

Ich bezweifle, ob die drei Königsgeschlechter Frankreichs eine so starke Sammlung hervorgebracht haben. Denkt man über diese Sintflut von Gesetzen nach, so stellen sich nacheinander zwei ganz verschiedene Empfindungen ein. Die erste ist Bewunderung, oder wenigstens Staunen. Man wundert sich mit Burke, daß ein Volk von so sprichwörtlichem Leichtsinn so zähe Arbeiter hervorgebracht hat. Dieses Gesetzesgebäude ist ein Riesenwerk, dessen Anblick verblüfft. Aber das Erstaunen verwandelt sich bald in Mitleid, wenn man an die Nichtigkeit dieser Gesetze denkt. Man sieht nur noch Kinder, die sich umbringen, um ein großes Kartenhaus zu errichten.

⁴⁴⁾ Nach einer in Frankreich aufgestellten Berechnung, die in einer ausländischen Zeitung vom Februar 1796 wiedergegeben ist.

Warum so viele Gesetze? Weil der Gesetzgeber fehlt. Was taten die sogenannten Gesetzgeber seit sechs Jahren? Nichts. Denn Zerstören ist nicht Schaffen. Man kann des unglaublichen Schauspiels müde werden, ein Volk zu sehen, das sich in fünf Jahren drei Verfassungen gibt. Kein Gesetzgeber hat getastet; er hat das „Es werde!“ auf seine Weise gesprochen, und die Maschine läuft. Trotz der verschiedenen Anstrengungen dreier gesetzgebender Versammlungen ist alles schlimmer und schlimmer geworden, denn die Zustimmung des Volkes zu dem Werk der Gesetzgeber hat immer mehr nachgelassen.

Gewiß war die Verfassung von 1791 ein schönes Denkmal des Wahnsinns. Trotzdem hat sie, wie man gestehen muß, die Franzosen begeistert, und die Mehrheit des Volkes hat ehrlich, wenn auch ganz töricht, den Eid auf die Verfassung geleistet. Die Franzosen bildeten sich auf diese Verfassung sogar so viel ein, daß sie lange, nachdem die Frage nicht mehr brennend war, ziemlich allgemein sagten, um zur wahren Monarchie zurückzukehren, müsse man durch die Verfassung von 1791 hindurch. Das hieße im Grunde soviel wie: Um von Asien nach Europa zurückzugelangen, muß man über den Mond reisen. Aber ich rede nur von der Tatsache.

Condorcets Verfassung ist nie auf die Probe gestellt worden und lohnte auch die Mühe nicht. Die, welche ihr vorgezogen wurde, das Werk einiger Strauchdiebe, gefiel ihresgleichen indes, und diese Horde ist dank der Revolution in Frankreich ziemlich zahlreich. Somit ist alles in allem diejenige der drei Verfassungen, die die wenigsten Fürsprecher fand, die heutige. In den Vorversammlungen, die sie annahm (wie die Regierenden angeben), haben mehrere Mitglieder naiv geschrieben: „Aus Mangel an Besserem angenommen“. Das ist in der Tat die allgemeine Geistesverfassung der Nation: sie unterwarf sich aus Ermattung und Verzweiflung, etwas Besseres zu finden. Im Übermaß der Leiden, die auf ihr lasteten, glaubte sie unter diesem Notdach aufzuatmen; sie zog einen schlechten Hafen der empörten See vor, aber nirgends hat man Überzeugung und innere Zustimmung gesehen. Wäre diese Verfassung für die Franzosen geschaffen, so gewänne ihr die unbezwingliche Macht der Erfahrung täglich neue Anhänger, aber gerade das Gegenteil tritt ein: jede Minute sieht einen neuen Abtrünnigen der Demokratie. Erschaffung und Furcht allein schirmen den Thron der fünf Männer, und die klarblickenden und gleichgültigsten Reisenden, die Frankreich besucht haben, sagen übereinstimmend: „Das ist eine Republik ohne Republikaner.“

Wenn aber, wie man es den Königen so oft vorgepredigt hat, die Macht der Regierung allein auf der Liebe des Volkes beruht, wenn die Furcht allein ein unzureichendes Mittel zur Erhaltung der Herrschaft ist, was sollen wir dann von der französischen Republik halten?

Thut die Augen auf, und ihr werdet sehen, daß sie nicht lebt. Welch ungeheurer Apparat! Welch Gewirr von Triebfedern und Rädern! Welch ein Lärm aneinanderstoßender Teile! Welche Unzahl von Menschen, die die Schäden wieder auss flicken müssen! Das alles zeigt an, daß sie eine seelenlose Maschine ist; denn das Hauptmerkmal natürlicher Schöpfungen ist die Macht bei sparsamer Verwendung der Mittel. Da alles am rechten Fleck ist, gibt es keine Stöße und Schwankungen. Alle Reibungen vollziehen sich glatt, ohne Lärm, und diese Stille ist erhaben! So erscheint in der mechanischen Physik bei vollkommener Abwägung, bei genauem Gleichgewicht und größter Symmetrie der Teile selbst die Schnelligkeit der Bewegung dem befriedigten Blick als scheinbare Ruhe.

In Frankreich gibt es also keine Herrschaft. Alles ist künstlich, gewaltsam; alles verkündet, daß diese Ordnung der Dinge nicht von Dauer sein kann.

Die zeitgenössische Philosophie ist zu materiell und zugleich zu düntelhaft, um die wahren Triebfedern des politischen Lebens zu erkennen. Eine ihrer Narrheiten ist der Glaube, eine Versammlung könne einer Nation eine Verfassung geben; eine Verfassung, d. h. die Gesamtheit der Grundgesetze, die einem Volk angemessen sind und ihm die und die Regierungsform geben müssen, sei ein Werk wie jedes andere; das Handwerk des Verfassunggebens ließe sich lernen, und Menschen könnten eines Tages, wenn ihnen das einfällt, zu anderen Menschen sagen: „Macht uns eine Regierung“, wie man zu einem Handwerker sagt: „Mach uns eine Feuerspritze oder einen Stickerahmen.“

Troßdem lautet eine Wahrheit, die in ihrer Weise ebenso gewiß ist wie ein mathematischer Lehrsatz, daß keine große Einrichtung das Ergebnis einer Beschlußfassung ist und daß die menschlichen Werke um so hinfälliger sind, je mehr Menschen sich daran beteiligen, je größer der Apparat an Wissenschaft und Vernunftschlüssen ist, den man a priori aufbietet.

Eine geschriebene Verfassung von der Art, wie sie heute in Frankreich herrscht, ist nur ein Mechanismus mit den Scheinformen des Lebens. Auf sich selbst gestellt, ist der Mensch höchstens ein *Vaucanson*⁴⁵⁾; um ein Prometheus zu sein, muß er himmelan steigen;

⁴⁵⁾ Französischer Mechaniker (1709—80), der Automaten verfertigte. — D. überj.

denn „der Gesetzgeber kann sich weder mit Gewalt noch mit Vernunftschlüssen Gehorsam verschaffen⁴⁶⁾“.

Man kann sagen, das Experiment ist gegenwärtig abgeschlossen. Denn man paßt nicht auf, wenn man behauptet, die französische Verfassung sei „im Gange“. Da verwechselt man Verfassung und Regierung. Diese, ein sehr ausgeprägter Despotismus, ist nur zu sehr „im Gange“, aber die Verfassung steht bloß auf dem Papier. Man beobachtet sie oder verlegt sie, je nach den Interessen der Regierenden. Das Volk gilt als nichts, und die Kränkungen, die seine Herren ihm in respektvoller Form antun, sind höchst geeignet, es von seinem Irrtum zu heilen.

Eine Regierung lebt ebenso wirklich wie ein Mensch. Man fühlt es, oder besser, man sieht es, und ein Zweifel ist in dieser Hinsicht ausgeschlossen. Ich beschwöre alle Franzosen, die noch ein Gewissen haben, sich selbst zu fragen, ob sie sich nicht gewissermaßen Gewalt antun müssen, um ihren Volksvertretern den Namen *Gesetzgeber* beizulegen, ob dieser Höflichkeitstitel ihnen nicht eine ähnliche leichte Anstrengung kostet, wie im alten Regime, wenn sie den Sohn eines königlichen Sekretärs als Marquis oder Graf anredeten?

Alle Ehre kommt von Gott, sagt der alte Homer⁴⁷⁾ mit denselben Worten wie Paulus, obschon dieser sich nicht mit Homers Federn schmückt. Sicher ist, daß die Verleihung des unbeschreiblichen Merkmals, das man *Würde* nennt, nicht vom Menschen abhängt. Der Herrschermacht allein kommt die höchste *Ehre* zu; wie aus einem ungeheuren Behältnis strömt sie von dort mit Zahl, Maß und Gewicht auf die Ordnungen und die Einzelmenschen herab.

Ich habe bemerkt, daß ein Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft sich öffentlich auf seinen *Rang* berief und daß die Zeitungen sich darüber aufhielten. Denn in Frankreich gibt es in der That keinen *Rang*, sondern nur *Macht*, und diese entspringt aus der Gewalt. Das Volk sieht in einem Abgeordneten nur den siebenhundertundfünfzigsten Teil der Macht, viel Böses zu tun. Ein Abgeordneter wird nicht als solcher geachtet, sondern weil er achtbar ist. Ein jeder hätte gewiß gern Siméons Rede über die Ehescheidung gehalten, aber ein jeder wünschte auch, er hätte sie im Rahmen einer rechtmäßigen Versammlung gehalten.

Es ist vielleicht eine Selbsttäuschung von mir, aber der *Lohn*, den man mit einem neuen, eiteln Worte *Unverletzlichkeit*

⁴⁶⁾ Rousseau, Gesellschaftsvertrag, II, Kap. 7. Man muß diesem Manne stets auf die Finger sehen und ihn ertappen, sobald ihm aus Zerstreuung eine Wahrheit entfährt.

⁴⁷⁾ Ilias I, 178.

nennt, scheint wie ein Vorurteil gegen die französische Volksvertretung. Der durch das Gesetz freie und durch Vermögen unabhängige Engländer, der nach London kommt, um sein Volk auf eigene Kosten zu vertreten, hat etwas Imponierendes. Aber diese französischen Gesetzgeber, die 5 bis 6 Millionen Franken vom Volke erheben, um ihm Gesetze zu machen, diese Verfertiger von Erlassen, die die Souveränität für 8 Myriagramm Getreide pro Tag ausüben und von ihrer Gesetzgebermacht leben, diese Leute machen tatsächlich geringen Eindruck auf den Geist, und wenn man sich fragt, was sie wert sind, so kann man in der Vorstellung nicht umhin, sie in Getreide abzuschätzen.

Die beiden magischen Buchstaben M. P. (Member of Parliament) geben in England den unbekanntesten Namen ein plötzliches Ansehen und Anspruch auf vornehme Verbindungen. In Frankreich würde jemand, der Abgeordneter werden wollte, um einer solchen Heirat die Wege zu ebnen, sich wahrscheinlich verrechnen. Das macht: jeder Vertreter, jedes Werkzeug einer falschen Souveränität kann nur Neugier oder Schrecken erregen.

So unglaublich ist die Schwäche der auf sich gestellten Menschenmacht, daß sie nicht einmal einem Anzug Weihe verleihen kann. Wieviel Berichte hat man in der gesetzgebenden Körperschaft nicht gemacht, um die Tracht der Abgeordneten zu bestimmen! Mindestens drei bis vier, aber allemal umsonst. Im Auslande verkauft man die Berechtigung zu solchen schönen Kleidern, und in Paris hebt die öffentliche Meinung sie auf.

Ein gewöhnlicher Anzug aus der Zeit eines großen Ereignisses kann diesem Weihe verleihen; seine Besonderheit entzieht ihn den Modelaunen. Während die übrigen sich ändern, bleibt er, was er ist, und genießt für immerdar Achtung. Etwa auf diese Weise entsteht die Tracht der großen Würden.

Für einen Menschen, der alles beobachtet, kann die Bemerkung von Wert sein, daß die einzigen von allen Schmuckstücken der Revolution, die eine gewisse Dauer haben, nur die Schärpe und die Hutfeder sind, die aus der Ritterzeit stammen. Sie leben kümmerlich weiter, wie Bäume, aus denen der nährenden Saft entschwunden ist und die nur noch ihre Schönheit bewahren. Der öffentliche Beamte, der mit diesen entehrten Abzeichen auftritt, gleicht ein wenig dem Räuber im Gewand des Beraubten.

Ich weiß nicht, ob ich richtig lese, aber überall lese ich die Wichtigkeit dieser Regierung. Man beachte wohl: die Eroberungen der Franzosen haben über die Dauer ihrer Regierung getäuscht. Der Glanz der kriegerischen Erfolge blendet selbst starke Geister, die nicht gleich

merken, wie wenig diese Erfolge mit der Dauerhaftigkeit der Republik zu tun haben.

Völker haben unter allen möglichen Regierungen gesiegt. Ja selbst Revolutionen führen Siege herbei, indem sie die Geister aufpeitschen. Kriegerische Erfolge werden die Franzosen unter jeder festen Regierung haben, die so klug ist, sie zu verachten, aber zu loben, und die sie als Kanonensfutter benutzt, indem sie ihnen einen Nachruf in den Zeitungen verspricht.

Auch heute noch gewinnt Robespierre die Schlachten; sein eiserner Despotismus führt die Franzosen zu Schlächtereien und Siegen. Durch Vergeudung von Geld und Blut, durch Aufgebot aller Mittel haben die Franzosen die Erfolge erzielt, deren Zeugen wir sind. Ein Volk von hervorragender Tapferkeit, durch irgendeinen Fanatismus aufgestachelt und von guten Generalen geführt, wird stets siegen, aber seine Eroberungen teuer bezahlen. Hat die Verfassung von 1793 den Stempel der Dauer durch die drei Jahre von Siegen erlangt, deren Seele sie bildete? Warum soll es mit der von 1795 anders sein? Warum sollte der Sieg ihr ein Gepräge geben, das er ihrer Vorgängerin nicht gegeben hat?

Überhaupt bleibt der Charakter der Völker sich stets gleich. Im 16. Jahrhundert hat Barclay den militärischen Geist der Franzosen sehr richtig erraten. „Sie sind ein Volk von hervorragender Tapferkeit, das daheim eine unbeflegliche Masse bildet. Wenn sie jedoch über ihre Grenzen hinausstürmen, sind sie nicht mehr die gleichen. Daher kommt es, daß sie die Herrschaft über fremde Völker nie behauptet haben und nur zu ihrem eignen Unglück mächtig sind⁴⁸⁾.“

Niemand ist sich mehr als ich bewußt, daß die gegenwärtigen Umstände außerordentlich sind und daß man sehr leicht etwas anderes erleben kann, als was man gewöhnt ist, aber diese Frage hat mit dem Zweck dieser Schrift nichts zu tun. Es genügt mir, auf die Verfehrtheit dieser Schlußfolgerung hinzuweisen: „Die Republik ist siegreich, folglich wird sie bestehen bleiben.“ Müßte ich durchaus den Propheten spielen, so würde ich lieber sagen: „Sie erhält sich durch den Krieg, folglich wird sie durch den Frieden sterben.“

Der Urheber eines physikalischen Systems wäre gewiß recht froh, wenn er alle Naturtatsachen für sich hätte, wie ich alle geschichtlichen Tatsachen zur Unterstützung meiner Gedankengänge heranziehen kann. Ich prüfe ehrlich alle Tatsachen, die uns die Geschichte bietet, und finde nichts zur Unterstützung dieses phantastischen

⁴⁸⁾ Gens armis strenua, indomitae intra se molis; at ubi in externos exundat, statim impetus sui oblita: eo modo nec diu externum imperium tenuit, et solum in exitium sui potens. J. Barclaius, Leon. animorum, Kap. 3.

Systems der Beschlußfassung und der Staatskonstruktion auf Grund vorhergegangener Theorien. Höchstens könnte man Amerika anführen, aber ich habe im voraus geantwortet, es sei noch nicht an der Zeit, dies zu tun. Trotzdem mögen hier ein paar Betrachtungen folgen:

1. Das englische Amerika hatte einen König, den es aber nicht sah. Der Glanz der Monarchie war ihm fremd, und der Herrscher war ihm eine Art übernatürlicher Macht, die mit den Sinnen nicht erfaßt wird.

2. Es besaß das demokratische Element in der Verfassung der Hauptstadt.

3. Es besaß alle die Elemente, die eine große Zahl der ersten Ansiedler mitgebracht hatten, lauter Menschen, die in religiösen und politischen Wirren groß geworden und fast alle republikanisch gesinnt waren.

4. Mit diesen Elementen und nach dem Plane der drei Gewalten, die sie von ihren Voreltern hatten, haben die Amerikaner ihr Staatswesen errichtet, aber nicht „reinen Tisch“ gemacht, wie die Franzosen. Alles wahrhaft Neue in ihrer Verfassung jedoch, alles, was aus gemeinsamer Beschlußfassung entspringt, ist äußerst hinfällig; es lassen sich nicht mehr Symptome von Hinfälligkeit und Schwäche zusammenbringen.

Ich glaube nicht nur nicht an die Dauerhaftigkeit der amerikanischen Regierung, sondern auch die besonderen Einrichtungen des englischen Amerika flößen mir gar kein Vertrauen ein. So haben sich die Städte in sehr unschöner Eifersucht nicht einigen können, an welchem Ort der Kongreß tagen solle; keine wollte diese Ehre der anderen gönnen. Somit wurde beschlossen, eine neue Stadt zu erbauen, die Sitz der Regierung werden sollte. Man hat die günstigste Lage an einem großen Strom ausgesucht und bestimmt, daß die Stadt Washington heißen solle. Der Platz aller öffentlichen Gebäude ist schon bestimmt, man hat mit dem Bau begonnen, und der Plan der „Königin der Städte“ ist schon in ganz Europa im Umlauf. An sich liegt nichts darin, was Menschenmacht überstiege; eine Stadt läßt sich gewiß erbauen. Aber es ist zuviel Beschlußfassung, zuviel Menschliches bei der Sache, und man kann tausend gegen eins wetten, daß die Stadt nicht gebaut wird oder nicht Washington heißen oder daß der Kongreß in ihr nicht tagen wird.

Kapitel 8.

Von der alten französischen Verfassung.

Abshweifung über den König und über die Erklärung an das französische Volk im Juli 1793.

Man hat für die alte französische Verfassung drei Systeme aufgestellt. Die einen haben behauptet, die Nation hätte überhaupt keine Verfassung, andere haben das Gegentheil verfochten, und wieder andere haben, wie es in allen wichtigen Fragen geschieht, eine mittlere Ansicht vertreten und behauptet, die Franzosen hätten wirklich eine Verfassung, aber sie sei nicht innegehalten worden. Die erste Ansicht ist unhaltbar, die beiden anderen widersprechen sich tatsächlich nicht.

Der Irrtum derer, nach deren Behauptung Frankreich überhaupt keine Verfassung hatte, kommt von dem großen Irrtum über die Menschenmacht, die vorherige Beschlussfassung und die geschriebenen Gesetze. Fragt ein ehrlicher, vernünftiger und aufrechter Mensch, was die alte französische Verfassung war, so kann man ihm dreist antworten: „Das, was Sie spürten, wenn Sie in Frankreich waren, das Gemisch von Freiheit und von Ansehen der Gesetze und Anschauungen, das den reisenden Ausländer und Untertan einer anderen Monarchie empfinden ließ, daß er unter einer anderen Regierung als der seinen lebte.“ Will man aber tiefer dringen, so wird man in den Urkunden des französischen öffentlichen Rechts Kennzeichen und Gesetze finden, die Frankreich über alle bekannten Monarchien stellen.

Ein besonderes Merkmal dieser Monarchie ist ein gewisses theokratisches Element, das ihr eine Lebensdauer von vierzehnhundert Jahren gegeben hat. Nichts ist so national wie dies Element. Die Bischöfe, in dieser Hinsicht Nachfolger der Druiden, haben es nur vervollkommenet.

Ich glaube, keine andere europäische Monarchie hat zum Wohle des Staates eine größere Zahl von Geistlichen in der bürgerlichen Regierung verwandt. Im Geiste gehe ich die ganze Reihe von dem friedfertigen Kardinal Fleury bis zu den St. Ouen und St. Léger und so vielen anderen durch, die sich in der Nacht ihres Zeitalters als Staatsmänner ausgezeichnet haben. Sie waren für Frankreich die wahren Orpheuse, bändigten Tiger und fanden Anhang in den Eichwäldern; ich bezweifle, ob man anderswo eine ähnliche Reihe findet.

Wenn aber auch die Geistlichkeit in Frankreich eine der drei Stützen des Thrones war und in den Parlamenten, an den Gerichtshöfen, in den Ministerien und auf Gesandtenposten eine so wichtige Rolle spielte, merkte man doch ihren Einfluß in der bürgerlichen Verwaltung nur wenig oder gar nicht, und selbst wenn ein Priester Premierminister war, gab es in Frankreich doch nie eine Priesterregierung. Alle Einflüsse waren aufs beste abgewogen und ein jeder an rechten Plaze. In dieser Hinsicht kam England Frankreich am nächsten. Wird England aus seiner politischen Sprache je die Worte Church and State verbannen, so wird seine Regierung zugrunde gehen, wie die seiner Nebenbuhlerin.

In Frankreich war es Mode (denn hier ist alles Mode) zu sagen, man sei ein Sklave. Aber warum brachte man dann das Wort *citoyen* (Staatsbürger) auf, lange bevor die Revolution sich seiner bemächtigte, um es zu entehren, ein Wort, das sich in andere Sprachen nicht übersetzen läßt? Der Sohn Racines richtete im Namen seiner Stadt Paris an den König von Frankreich den schönen Vers:

Sous un roi *citoyen*, tout *citoyen* est roi⁴⁹⁾.

Zum Lobe der Vaterlandsliebe eines Franzosen sagte man: „Er ist ein großer Bürger.“ Umsonst würde man versuchen, den Ausdruck in andere Sprachen zu übernehmen. Auf deutsch wäre der Ausdruck „großer Bürger“⁵⁰⁾, auf italienisch „*gran cittadino*“ un-erträglich⁵¹⁾. Aber verlassen wir die allgemeinen Gedanken.

Mehrere Mitglieder des altfranzösischen Richterstandes haben die Grundsätze der französischen Monarchie zusammengefaßt und entwickelt, und zwar in einem fesselnden Buche, das mir des vollen Vertrauens aller Franzosen würdig scheint⁵²⁾. Diese Richter beginnen, wie es sich gebührt, mit den Rechten des Königs; gewiß ist nichts großartiger.

„Die Verfassung schreibt dem König die gesetzgebende Gewalt zu; von ihm geht alle Rechtsprechung aus. Er hat das Recht, zu richten

⁴⁹⁾ Unter einem Bürgerkönig ist jeder Bürger König.

⁵⁰⁾ „Bürger, *verbum humile apud nos et ignobile*“ („Bürger“ ist bei uns ein dürftiges, unedles Wort). J. A. Ernesti in *Dedicat. Opp. Ciceronis*, S. 79.

⁵¹⁾ Rousseau hat eine unsinnige Bemerkung über das Wort *citoyen* gemacht, und zwar in seinem „Gesellschaftsvertrag“, Buch I, Kap. 6. Un-versehens beschuldigt er da einen hochgelehrten Mann eines „groben Schnitzers“, während er selbst Seite für Seite die größten Schnitzer macht und die größte Unwissenheit in Dingen der Sprachen, der Metaphysik und Geschichte verrät.

⁵²⁾ „Entwicklung der Grundlagen der französischen Monarchie“, 1795.

und durch seine Beamten Recht sprechen zu lassen, das Recht der Begnadigung, der Verleihung von Vorrechten und Belohnungen. Er verfügt über die Ämter, erhebt in den Adelstand, beruft die Nationalversammlungen und löst sie auf, wenn seine Weisheit es ihm vorschreibt, erklärt den Krieg, schließt Frieden und beruft die Heere ein.“ (S. 28.)

Das sind gewiß große Rechte; aber man sehe, was die französische Verfassung in die andere Waagschale gelegt hat:

„Der König herrscht nur durch das Gesetz und hat nicht die Macht, nach Willkür zu verfahren.“ (S. 364.)

„Es gibt Gesetze, denen selbst die Könige sich unterworfen haben, in der glücklichen Ohnmacht, Gewalt zu üben, wie der berühmte gewordene Ausdruck lautet. Das sind die *Gesetze des Königsreichs*, zum Unterschied von den nichtkonstitutionellen *Umstandsgesetzen*, die *königliche Gesetze* heißen.“ (S. 29 f.)

„So beruht z. B. die Erbfolge streng auf dem männlichen Erstgeburtsrecht.“

„Heiraten von königlichen Prinzen ohne Genehmigung des Königs sind ungültig.“ (S. 262.) „Beim Erlöschen des regierenden Hauses bestimmt die Nation einen König“ (S. 263) usw.

„Als höchste Gesetzgeber haben die Könige stets bejahend gesprochen, indem sie ihre Gesetze verkündeten. Doch gibt es auch eine Zustimmung des Volkes; aber diese ist nur der Ausdruck des Wunsches, der Dankbarkeit und Annahme von Seiten der Nation.“ (S. 271.)⁵⁹⁾

„Drei Stände, drei Kammern, drei Beratungen: so wird die Nation vertreten. Ist das Ergebnis der Beschlussfassung einstimmig, so stellt es den Willen der Generalstände dar.“ (S. 332.)

„Die Gesetze des Königreichs können nur durch allgemeine Versammlung des ganzen Reiches gemacht werden, unter gemeinsamer Zustimmung der Mitglieder der drei Stände. Der Herrscher kann gegen diese Gesetze nicht verstoßen; alles, was er getan hat, kann von seinem Nachfolger umgestoßen werden.“ (S. 292 f.)

⁵⁹⁾ Bei genauer Prüfung dieser Mitbestimmung des Volkes wird man finden, daß sie weniger ist als das Recht, an der Gesetzgebung mitzuwirken, und mehr als bloße Zustimmung. Sie ist ein Beispiel für die Dinge, die man in einem gewissen Dunkel lassen muß und die menschlichen Bestimmungen nicht unterworfen werden dürfen. Sie ist, wenn man so sagen darf, der göttlichste Teil der Verfassungen. Man sagt: „Man braucht nur ein Gesetz zu machen, um zu sehen, woran man sich zu halten hat.“ Nicht immer: es gibt auch Sonderfälle.

„Die Notwendigkeit der Zustimmung der Nation zu den Auf-
lagen ist eine unbestreitbare, von den Königen anerkannte Wahr-
heit.“ (S. 302.)

„Der Wille zweier Stände kann den dritten nur mit dessen Zu-
stimmung binden.“ (S. 302.)

„Die Zustimmung der Generalstände ist für die Gültigkeit jeder
Gebietsabtretung erforderlich.“ (S. 303.) „Die gleiche Überwachung
wird ihnen empfohlen, um jede teilweise Zerstückelung des Reiches
zu verhindern.“ (S. 304.)

„Die Rechtspflege wird im Namen des Königs von Beamten
geübt, die die Gesetze prüfen und darauf achten, ob sie den Grund-
gesetzen nicht widersprechen. Nach diesem Grundsatz sagte der be-
rühmte Kanzler de l'Hospital im Pariser Parlament von 1561: Die
Richter dürfen sich durch den vorübergehenden Zorn der Herrscher
und die Furcht vor Ungnade nicht einschüchtern lassen, sondern sich
stets den Eid vor Augen halten, daß sie den Ordonnanzten gehorchen
wollen, welche die wahren Gebote des Königs sind.“ (S. 345.)

Man sieht Ludwig XI. in Folge einer doppelten Weigerung seines
Parlaments von einer verfassungswidrigen Gebietsabtretung Ab-
stand nehmen. (S. 343.)

Man sieht Ludwig XIV. das Recht der freien Prüfung feierlich
anerkennen (S. 347) und seinen Richtern gebieten, ihm unter
Strafe des Ungehorsams nicht zu gehorchen, wenn
er ihnen gesetzwidrige Befehle gibt. (S. 345.) Dieser Befehl ist kein
Wortspiel: der König verbietet, dem Menschen zu gehorchen; er hat
keinen größeren Feind.

Der stolze Herrscher gebietet seinen Richtern auch, alle Patente
über Anrufung höherer Gerichte oder Vollmachten zur Verhandlung
in Zivil- und Strafprozessen als nichtig zu betrachten, ja die In-
haber dieser Patente zu bestrafen. (S. 363.)

Die Richter rufen: „Glückliches Land, wo die Knechtschaft un-
bekannt ist!“ (S. 361.) Und ein durch Frömmigkeit und Wissen her-
vorragender Geistlicher (Kardinal Fleury) legt das öffentliche Recht
in Frankreich wie folgt dar: „In Frankreich ist jeder Privatmann
frei. Es gibt keine Knechtschaft: Freiheit des Wohnsitzes, des Reisens,
des Handels, der Eheschließung, der Berufswahl, der Erwerbung von
Gütern, der Verfügung über sie, der Vererbung.“ (S. 362.)

„Die militärische Gewalt darf sich in die Zivilverwaltung nicht
einmischen. Die Gouverneure der Provinzen haben mit dem Heer-
wesen nichts zu tun; sie können das Heer nur gegen die Feinde des
Staates verwenden, nicht gegen die Staatsbürger, die der Recht-
sprechung des Staates unterstehen.“ (S. 364.)

„Die Richter sind unabsetzbar; ihre wichtigen Ämter werden nur durch den Tod des Inhabers, durch freiwilligen Rücktritt oder abgeurteilte Verbrechen frei⁵⁴⁾.“ (S. 356.)

„Für die ihn betreffenden Rechtsfachen klagt der König gegen seine Untertanen. Man hat gesehen, daß er verurteilt wurde, den Zehnten vom Ertrag seiner Gärten zu zahlen“ (S. 367) usw.

Wenn die Franzosen dies leidenschaftslos prüfen, werden sie finden, daß es genug und vielleicht mehr als genug ist für ein Volk, das zu edel ist, um in Knechtschaft zu leben, und zu unruhig, um frei zu sein.

Will man behaupten, diese schönen Gesetze seien nicht befolgt worden? Dann war es die Schuld der Franzosen, und sie haben keine Aussicht mehr auf Freiheit. Denn weiß ein Volk seine Grundgesetze nicht zu wahren, so ist es höchst unnütz, nach neuen zu suchen. Es ist ein Zeichen, daß es nicht für die Freiheit geschaffen oder rettungslos verderbt ist.

Aber ich weise solche traurigen Gedanken zurück und führe ein in jedem Belang unanfechtbares Zeugnis für die Vortrefflichkeit der französischen Verfassung an, das eines großen Staatsmannes und glühenden Republikaners, nämlich Machiavellis:

„Es gab viele Fürsten, aber nur wenige gute und weise. Ich rede von solchen Fürsten, die den Zaum, der sie zügelt, zerreißen konnten. Hierzu gehören nicht die Könige von Agypten, als dies Land im grauen Altertum durch Gesetze regiert wurde, noch die spartanischen Könige, noch die heutigen französischen, denn das jetzige Frankreich wird mehr durch Gesetze beschränkt als irgendein heute bekanntes Reich⁵⁵⁾.“

Und an anderer Stelle spricht er vom „Königreich Frankreich, in dem nur deshalb Sicherheit herrscht, weil die Könige an zahllose Gesetze gebunden sind, die die Sicherheit aller ihrer Völker verbürgen. Der Ordner dieses Reiches gab den Königen freie Verfö-

⁵⁴⁾ War man recht im Bilde, als man so heftig gegen die Käuflichkeit der Richterstellen wetterte? Die Käuflichkeit war nur als ein Mittel der Vererbung anzusehen. Das Problem beschränkt sich also auf die Frage, ob in einem Lande wie Frankreich, oder so, wie es seit zwei- bis dreihundert Jahren war, die Rechtspflege besser als durch erbliche Richter verwaltet werden konnte? Diese Frage ist sehr schwer zu lösen; die Aufzählung der Nachteile ist ein trügerisches Argument. Alles Schlechte in einer Verfassung, ja selbst das, was sie zugrunde richten muß, gehört ihr ebenso an, wie das Beste. Ich verweise auf die Stelle bei Cicero: *Nimia potestas est tribunorum, quis negat etc.* (Wer leugnet, daß die Macht der Tribunen zu groß ist usw.) *De leg.* III, 10.

⁵⁵⁾ Betrachtungen über Titus Livius, I, 58. Nach der deutschen Ausgabe S. 115.

gung über das Kriegswesen und die Finanzen, in allem übrigen aber hand er sie an die Gesetze⁵⁶).“

Wer staunte nicht, wenn er sieht, unter welchem Gesichtspunkt dieser große Denker vor dreihundert Jahren die Grundgesetze der französischen Monarchie beurteilt hat!

Die Franzosen sind in dieser Hinsicht von den Engländern vererbt worden. Die haben ihnen gesagt, ohne es selbst zu glauben, daß Frankreich geknechtet sei, wie sie ihnen gesagt haben, daß Shakespeare höher stände als Racine, und sie haben es geglaubt. Selbst der ehrliche Richter Blackstone hat Frankreich am Schluß seiner Kommentare auf eine Stufe mit der Türkei gestellt. Darauf kann man nur mit Montaigne erwidern: „Die Frechheit dieser Gleichstellung kann man nicht genug schelten.“

Aber als die Engländer selbst eine Revolution machten, die von Bestand war, haben sie da die Königswürde oder das Oberhaus abgeschafft, um sich zu befreien? Nein, sie haben ihre alte Verfassung in Wirksamkeit gesetzt und die Erklärung ihrer Rechte aus ihr geschöpft!

Es gibt kein christliches Volk in Europa, das nicht von Rechts wegen frei oder annähernd frei ist, keines, das in den reinsten Urkunden seiner Gesetzgebung nicht alle Elemente der Verfassung besäße, die ihm angemessen ist. Aber man muß sich vor allem vor dem gewaltigen Irrtum hüten, daß die Freiheit etwas Absolutes sei und nicht ein Mehr oder Weniger darstelle. Man denke an Jupiters zwei Fässer und fülle sie, anstatt mit Gutem und Bösem, mit Freiheit und Ruhe. Jupiter mißt jedem Volke sein Teil zu, dem einen mehr, dem andern weniger; der Mensch vermag bei dieser Verteilung nichts.

Ein anderer, höchst verderblicher Irrtum liegt darin, daß man sich zu stark an die alten Urkunden klammert. Gewiß muß man sie achten, aber man muß vor allem auf das sehen, was die Rechtslehrer den letzten Zustand nennen. Jede freie Verfassung ist von Natur veränderlich, und zwar in dem Maße, wie sie frei ist⁵⁷). Sie restlos auf ihre Ursprünge zurückführen zu wollen, ist ein törichtes Unterfangen.

So vereinigt sich denn alles zu dem Nachweis, daß die Franzosen sich etwas vermessen haben, was über Menschenmacht geht, daß diese regellosen Versuche sie in Knechtschaft gestürzt haben und daß sie nur zu erkennen brauchen, was sie besessen haben. Sind sie

⁵⁶) Ebd. I, 16. (Deutsche Ausgabe S. 47.)

⁵⁷) All the human governments, particularly those of mixed frame, are in continual fluctuation. (Alle menschlichen Regierungen, zumal die aus verschiedenen Elementen bestehenden, sind beständig im Fluß.) Hume, Geschichte Englands, Karl I., Kap. 50.

für ein größeres Maß von Freiheit bestimmt, als sie vor sieben Jahren besaßen, und das ist keineswegs klar, so haben sie mit allen Urkunden ihrer Geschichte und Gesetzgebung alles in Händen, was sie brauchen, um sie wieder zum Reid und zur Ehre Europas zu machen⁵⁸).

Aber wenn die Franzosen für die Monarchie geschaffen sind, und wenn es sich lediglich darum handelt, diese auf ihre wahren Grundlagen zu stellen, welcher Irrwahn, welches Verhängnis, welches verderbliches Vorurteil kann sie dann ihrem rechtmäßigen König entfremden?

Die Erbfolge ist in einer Monarchie etwas so Wichtiges, daß jede andere Betrachtung davor zurücktreten muß. Das größte Verbrechen, das ein französischer Anhänger des Königtums begehen könnte, wäre, in Ludwig XVIII. etwas anderes zu sehen, als seinen König, und das Ansehen, mit dem man ihn umgeben muß, dadurch zu schmälern, daß er ungünstig über den Menschen oder seine Handlungsweise urteilt. Ein Franzose, der ohne Erröten in der Vergangenheit herumwühlt, um dort wahre oder falsche Züge aufzuspüren, wäre sehr niedriggesinnt und sehr schuldhaft! Die Thronbesteigung ist eine Neugeburt: man zählt nur von ihr ab.

Ein bekannter Gemeinplatz lautet, daß Macht und Größe die Menschen verderbt und daß die besten Könige die sind, die durch Unglück geprüft sind. Warum sollten sich die Franzosen des Vorteils berauben, von einem Fürsten regiert zu werden, der die furchtbare Schule des Unglücks durchgemacht hat? Wie viele Gedanken haben ihm diese sechs letzten Jahre eingegeben müssen! Wie geneigt

⁵⁸) Ein Mann, den ich wegen seiner Person wie wegen seiner Ansichten über die alte französische Verfassung nicht teilt, hat sich der Mühe unterzogen, mir einen Teil seiner Gedanken in einem sehr fejselnden Brief zu entwickeln. U. a. hält er mir entgegen, das obenerwähnte Buch der französischen Richter sei unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. als Verstoß gegen die Grundgesetze der Monarchie und gegen die Rechte des Herrschers verbrannt worden. Das glaube ich gern, ebenso wie Delolmes Buch in England (vielleicht mit dem Verfasser) unter Heinrich VIII. und seiner strengen Tochter verbrannt worden wäre. Hat man sich in voller Erkenntnis der Sachlage ein Urteil über die großen Fragen gebildet, so ändert man seine Meinung selten. Trotzdem mißtraue ich meinen Vorurteilen soviel, wie ich muß, zweifle aber nicht an meinem guten Glauben. Man beachte wohl, daß ich in diesem Kapitel keine zeitgenössische Autorität angeführt habe, da mir auch die achtbarsten verdächtig erschienen wären. Was die Richter betrifft, die das obige Werk verfaßt haben, so habe ich ihr Werk benutzt, weil ich eine schon geleistete Arbeit nicht nochmals machen möchte und diese Herren nur Urkunden zitiert haben, was ich gerade brauchte.

muß er sein, alles zu versuchen, um ruhmvoll zu regieren! Von welchem heiligem Ehrgeiz muß er erfüllt sein! Welcher Herrscher auf Erden könnte mehr Beweggründe, mehr Mittel und den heißeren Wunsch haben, Frankreichs Wunden zu schließen!

Haben die Franzosen nicht lange genug das Blut der Kapetinger geprüft? Aus achthundertjähriger Erfahrung wissen sie, daß dieses Blut mild ist. Warum also wechseln? Das Haupt dieses großen Geschlechts hat sich in seiner Erklärung als redlich, hochherzig und tief durchdrungen von den religiösen Wahrheiten gezeigt. Niemand streitet ihm viel angeborenen Verstand und viele erworbene Kenntnisse ab. Es gab vielleicht eine Zeit, wo es gut war, daß der König nicht richtig schreiben konnte, aber in diesem Zeitalter, wo man an Bücher glaubt, ist ein gebildeter König ein Vorteil. Was aber noch wichtiger ist: man kann bei ihm keine jener übertriebenen Ideen annehmen, die die Franzosen beunruhigen könnten. Wer vergäße, daß er in Koblenz mißfallen hat? Das ist ein großer Vorteil für ihn. In seiner Erklärung hat er das Wort Freiheit ausgesprochen, und wenn jemand einwendet, er habe es im Dunkeln gelassen, so ist zu erwidern, daß ein König nicht in der Sprache der Revolution reden soll. Eine feierliche Rede an sein Volk muß sich durch eine gewisse Nüchternheit in Plänen und Ausdrücken auszeichnen; sie darf nichts mit der Voreiligkeit eines systematisierenden Privatmannes gemein haben. Der König von Frankreich hat gesagt, „daß die französische Verfassung die Gesetze in die von ihr geheiligte Form bringt und den König selbst den Gesetzen unterordnet, um die Weisheit des Gesetzgebers vor den Fallstricken der Verführung zu bewahren und die Freiheit der Untertanen vor jedem Mißbrauch durch die Herrschermacht zu schützen“. Damit hat er alles gesagt, denn er hat die verfassungsmäßige Freiheit versprochen. Er hat gesagt, man spräche zu Unrecht von der Freiheit als von etwas Absolutem, sie sei im Gegenteil etwas, bei dem es ein Mehr oder Weniger geben könnte, und die Kunst des Gesetzgebers bestände nicht darin, das Volk frei, sondern frei genug zu machen. Damit hat er eine große Wahrheit entdeckt, und man muß seine Zurückhaltung loben, anstatt ihn zu tadeln. Als ein berühmter Römer dem Volke die Freiheit gab, das für sie am meisten geschaffen war und von ältesten Zeiten an frei war, sagte er zu diesem Volke: *Libertate modice utendum* (es solle seine Freiheit mit Maß gebrauchen⁵⁹). Was hätte er zu Franzosen gesagt? Gewiß dachte der König, als er nüchtern von der Freiheit sprach, weniger an seinen Vorteil als an den seines Volkes.

⁵⁹) Livius XXXIV, 49.

„Die Verfassung“, sagt der König weiter, „schreibt Bedingungen für die Steuererhebung vor, damit das Volk sicher ist, daß die von ihm bezahlten Auflagen zum Staatswohl erforderlich sind.“ Der König ist also nicht berechtigt, willkürlich Steuern zu erheben. Allein diese Erklärung schließt den Despotismus aus.

„Sie überträgt den obersten Gerichtsbehörden die Aufsicht über die Gesetze, damit sie über ihre Ausführung wachen und die Ansicht des Herrschers berichtigen, falls er sich irren sollte.“ Damit wird die Aufsicht über die Gesetze den höchsten Gerichtsbehörden übertragen und das Beschwerderecht geheiligt. Überall aber, wo eine Körperschaft hoher erblicher oder unabsehbarer Richter das verfassungsmäßige Recht hat, den Monarchen zu warnen, ihn aufzuklären und sich über Mißbräuche zu beschweren, gibt es keinen Despotismus.

„Sie stellt die Grundgesetze unter die Obhut des Königs und der drei Stände, um Revolutionen vorzubeugen, welche das größte Unglück sind, das ein Volk betreffen kann.“

Es gibt also eine Verfassung, denn die Verfassung ist nichts als die Gesamtheit der Grundgesetze, und der König darf diese nicht antasten. Unternähme er das, so würden die drei Stände ihr Veto gegen ihn einlegen, wie jeder von ihnen sein Veto gegen die beiden anderen einlegen darf.

Und man würde sich gewiß täuschen, würde man dem König vor, er hätte zu unbestimmt gesprochen; denn gerade diese Unbestimmtheit ist ein Beweis hoher Weisheit. Der König hätte sehr unklug gehandelt, hätte er Schranken gezogen, die ihm jeden Spielraum raubten. Indem er sich eine gewisse Handlungsfreiheit vorbehielt, hat er gezeigt, daß er erleuchtet war. Die Franzosen werden es eines Tages einsehen: sie werden zugeben, daß der König alles versprochen hat, was er konnte.

War es für Karl II. von England gut, daß er die Forderungen der Schotten bewilligte? Man sagte zu ihm, wie man zu Ludwig XVIII. gesagt hat: „Man muß sich in die Zeiten fügen; man muß nachgeben. Es ist unsinnig, eine Krone zu opfern, um eine Hierarchie zu retten.“ Er glaubte es und tat sehr schlecht daran. Der König von Frankreich ist weiser. Warum wollen die Franzosen ihm durchaus nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen?

Wäre der König so töricht gewesen, den Franzosen eine neue Verfassung zu versprechen, dann könnte man ihm vorwerfen, er hätte sich in böser Absicht unklar ausgedrückt; denn tatsächlich hätte er nichts gesagt. Hätte er sein eigenes Werk vorgeschlagen, so hätte sich nur ein einziger Schrei gegen ihn erhoben, und der wäre berechtigt gewesen. Mit welchem Rechte hätte er auch Gehorsam

verlangen können, wenn er die alten Gesetze preisgab? Hat nicht jedermann das gleiche Recht auf Willkür? Jeder junge Mensch in Frankreich hätte auf die Fehler des neuen Werkes hingewiesen und Verbesserungen vorgeschlagen. Man überlege sich das wohl, und man wird erkennen, daß der König, wenn er die alte Verfassung preisgab, nur noch eins sagen konnte: „Ich werde tun, was man will.“ Auf diesen unanständigen und widersinnigen Satz wären die schönsten Reden des Königs hinausgelaufen, wenn man sie beim Buchstaben nahm. Bedenkt man das ernstlich, wenn man dem König vorwirft, er hätte den Franzosen keine neue Umwälzung versprochen? Seit der Aufruhr das furchtbare Unglück seines Geschlechts einleitete, hat er drei Verfassungen annehmen, beschwören und feierlich einsetzen gesehen. Die beiden ersten haben nur einen Augenblick bestanden, und die dritte steht nur auf dem Papier. Sollte der König seinen Untertanen fünf bis sechs zur Auswahl vorschlagen? Gewiß! Die drei ersten sind ihnen so teuer gekommen, daß kein vernünftiger Mensch auf den Einfall geraten könnte, ihnen noch eine vorzuschlagen. Aber dieser neue Vorschlag, der schon von seiten eines Privatmannes ein Wahnsinn wäre, er wäre von seiten des Königs auch noch ein Verbrechen.

Wie der König sich aber auch benehmen mochte, er konnte nicht jedermann zufriedenstellen. Es hatte seine Nachteile, wenn er keine Erklärung veröffentlichte, seine Nachteile, wenn er diese veröffentlichte, seine Nachteile, wenn er eine andere gab. In dieser Ungewißheit tat er am besten, sich an die Grundsätze zu halten und nur die Vorurteile und Leidenschaften zu verletzen, indem er erklärte, daß die französische Verfassung für ihn eine heilige Arche sei.

Wenn die Franzosen diese Erklärung kalten Blutes prüfen, so müssen sie den König, wenn mich nicht alles täuscht, achten. In seiner furchtbaren Lage wäre für ihn nichts bestechender gewesen, als in den Grundsätzen nachzugeben, um wieder auf den Thron zu gelangen. Viele Leute haben gesagt, und viele haben es geglaubt, daß der König sich mit seinem Beharren auf den alten Ideen zugrunde richtete! Es schien so natürlich, Vergleichsvorschläge anzuhören! Es war namentlich so leicht, darauf einzugehen, mit dem Hintergedanken, zu den alten Rechten der Krone zurückzukehren, ohne gegen die Ehrlichkeit zu verstoßen, lediglich auf die Macht der Dinge gestützt. Wie viel aufrichtiger, edler und mutiger war es aber, den Franzosen zu sagen: „Ich kann euch nicht glücklich machen, ich kann und darf nur durch die Verfassung regieren; ich will die heilige Arche nicht anrühren; ich erwarte, daß ihr zur Besinnung zurückkehrt; ich erwarte, daß ihr die höchst einfache und sonnenklare Wahrheit begriffen habt, die ihr immer noch ablehnt: daß ich euch

bei der gleichen Verfassung eine ganz andere Regierung geben kann.“

O wie weise hat der König sich gezeigt, als er zu den Franzosen sagte, ihre alte, weise Verfassung sei für ihn die heilige Urche, und er dürfe sie nicht mit vermessener Hand antasteten. Aber er setzte hinzu, er wollte ihr ihre alte, mit der Zeit verdorbene Reinheit und ihre ganze, mit der Zeit geschwächte Kraft wiedergeben. Hochmals: das sind erleuchtete Worte, denn sie sagen deutlich, was in Menschenmacht steht und was nur Gott zukommt. In dieser ganzen, zu wenig bedachten Erklärung steht nicht ein Wort, das den König seinem Volke nicht empföhle.

Es wäre zu wünschen, daß dies ungestüme Volk, das erst dann zur Wahrheit zurückkehrt, wenn er den Irrtum voll ausgeschöpft hat, endlich eine so handgreifliche Wahrheit erkennen wollte: daß es das Opfer und der Narr einer Handvoll Menschen ist, die sich zwischen es und seinen rechtmäßigen Herrscher stellen, von dem es nur Wohltaten zu erwarten hat. Nehmen wir das Schlimmste an: der König läßt das Schwert der Gerechtigkeit auf einige Vaternörder herabfallen und straft ein paar mißliebige Adlige durch Demütigungen. Wohlan! Was geht das dich an, guter Bauer, eifriger Handwerker, friedlicher Bürger, dem der Himmel einen schlichten Stand und Glück verliehen hat? Bedenke, daß du mit deinesgleichen fast das ganze Volk darstellst, und daß das ganze Volk alle Übel der Anarchie nur duldet, weil eine Handvoll Elender, die den König fürchten, ihm Angst vor seinem König macht!

Nie ließe ein Volk sich eine schönere Gelegenheit entgehen, wenn es fortführe, seinen König abzulehnen; denn so läuft es Gefahr, mit Gewalt beherrscht zu werden, statt selbst seinem rechtmäßigen Herrscher die Krone zu bieten. Wie gut führe es mit diesem Herrscher! Wie eifrig und liebevoll würde er sich bemühen, die Treue seines Volkes zu belohnen! Stets stände der Wunsch des Volkes ihm vor Augen; er gäbe ihm Mut zu den großen Unternehmungen, zu den harten Arbeiten, die Frankreichs Wiederaufrichtung von seinem Oberhaupt fordert, und jeder Augenblick seines Lebens wäre dem Glück Frankreichs gewidmet.

Lehnen die Franzosen aber ihren König hartnäckig ab, so mögen sie wissen, welches ihr Los sein wird. Sie sind heute durch Unglück hinreichend gereift, um eine harte Wahrheit zu hören: Angesichts ihrer fanatischen Freiheitsanfalle ist der kalte Beobachter oft geneigt, mit Tiberius auszurufen: O homines ad servitutem natos! (O ihr Menschen, zur Knechtschaft geboren!) Es gibt bekanntlich mehrere Arten von Mut, und der Franzose besitzt sie gewiß nicht alle. Er ist unerschrocken vor dem Feinde, aber nicht vor der Staatsgewalt,

nicht einmal vor der ungerechtesten. Nichts kommt der Geduld dieses angeblich freien Volkes gleich. In fünf Jahren hat man ihm drei Verfassungen und eine Revolutionsregierung aufgenötigt. Die Tyrannen lösen einander ab, und das Volk gehorcht. Nie hatte eine seiner Anstrengungen den Erfolg, daß es sich aus seiner Ohnmacht emporriß. Seine Herren haben es zugrunde gerichtet und seiner gespottet. Sie haben zu ihm gesagt: „Ihr glaubt, ihr wollt dies Gesetz nicht, aber seid gewiß, ihr wollt es. Wagt ihr es abzulehnen, so werden wir euch mit Kartätschen dafür strafen, daß ihr eurem eigenen Willen nicht folgt.“ Und sie haben es getan.

Es hing an einem Haar, daß das französische Volk noch unter dem scheußlichen Joch Robespierres schmachtete. Gewiß! Es kann sich beglückwünschen, aber sich nicht rühmen, daß es diese Tyrannei los ist. Und ich weiß nicht, ob die Lage seiner Knechtschaft schmackvoller für es waren als der seiner Befreiung. Die Geschichte des 9. Thermidor ist kurz: ein paar Verbrecher haben ein paar andere beseitigt. Ohne diesen Familienzwist seufzte Frankreich noch heute unter dem Zepter des Wohlfahrtsausschusses.

Und wer weiß, was ihm noch bevorsteht? Es hat solche Proben von Ergebung abgelegt, daß es fürchten kann, noch tiefer zu sinken. Welche Lehre — nicht für das französische Volk, denn es wird mehr als alle anderen Völker seine Herren stets empfangen und sie nicht wählen, — wohl aber für die kleine Zahl guter Franzosen, die durch die Umstände Einfluß erlangen können, nichts zu verabsäumen, um die Nation aus diesem erniedrigenden Hin und Her zu erlösen, indem sie sie in die Arme ihres Königs führen. Gewiß, er ist ein Mensch, aber hat das Volk denn Aussicht, von einem Engel beherrscht zu werden? Er ist ein Mensch, aber heute ist man sicher, daß er es weiß, und das ist viel. Bestiege er durch den Wunsch seines Volkes den Thron seiner Väter, so ginge er eine Ehe mit ihm ein, und es fände an ihm alles: Güte, Gerechtigkeit, Liebe, Dankbarkeit und unbestreitbare Gaben, die in der harten Schule des Unglücks gereift sind⁹⁹).

Die Franzosen haben seine Friedensworte anscheinend wenig beachtet. Sie haben seine Erklärung nicht gelobt, sondern kritisiert und wahrscheinlich vergessen. Aber eines Tages werden sie ihm Gerechtigkeit zuteil werden lassen. Eines Tages wird die Nachwelt diese Urkunde als Muster von Weisheit, Offenheit und königlichem Stil hinstellen.

Jeder gutgesinnte Franzose hat gegenwärtig die Pflicht, die öffentliche Meinung unaufhörlich zugunsten des Königs zu be-

⁹⁹) S. auch Kap. 10 über die Amnestie.

arbeiten und seine ganze Handlungsweise in günstiges Licht zu stellen. Hier müssen sich die Anhänger des Königtums mit größter Strenge prüfen und sich keinen Täuschungen hingeben. Ich bin kein Franzose, ich kenne all die Ränke nicht, ich kenne niemand. Aber ich vermute, daß ein französischer Königsfreund sagt: „Ich bin bereit, mein Blut für den König zu vergießen. Ohne aber gegen die schuldige Treue zu verstoßen, kann ich nicht umhin, zu tadeln“ usw. Diesem Manne sage ich, was sein Gewissen ihm wahrscheinlich viel lauter sagen wird: „Du lügst vor der Welt und vor dir. Wärest du imstande, dein Leben für den König zu opfern, so mußt du ihm auch deine Vorurteile opfern. Außerdem braucht er dein Leben nicht, wohl aber deine Klugheit, deinen maßvollen Eifer, deine duldbende Hingabe, selbst deine Nachsicht. Behalte dein Leben, das er jetzt nicht brauchen kann, und leiste ihm die Dienste, die er nötig hat. Glaubst du, die größten Helden seien die, deren Name in den Zeitungen steht? Die Unbekanntesten dagegen können die einflußreichsten und erhabensten sein. Es handelt sich hier nicht um deine Eigenliebe. Befriedige dein Gewissen und den, der es dir gab.“

Die Fäden, die ein Kind zerreißen könnte, bilden doch alle zusammen das Tau, das den Anker eines Kriegsschiffes tragen muß. So kann auch eine Schar nichtsagender Kritiker ein furchtgebietendes Heer bilden. Wie große Dienste kann man doch dem König von Frankreich durch Bekämpfung dieser Vorurteile leisten, die sich, ich weiß nicht wie, einnisten und die, ich weiß nicht warum, andauern! Haben Leute, die doch das Alter der Vernunft erreicht zu haben glauben, dem König nicht seine Taktlosigkeit vorgeworfen! Haben andere ihn nicht dreist mit Heinrich IV. verglichen und gesagt, ein so großer Herrscher müßte zur Eroberung seiner Krone andere Waffen finden als Ränke und Erklärungen! Aber da man ja im Zuge ist, geistreich zu werden: warum wirft man dem König nicht auch vor, daß er nicht Deutschland und Italien erobert hat, wie Karl der Große, um dort würdig zu leben und abzuwarten, bis die Franzosen Vernunft annehmen wollen?

Was die mehr oder weniger zahlreiche Partei angeht, die gegen die Monarchie und den Monarchen wettet, so ist ihre Gesinnung durchaus nicht immer vom Haß diktiert, und es verlohnt sich wohl, auf diese mannigfach zusammengesetzte Gesinnung näher einzugehen.

Es gibt in Frankreich keinen geistvollen Mann, der sich nicht mehr oder weniger verachtete. Die nationale Schande lastet auf allen Herzen; denn nie ward ein Volk von verächtlicheren Machthabern mehr verachtet. Man hat also das Bedürfnis, sich zu trösten, und die guten Bürger tun es auf ihre besondere Weise. Der gemeine

und verdorbene Mensch aber, dem jeder höhere Gedanke fernliegt, rächt sich für seine frühere und jetzige Verworfenheit, indem er das Schauspiel der gedemüthigten Größe mit jener unsäglichen Wonne betrachtet, die nur die Gemeinheit kennt. Um sich in seinen eigenen Augen herauszustreichen, blickt er auf den König von Frankreich und ist mit seiner eigenen Größe zufrieden, wenn er sich mit dem gestürzten Skoloz vergleicht. Durch ein Taschenspielerkunststück seiner Phantasie gelangt er allmählich dahin, diesen großen Sturz als sein Werk anzusehen; er bekleidet sich selbst mit der ganzen Macht der Republik, redet den König an, nennt ihn frech „den angeblichen Ludwig XVIII.“ und läßt seine wütenden Schmähschriften gegen die Monarchie los. Gelingt es ihm, ein paar Chouans^{*)} Angst einzujagen, so brüstet er sich wie ein Held Lafontaines: „Ich bin doch ein Wetterstrahl.“

Man muß auch die Angst in Rechnung stellen, die gegen den König wettert, weil sie fürchtet, bei seiner Rückkehr möchten noch ein paar Flinten mehr losgehen.

Französisches Volk, laß dich nicht durch die Trugschlüsse der Selbstsucht, Eitelkeit oder Feigheit irreführen! Höre nicht auf die Klugredner: es wird in Frankreich nur zuviel Klug geredet, und das Klugreden vertreibt die Vernunft. Überlaß dich ohne Furcht und Vorbehalt dem untrüglichen Instinkt deines Gewissens! Willst du dich wieder selbst achten können, willst du vor dir selbst wieder groß dastehen, willst du dein Herrscherrecht ausüben, so rufe deinen Herrscher zurück.

Ich stehe Frankreich ganz fern und bin nie dort gewesen, habe also von seinem König, den ich nie kennen lernen werde, nichts zu erwarten. Wenn ich also etwas Falsches behauptete, können die Franzosen es wenigstens ohne Born lesen, als völlig uneigennütige Irrthümer.

Doch was sind wir, schwache und blinde Menschenkinder! Und was ist der zitternde Lichtschein, den wir Vernunft nennen! Haben wir alle Wahrscheinlichkeiten zusammengefaßt, die Geschichte befragt, alle Zweifel und Interessen erörtert, so können wir immer noch eine trügerische Wolke statt der Wahrheit umarmen. Welchen Ratschluß hat das höchste Wesen, vor dem nichts groß ist, über den König, seine Dynastie, sein Geschlecht, über Frankreich und Europa gefaßt? Wo und wann wird die Erschütterung enden, und mit wieviel Unglück werden wir noch die Ruhe erkaufen müssen? Hat Gott

^{*)} Die Anhänger des Königtums in der Vendée, die verzweifelt gegen die Revolution kämpften. — D. Übers.

alles umgestürzt, um zu zerstören, und ist seine Strenge unerbittlich? Ach, eine dunkle Wolke verschleiert die Zukunft, und kein Auge kann diese Finsternisse durchdringen. Trotzdem deutet alles darauf hin, daß die jetzige Ordnung der Dinge in Frankreich nicht bestehen kann und daß die Monarchie mit Naturnotwendigkeit zurückkehren muß. Mögen also unsere Wünsche in Erfüllung gehen oder mag die unerbittliche Vorsehung es anders beschlossen haben, so ist es doch fesselnd, ja sogar nützlich, sich unter dauerndem Hinblick auf die Geschichte und die Menschennatur zu fragen, wie diese großen Umwälzungen vor sich gehen und welche Rolle die große Masse bei einem Ereignis spielen könnte, bei dem nur der Zeitpunkt ungewiß bleibt.

Kapitel 9.

Wie wird sich die Gegenrevolution abspielen, falls sie eintritt?

Wenn man Hypothesen über die Gegenrevolution aufstellt, begeht man gewöhnlich den Fehler, zu meinen, als ob diese Gegenrevolution nur das Ergebnis eines Volksbeschlusses sein könnte und müßte. „Das Volk fürchtet“, sagt man; „das Volk will, das Volk wird nie zustimmen; es steht dem Volke nicht an“ usw. Wie erbarmungswürdig! Das Volk spielt bei den Revolutionen gar keine Rolle, außer als leidendes Werkzeug. Vier bis fünf Männer vielleicht werden Frankreich einen König geben. Briefe aus Paris werden der Provinz melden, daß Frankreich einen König hat, und die Provinz wird rufen: „Es lebe der König!“ Selbst in Paris werden die Einwohner, etwa zwanzig ausgenommen, eines Morgens erwachen und hören, daß sie einen König haben. „Ist 's möglich!“ werden sie rufen. „Das ist doch höchst merkwürdig! Wer weiß, zu welchem Thor er einzieht! Vielleicht ist es gut, sich im voraus Fenster zu mieten, denn man wird im Gedränge erdrückt werden.“ Das Volk wird bei der Wiederherstellung der Monarchie so wenig ihre Wiedereinführung bestimmen, wie es die Abschaffung oder Einsetzung der Revolutionsregierung bestimmt hat.

Ich bitte meine Leser, diese Gedanken recht festzuhalten, und empfehle sie besonders denen, die die Umwälzung für unmöglich halten, weil zu viele Franzosen an der Republik hängen und bei einem Umschwung zu viele Leute zu leiden hätten. Scilicet is superis labor est! (Denn das ist Sache der Götter.) Man kann gewiß abstreiten, daß die Republik eine Mehrheit hinter sich hat, aber ob dies der Fall ist oder nicht, darauf kommt es gar nicht an. Begeisterung und Fanatismus sind keine Dauerzustände: dieser Grad von Aufregung schwächt die menschliche Natur bald. Selbst wenn man annimmt, ein Volk, insbesondere die Franzosen, könnte irgend etwas lange wollen, so steht es doch fest, daß es dies nicht lange leidenschaftlich will. Im Gegenteil! Wenn der Fieberzustand erschöpft hat, folgen Erschlaffung, Erschöpfung, Gleichgültigkeit stets als natürliche Folge großer Begeisterung. In dieser Lage ist Frankreich. Es verlangt nichts mehr mit Leidenschaft, ausgenommen die Ruhe. Selbst wenn man also annähme, daß die Republik die Mehrheit für sich hat — und das ist unzweifelhaft falsch — was tut das? Wenn der König sich einstellt, zählt man gewiß nicht die Stimmen,

und kein Mensch wird sich rühren, zunächst, weil selbst die, welche die Republik der Monarchie vorziehen, die Ruhe der Republik vorziehen, und ferner, weil die Gegner des Königtums sich nicht zusammenkommen können.

In der Politik wie in der Mechanik täuschen die Theorien, wenn man nicht die verschiedenen Eigenschaften der Stoffe in Betracht zieht, aus denen die Maschinen bestehen. So scheint auf den ersten Blick der Satz zutreffend: „Zur Wiederherstellung der Monarchie ist die vorherige Zustimmung der Franzosen erforderlich.“ Und doch ist nichts verkehrter. Verlassen wir die Theorien und stellen wir uns auf den Boden der Tatsachen.

In Bordeaux, in Nantes, in Lyon usw. trifft ein Kurier mit der Nachricht ein: „Paris hat den König anerkannt. Eine beliebige Partei (genannt oder ungenannt) hat sich der Staatsgewalt bemächtigt und erklärt, sie nur im Namen des Königs innezuhaben. Man hat einen Kurier an den König gesandt, der sofort erwartet wird, und allseits legt man die weiße Kokarde an.“ Das Gerücht trägt die Nachricht weiter und schmückt sie mit tausend imponierenden Einzelheiten aus. Was wird man tun? Um der Republik leichtes Spiel zu geben, will ich annehmen, sie habe die Mehrheit für sich, ja selbst eine republikanische Truppenmacht. Die Truppen werden im ersten Augenblick vielleicht eine ablehnende Haltung einnehmen, aber selbst an diesem Tage werden sie essen wollen, und so lösen sie sich allmählich von der Macht, die nicht mehr bezahlt. Jeder Offizier, der kein Ansehen genießt und das sehr wohl weiß, was man auch reden mag, erkennt ebenso klar, daß der erste, der da ruft: „Es lebe der König!“ eine große Persönlichkeit ist. In seiner Eigenliebe malt er sich mit leuchtenden Farben das Bild eines Generals im Heere Seiner Allchristlichsten Majestät aus, der mit Ehrenzeichen bedeckt ist und von der Höhe seines Ranges auf die Leute herablickt, die ihn noch vor kurzem vor die Schranken des Zivilgerichts luden. Solche Gedanken sind so einfach und natürlich, daß sie keinem entgehen können. Jeder Offizier fühlt das. Somit ergibt sich, daß einer dem andern verdächtig ist. Furcht und Mißtrauen führen zu Beratungen und zu Kälte. Der Soldat, der durch seine Offiziere nicht angefeuert wird, ist noch mutloser; das Band der Disziplin wird, wie durch einen unerklärlichen Zauberschlag, plötzlich gelockert. Der eine blickt auf den nahenden königlichen Soldat, der andere benutzt den Augenblick, um zu seiner Familie zu eilen. Es wird nicht mehr befohlen noch gehorcht, die Einheit hört auf.

Ganz anders ist es bei den Städtern. Man geht und kommt, begegnet sich, fragt einander. Ein jeder fürchtet den, dessen er be-

dürfte. Im Zweifeln vergeht die Zeit, und die Minuten sind entscheidend. Überall mischt sich Kühnheit mit Vorsicht. Der Greis ist unentschlossen, der Jüngling ratlos. Auf der einen Seite drohen furchtbare Gefahren, auf der anderen winkt sichere Amnestie und wahrscheinlich Gnadenbeweise. Wo sind zudem die Mittel zum Widerstand? Wo sind die Führer? Wem soll man trauen? Wer sich still verhält, läuft keine Gefahr, aber die geringste Bewegung kann zur unverzeihlichen Schuld werden: man muß also abwarten. Man wartet ab, aber am nächsten Tag trifft die Nachricht ein, der und der feste Platz habe seine Tore geöffnet; ein Grund mehr, um nichts zu übereilen. Bald erfährt man, daß die Nachricht falsch war, aber zwei andere Städte, die sie für wahr hielten, haben ein Beispiel gegeben, indem sie ihn aufnehmen zu müssen glaubten. Sie haben sich unterworfen und reißen die erste mit, die nicht daran dachte. Der Gouverneur dieses Platzes hat dem König die Schlüssel seiner guten Stadt . . . übergeben, der erste Offizier, der die Ehre hatte, ihn in einer Zitadelle seines Reiches zu empfangen. Der König hat ihn am Tor zum Marschall von Frankreich ernannt, und ein unsterbliches Patent hat sein Wappen mit zahllosen Lilien bedeckt; sein Name ist für alle Zeiten der schönste in Frankreich. Jeden Augenblick nimmt die royalistische Bewegung zu; bald wird sie untwiderstehlich. „Es lebe der König!“ rufen Liebe und Treue im Freudenrausch. „Es lebe der König!“ ruft der republikanische Heuchler in tiefstem Schrecken. Einerlei! Es ist nur ein Ruf. Und der König ist eingesetzt.

Bürger! So vollziehen sich die Gegenrevolutionen. Gott, der sich die Einsetzung der Könige vorbehielt, zeigt es uns, indem er der Menge nie die Wahl ihrer Herren überläßt. Er benutzt sie in den großen Bewegungen, die das Schicksal der Reiche bestimmen, nur als passives Werkzeug. Nie erhält sie, was sie will: stets empfängt sie, nie wählt sie. Man kann sogar beobachten, daß die Vorsehung das Trachten des Volkes nach einem Ziel absichtlich dazu benutzt (wenn ich so sagen darf), um es von diesem Ziel abzubringen. So gab das römische Volk sich einen Herrn, als es nach Cäsars Tode die Aristokraten zu bekämpfen wähnte. In der französischen Revolution wurde das Volk dauernd von allen Parteien gekettet, beleidigt, zugrunde gerichtet, verstümmelt, und die Parteien waren ihrerseits jede nur ein Spielball der andern. Sie haben trotz aller Anstrengungen stets falsch gesteuert und sind schließlich auf der Klippe gestrandet, die ihrer harrete.

Will man das wahrscheinliche Ergebnis der französischen Revolution wissen, so braucht man nur zu prüfen, worin alle Parteien übereinstimmten. Das war die Erniedrigung, ja Vernichtung des

Christentums und der Monarchie auf der ganzen Welt, woraus sich ergibt, daß alle ihre Anstrengungen nur zur Erhöhung des Christentums und der Monarchie führen werden.

Alle, die Geschichte geschrieben oder über sie nachgedacht haben, hoben die geheime Macht bewundert, die der menschlichen Ratschlüsse spottet. Einer der Unsern war der große Heerführer des Altertums, der sie wie eine vernunftbegabte, freie Macht verehrte und nichts unternahm, ohne sich ihr anzuempfehlen⁶²).

Aber der Entschluß der Vorsehung zeigt sich am glänzendsten bei der Einföhrung und dem Sturze der Königsherrschaft. Die Volksmassen wirken bei diesen großen Bewegungen nur mit wie die Hebel und Stricke des Maschinisten. Mehr noch: ihre Führer erscheinen nur in fremden Augen als solche: tatsächlich werden auch sie regiert, wie sie das Volk regieren. Diese Leute, die scheinbar die Tyrannen des Volkes sind, werden selbst von zweien oder dreien tyrannisiert, die wieder von einem einzigen tyrannisiert werden. Und wenn dieser einzige sein Geheimnis verraten könnte und wollte, so würde man sehen, daß er selbst nicht weiß, wie er zur Macht gelangt ist. Sein Einfluß ist für ihn noch ein größeres Geheimnis als für die anderen, und Umstände, die er weder vorhersehen noch herbeiführen konnte, haben alles für ihn und ohne ihn getan.

Wer hätte dem stolzen Heinrich V. gesagt, daß eine Wirtshausmagd ihm das Zepter Frankreichs entreißen würde? Die albernen Erklärungen, die man für dies große Ereignis gegeben hat, nehmen ihm nichts von seiner Wunderbarkeit, und obwohl es zweimal entehrt wurde, einmal durch den Mangel an Begabung und dann durch ihre Entweihung, ist es doch der einzige Gegenstand der französischen Geschichte geblieben, der der epischen Muse wahrhaft würdig ist.

Glaubt man, der Arm, der einst dies schwache Werkzeug benutzte, sei kürzer geworden, und der höchste Ordner der Reiche fragte die Franzosen um Rat, um ihnen einen König zu geben? Nein! Er wird auch diesmal, wie stets, das Schwächste wählen, um das Stärkste zu vernichten. Er bedarf keiner fremden Heere, bedarf keiner Koalition, und da er Frankreich unberührt erhalten hat, trotz der Ratschlüsse und Macht so vieler Fürsten, die in seinen Augen nichts sind, wird er die französische Monarchie im gegebenen Augenblick wiederherstellen, trotz ihrer Feinde; verscheuchen wird er die lä-

⁶²) Nihil rerum humanarum sine deorum numine geri putabat Timoleon; itaque suae domi sacellum *Αβροματίας* constituerat, idque sanctissime colebat. (Timoleon glaubte, daß kein menschliches Vorhaben ohne göttlichen Einfluß ausführbar sei. Darum hatte er in seinem Haus eine Kapelle für die freiwaltende Macht erbaut und erwieß ihr die höchsten Ehren.) Corn. Nepos, Vita Timol., Kap. 4.

menden Insekten, pulveris exigui jactu (mit einem kleinen Schuß Pulver); der König wird kommen, sehen und siegen.

Dann wird man über die tiefe Nichtigkeit derer erstaunen, die so mächtig schienen. Heute ist es Sache der Weisen, diesem Urtheil zuzukommen und gewiß zu sein, daß die Beherrscher Frankreichs nur eine künstliche, vergängliche Macht haben, deren Übermaß just ihre Nichtigkeit beweist, daß sie weder gepflanzt noch gesät sind, daß ihr Stamm keine Wurzeln geschlagen hat und daß ein Windhauch sie fortjagen wird wie Spreu⁶³).

Umsonst also betonen zahlreiche Schriftsteller die Nachteile der Wiederherstellung der Monarchie; umsonst schrecken sie die Franzosen mit den Folgen einer Gegenrevolution. Und wenn sie aus diesen Nachteilen den Schluß ziehen, daß die Franzosen, die die Wiederherstellung der Monarchie fürchten, sie nie dulden würden, so schließen sie sehr falsch; denn die Franzosen werden keinen Beschluß fassen, und vielleicht werden sie ihren König aus der Hand eines Mädchens empfangen.

Kein Volk kann sich eine Regierung geben. Nur wenn es dies und das Recht in seiner Verfassung⁶⁴) hat, und dies Recht wird beschränkt oder verkannt, können einige Menschen mit Hilfe einiger Umstände die Hindernisse beseitigen und den Volksrechten zur Anerkennung verhelfen. Weiter geht die menschliche Macht nicht.

Ubrigens fragt die Vorsehung zwar gar nicht darnach, was die Wiederkehr des Königs den Franzosen kosten wird, aber es ist trotzdem doch von Belang, darauf hinzuweisen, daß die Schriftsteller im Irrtum sind oder wider besseres Wissen reden, wenn sie den Franzosen Angst vor den üblen Folgen der Wiederherstellung der Monarchie machen.

⁶³) Jesaias 40, 24.

⁶⁴) Ich meine seine natürliche Verfassung, denn die geschriebene ist nur Papier.

Kapitel 10.

Von den angeblichen Gefahren einer Gegenrevolution.

§ 1. Allgemeine Betrachtungen.

Ein heute beliebter Trugschluß ist das Betonen der Gefahren einer Gegenrevolution; man will dadurch beweisen, daß die Wiederkehr der Monarchie untunlich ist. Eine Menge von Werken, die die Franzosen bereben wollen, bei der Republik zu bleiben, entwickelt lediglich diesen Gedanken. Ihre Verfasser betonen die unvermeidlichen Übel jeder Umwälzung. Dann behaupten sie, die Monarchie ließe sich in Frankreich ohne neue Revolution nicht wieder aufrichten, und sie folgern daraus, daß man die Republik behalten müsse. Dieser gewaltige Trugschluß, mag er aus Furcht oder aus betrügerischer Absicht entspringen, verdient eingehende Prüfung.

Fast alle Irrtümer stammen aus Worten. Man hat sich gewöhnt, jedwede Bewegung, die die Revolution beseitigen soll, als Gegenrevolution zu bezeichnen. Aber weil diese Bewegung das Gegenteil der Revolution sein wird, muß man einen ganz anderen Schluß ziehen.

Glaubt man etwa, die Genesung sei ebenso schmerzlich wie die Erkrankung, und wenn die Monarchie durch Ungeheuer gestürzt ist, müßte sie durch ihresgleichen wiederhergestellt werden? Ach, möchten doch alle, die diesen Trugschluß benutzen, ihn im Grunde ihres Herzens recht prüfen! Sie wissen doch zur Genüge, daß die Freunde der Religion und der Monarchie zu keinem der Greuel fähig sind, mit dem ihre Gegner sich besleckt haben. Sie wissen zur Genüge, daß die unterdrückte Partei, selbst wenn man das Schlimmste annimmt und alle menschlichen Schwächen in Rechnung stellt, tausendmal mehr Tugenden besitzt, als die ihrer Bedrücker! Sie wissen zur Genüge, daß jene sich weder zu wehren noch sich zu rächen versteht, ja sie haben in dieser Hinsicht oft genug über sie gespottet.

Zur Herbeiführung der französischen Revolution mußte die Religion gestürzt, die Moral verhöhnt, jedes Eigentum verlezt, mußten alle möglichen Verbrechen begangen werden. Zu diesem Teufelswerk mußte eine solche Masse lasterhafter Menschen benutzt werden, daß vielleicht niemals eine gleiche Fülle von Lastern zur Herbeiführung eines Übels zusammengewirkt hat. Zur Wiederherstellung der Ordnung dagegen wird der König alle Tugenden berufen. Er wird es nicht nur wollen, sondern auch durch die Natur der Dinge dazu gezwungen werden. Sein dringendstes Interesse wird

sein, Gerechtigkeit mit Erbarmen zu vereinen. Die schätzenswerten Menschen werden von selbst die Stellungen einnehmen, in denen sie nützlich sein können, und die Religion wird der Politik ihr Zepter leihen, um ihr die Kräfte zu geben, die sie nur von dieser hehren Schwester empfangen kann.

Zweifellos wird eine Menge Menschen verlangen, daß man ihnen Gründe für diese herrlichen Ausichten gibt. Aber glaubt man etwa, in der politischen Welt herrsche der Zufall, und sie werde nicht von derselben Weisheit gestaltet, geleitet und belebt, die aus der Körperwelt leuchtet? Die Verbrecherhände, die einen Staat umstürzen, führen notwendig schmerzhaftere Zerreißungen herbei, denn keine frei handelnde Macht kann die Pläne des Schöpfers durchkreuzen, ohne in ihrem Wirkungskreis Übel herbeizuführen, die im Verhältnis zur Größe des Attentats stehen. Und zwar gehört dies Gesetz mehr der Güte des höchsten Wesens als seiner Gerechtigkeit an.

Arbeitet der Mensch jedoch an der Neuordnung eines Staatswesens, so verbündet er sich mit dem Urheber aller Ordnung und wird von der Natur begünstigt, d. h. von der Gesamtheit der Nebenursachen, welche die Werkzeuge der Gottheit sind. Sein Wirken hat etwas Göttliches; es ist sanft und gebieterisch zugleich; es erzwingt nichts und findet nirgends Widerstand. Durch Ordnen heilt es. Mit dem Fortschritt seines Wirkens sieht man jene Unruhe verschwinden, jene schmerzliche Aufregung, die die Wirkung und das Merkmal der Unordnung ist, wie unter der Hand des geschickten Chirurgen der verrenkte Körper durch das Aufhören des Schmerzes erfährt, daß der Schaden behoben ist.

Franzosen! Beim Klang höllischer Lieder und gottloser Lästerungen, beim Todeschrei und dem langen Köcheln der geschlachteten Unschuld, auf den Trümmern von Thron und Altären, die mit dem Blut des besten Königs und einer zahllosen Menge anderer Opfer benetzt sind, unter Verachtung von Sitte und öffentlichem Glauben, inmitten aller Verbrechen haben eure Verfänger und Tyrannen eure sogenannte Freiheit begründet.

Im Namen des allerhöchsten, allergütigsten Gottes, im Befolge von Menschen, die er liebt und denen er ihre Gedanken eingibt, und unter dem Einfluß seiner Schöpfermacht werdet ihr zu eurer alten Verfassung zurückkehren, und ein König wird euch das einzige geben, was ihr vernünftigerweise wünschen solltet: die Freiheit durch den Monarchen.

In welcher beklagenswerter Verblendung ringt ihr noch immer mühselig gegen die Macht an, die alle eure Anstrengungen vereitelt,

um euch zu zeigen, daß sie da ist! Ihr seid nur ohnmächtig, weil ihr euch von ihr zu trennen, ja ihr zuwiderzuhandeln wagt. Sobald ihr im Einklang mit ihr handelt, nehmt ihr gewissermaßen an ihrem Wesen teil. Alle Hindernisse werden sich vor euch ebnen, und ihr werdet der kindischen Furcht lachen, die euch heute erfüllt. Da alle Teile der Staatsmaschine von Natur nach dem ihnen zugewiesenen Platz streben, wird dies göttliche Streben alle Bemühungen des Königs begünstigen; und da die Ordnung das natürliche Element des Menschen ist, werdet ihr darin das Glück finden, das ihr in der Unordnung vergebens sucht. Die Revolution ließ euch leiden, denn sie war das Werk aller Laster, und die Laster sind füglich die Fenster des Menschen. Aus dem umgekehrten Grunde wird die Wiederkehr der Monarchie nicht etwa die Übel herbeiführen, die ihr künftig befürchtet, sondern sie wird denen ein Ende machen, die euch heute verzehren. Alle eure Anstrengungen werden positiv sein; ihr werdet nur die Zerstörung zerstören.

Gebt doch einmal jene trostlosen Lehren auf, die unser Jahrhundert entbehrt und Frankreich zugrunde gerichtet haben! Ihr habt die Prediger dieser verderblichen Dogmen ja schon kennen gelernt; aber der Eindruck, den sie auf euch gemacht haben, ist noch nicht verwischt. Bei all euren Schöpfungs- und Wiederherstellungsplänen vergeßt ihr nur Gott; sie haben euch von ihm getrennt. Nur mit Anstrengung erhebt sich euer Denken noch zu der unversieglischen Quelle alles Seins. Ihr wollt nur den Menschen sehen, sein so schwaches, so abhängiges, so eingeschränktes Tun, sein so verderbtes, so schwankendes Wollen, aber das Dasein einer höheren Ursache ist euch nur eine Theorie. Trotzdem umgibt und treibt sie euch; ihr greift sie mit Händen, und das Weltall verkündigt sie euch. Sagt man euch: ohne sie seid ihr nur stark im Zerstören, so ist das keine eitle Theorie, die man euch aufstischt, sondern eine praktische Wahrheit, die auf der Erfahrung aller Zeitalter und der Kenntnis der Menschennatur beruht. Schlagt die Geschichte auf! Ihr werdet keine politische Schöpfung, was sage ich, keine beliebige Einrichtung von einiger Kraft und Dauer finden, die nicht auf einer göttlichen Idee beruht, welcher Art sie auch sei; denn es gibt kein völlig falsches Religionsystem. Redet uns also nicht mehr von den Schwierigkeiten und dem Unglück, das ihr von der sogenannten Gegenrevolution befürchtet! Alles Unglück, das ihr erlittet, kommt von euch: warum sollten euch auch die Trümmer des Gebäudes nicht treffen, das ihr selbst auf euch herabgestürzt habt? Der Neubau gehört einer anderen Ordnung der Dinge an; kehrt wenigstens auf den Weg zurück, der euch zu ihm führen kann. Auf dem Wege zum Nichts werdet ihr nie zur Schöpfung gelangen.

O wie schuldhaft sind jene Schriftsteller, die das Volk in betrügerischer Absicht oder aus Feigheit mit dem leeren Schreckgespenst der sogenannten Gegenrevolution zu ängstigen wagen, die zwar zugeben, daß die Revolution eine furchtbare Geißel war, aber doch behaupten, daß man nicht zurückgehen kann. Möchte man nicht sagen, die Übel der Revolution sind beendet, und Frankreich hat den Hafen erreicht? Robespierres Herrschaft hat das Volk derart niedergeschmettert, seine Einbildungskraft derart geschlagen, daß es jeden Zustand, wo nicht dauernd Blut fließt, für erträglich, ja fast für glücklich hält. Auf dem Höhepunkt der Schreckensherrschaft bemerkten die Ausländer, daß alle französischen Briefe, die die Schreckensszenen jener grausamen Zeit schilderten, mit den Worten schlossen: „Gegenwärtig ist man ruhig, das heißt, die Henker ruhen. Sie schöpfen neue Kraft; inzwischen geht alles gut“. Dies Gefühl hat die teuflische Herrschaft überdauert, die es hervorrief. Durch den Schrecken versteinert und durch die Irrtümer der äußeren Politik entmutigt, hat der Franzose sich in eine Selbstsucht eingekapselt, die ihn nur noch sich selbst und den Ort und Augenblick sehen läßt, wo er lebt. An hundert Orten in Frankreich wird gemordet oder geplündert. Einerlei, denn er selbst ist ja nicht ermordet noch ausgeplündert worden. Vielleicht in seiner Straße, nebenan, hat jemand solche Attentate begangen — was liegt daran? Der Augenblick ist vorüber; „jetzt ist alles ruhig“. Er schiebt doppelte Riegel vor und denkt nicht mehr daran. Mit einem Wort: jeder Franzose ist an dem Tage, wo man ihn nicht umbringt, hinreichend glücklich.

Dabei sind die Gesetze außer Geltung; die Regierung erkennt ihre Ohnmacht an, sie zur Geltung zu bringen; die scheußlichsten Verbrechen nehmen allerorten überhand; der Dämon der Revolution erhebt keck das Haupt; die Verfassung ist nur ein Spinnengewebe, und die Machthaber nehmen sich furchtbare Rechtsbrüche heraus. Die Ehe ist nur eine gesetzliche Prostitution; es gibt keine väterliche Autorität mehr, keinen Abscheu vor Verbrechen, kein Obdach für Notleidende. Scheußliche Selbstmorde zeigen der Regierung die Verzweiflung der Unglücklichen und klagen sie an. Die Entsittlichung des Volkes macht furchtbare Fortschritte. Die Abschaffung des Gottesdienstes im Verein mit dem völligen Fehlen öffentlichen Unterrichts bringt ein Geschlecht hervor, an das man nur mit Schauern denkt.

Feige Optimisten! Das also ist die Ordnung der Dinge, deren Wechsel ihr fürchtet! Wacht auf, wacht auf aus eurer unseligen Erschlaffung! Statt dem Volke eingebilddete Übel zu zeigen, die aus einem Umschwung entspringen sollen, benutz eure Gaben lieber, um

seinen Wunsch nach der sanften, heilenden Veränderung zu erregen, die den König wieder auf seinen Thron setzt und Frankreich die Ordnung wiedergibt.

Zeigt uns doch, ihr Voreingenommenen, zeigt uns doch die furchtbaren Übel, mit denen man euch droht, um euch die Monarchie zu berekeln! Seht ihr nicht, daß eure republikanischen Einrichtungen wurzellos sind und daß sie nur auf eurem Boden stehen, statt wie die früheren eingepflanzt zu sein? Jene mußten mit der Art niedergelegt werden; diese werden von einem Windhauch umgeweht werden und keine Spuren hinterlassen. Es ist gewiß nicht das gleiche, wenn man einem Gerichtspräsidenten seine erbliche Würde nimmt, die sein Eigentum war, oder wenn man einen zeitlichen Richter ohne Würde von seinem Richterstuhl herunterholt. Die Revolution hat viel Leid gebracht, weil sie viel zerstörte, weil sie jählings und erbarmungslos alles Eigentum, alle Vorurteile und alle Bräuche vernichtete. Weil jede Volkstyranei von Natur jähzornig, frech und erbarmungslos ist, mußte die, welche die französische Revolution gebar, diese Eigenschaften aufs äußerste steigern. Die Welt hat nie eine niedrigere, unbeschränktere Tyrannei gesehen.

Die öffentliche Achtung ist die empfindliche Faser des Menschen. Verlezt man ihn hier, so schreit er laut auf. Die französische Revolution war so leidvoll, weil sie alles Hochachtbare mit Füßen trat. Aber selbst wenn die Wiederaufrichtung der Monarchie einer gleich großen Menschenzahl die gleichen wirklichen Einbußen brächte, bestände doch stets ein gewaltiger Unterschied, denn sie würde keine Würde vernichten. Würden gibt es in Frankreich nicht mehr, aus dem einfachen Grunde, weil es keine Souveränität gibt.

Selbst wenn man nur die physischen Einbußen in Betracht zieht, wäre der Unterschied nicht minder auffällig. Die Gewalt, die die Macht an sich gerissen hat, opferte Unschuldige; der König wird den Schuldigen verzeihen. Jene schaffte das rechtmäßige Eigentum ab; dieser wird über das unrechtmäßige nachdenken. Jene hatte den Wahlspruch: *Diruit, aedificat, mutat quadrata rotundis.* (Sie zerstört, baut auf und macht das Eckige rund.) Nach siebenjähriger Bemühung hat sie noch nicht eine Volksschule oder ein Bauernfest einrichten können. Selbst ihre Anhänger spotten über ihre Geseze, Ämter, Einrichtungen und Feste, ja selbst über ihre Trachten. Dieser wird ohne Lasten auf einer wahren Grundlage aufbauen; eine unbefannte Macht wird sein Tun unterstützen; sein Wirken wird in Wiederherstellung bestehen. Jede geregelte Wirksamkeit aber tut nur den Bösen weh.

Ein zweiter großer Irrtum liegt in der Annahme, daß das Volk bei der Wiederherstellung der Monarchie etwas zu verlieren

habe, denn das Volk hat bei dem völligen Umsturz nur in der Idee gewonnen. Es hat Anspruch auf alle Ämter, heißt es. Was tut das? Es fragt sich, was sie wert sind. Diese Ämter, von denen man so viel Aufhebens macht und die man dem Volke als große Errungenschaft hinstellt, sie sind vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung tatsächlich nichts. Selbst der Militärstand, der in Frankreich über alles gilt, hat seinen Glanz verloren; er genießt kein großes Ansehen mehr, und der Friede wird es noch schmälern. Man droht den Militärs mit der Wiederaufrichtung der Monarchie, aber niemand hätte mehr davon als sie. Nichts ist so klar wie der Umstand, daß der König gezwungen sein wird, sie im Dienst zu behalten. Es hängt nur von ihnen ab, diese politische Notwendigkeit früher oder später in ein Band der Anhänglichkeit, der Pflichttreue und Dankbarkeit zu verwandeln. Infolge eines außerordentlichen Zusammentreffens von Umständen kann nichts an ihnen die königtreueste Ansicht verlezen. Niemand hat ein Recht, sie zu mißachten, denn sie kämpfen nur für Frankreich. Zwischen ihnen und dem König gibt es keine Schranke des Vorurteils, die seine Pflichten beeinträchtigen könnte: er ist vor allem Franzose. Mögen sie an Jakob II. denken, der während der Seeschlacht bei La Hogue vom Ufer aus der Tapferkeit der Engländer Beifall zollte, die ihn soeben entthront hatten. Könnten sie zweifeln, daß der König stolz auf ihre Tapferkeit ist und sie in seinem Herzen nur als Beschirmer der Unabhängigkeit Frankreichs betrachtet? Hat er ihrer Tapferkeit nicht öffentlich Beifall gezollt, allerdings mit dem gerechtfertigten Bedauern, daß sie sie nicht für eine bessere Sache bewiesen? Hat er nicht die Tapferen der Armee Condés beglückwünscht, weil sie den Haß besiegt hätten, der seit langem durch abgrundtiefe Ränke geschürt werde⁶⁵⁾? Die französischen Militärs haben nach ihren Siegen nur ein Bedürfnis, daß der rechtmäßige Herrscher ihren Stand legitimieren möge, denn jetzt fürchtet und verachtet man sie. Größte Gleichgültigkeit ist der Lohn ihrer Mühen, und ihre Mitbürger nehmen von allen Menschen auf der Welt den geringsten Anteil an ihren Siegen. Bisweilen verabscheuen sie diese Triumphe sogar, weil sie den kriegerischen Sinn ihrer Herren bestärken. Die Wiederherstellung der Monarchie wird den Militärs plötzlich einen hohen Platz in der öffentlichen Achtung sichern. Die Talente werden in ihrer Laufbahn wahre Würde erlangen und eine stets zunehmende Auszeichnung erfahren, die das Eigentum der Kriegersleute sein wird und die sie an ihre Kinder vererben werden. Dieser reine Ruhm, dieser ruhige Glanz werden die

⁶⁵⁾ Brief des Königs an den Prinzen Condé vom 3. Januar 1797; in allen öffentlichen Zeitungen erschienen.

„ehrenvollen Erwähnungen“ und das Scherbengericht des Vergessens aufwiegen, das dem Schaffott nachgefolgt ist.

Betrachtet man die Frage ganz allgemein, so wird man finden, daß die Monarchie ohne Zweifel die Regierungsform ist, die der größten Zahl von Menschen die meiste Auszeichnung verleiht.

Bei dieser Regierungsform besitzt der Herrscher soviel Glanz, daß er einen Teil davon mit den nötigen Abstufungen an eine Menge Werkzeuge abgibt, die er mehr oder minder auszeichnet. In der Republik ist die Herrschermacht nicht so greifbar, wie in der Monarchie; sie ist ein rein geistiges Wesen. Daher sind auch die Ämter außerhalb des Sitzes der Regierung in einer Republik nichts wert, außer in der Hand von Regierungsmitgliedern. Der Mann ehrt dann das Amt, nicht das Amt den Mann; er glänzt nicht als Werkzeug, sondern als Teil des Herrschers.

Man kann beobachten, daß in den Provinzen, die einer Republik gehorchen, alle Ämter (mit Ausnahme derer, die von Regierungsmitgliedern eingenommen werden) die Menschen in den Augen ihrer Nächsten wenig auszeichnen und in der öffentlichen Meinung fast nichts bedeuten. Denn die Republik ist ihrer Natur nach die Regierungsform, die die meisten Rechte der kleinsten Zahl, dem sogenannten *Souverän*, gibt und die meisten Rechte den anderen, den sogenannten *Untertanen*, entzieht. Je näher die Republik der reinen Demokratie kommt, je auffälliger wird diese Beobachtung.

Man entsinne sich der Anzahl von Ämtern (abgesehen von den mißbräuchlichen), die die alte französische Regierung dem allgemeinen Ehrgeiz darbot. Die Ordens- und Weltgeistlichkeit, der Militärstand, der Richterstand, die Finanzen, die Staatsverwaltung usw. waren lauter Türen, die dem Talent und jedweden Ehrgeiz offenstanden. Welch unberechenbare Stufenleiter persönlicher Auszeichnungen! Von dieser Anzahl von Ämtern war keines von Rechts wegen dem einfachen Staatsbürger verschlossen⁶⁹. Eine große Zahl von ihnen war sogar wertvolles Eigentum, das den Besitzer tatsächlich zum *Rotabeln* machte und allein dem dritten Stand vorbehalten war.

Daß die höchsten Ämter dem einfachen Bürgermann am schwersten zugänglich waren, das war sehr verständig. Es gibt zuviel Unruhe im Staat und zuwenig Unterordnung, wenn alle alles beanspruchen können. Die Ordnung verlangt, daß die Ämter im allgemeinen mit dem bürgerlichen Stand abgestuft werden und daß die Begabungen, ja bisweilen bloße Protektion, die Schranken

⁶⁹ Das berüchtigte Gesetz, das den dritten Stand vom Militärdienst ausschloß, war unburcharbar. Es war lediglich ein ministerieller Mißgriff, von dem die Leidenschaft aber geredet hat wie von einem Grundgesetz.

zwischen den verschiedenen Klassen überspringen. Auf diese Weise gibt es Betteifer ohne Zurücksetzung und Bewegung ohne Zerstörung. Die Auszeichnung, die einem Amte anhaftet, ist sogar, wie das Wort es zeigt, nur die Folge der größeren oder geringeren Schwierigkeit, es zu erlangen.

Wendet man ein, diese Unterschiede seien schlecht, so verschiebt man die Frage nur. Ich sage aber: wenn die Ämter ihre Inhaber nicht erheben, so rühmt euch nicht, sie an jedermann zu verleihen, denn ihr gebt gar nichts. Sind dagegen die Ämter eine Auszeichnung und müssen sie es sein, so wiederhole ich, und kein ehrlicher Mensch wird mir das abstreiten, daß die Monarchie die Regierungsform ist, die allein durch die Ämter, unabhängig vom Adel, die größte Zahl von Menschen vor den übrigen Mitbürgern auszeichnet.

Überhaupt lasse man sich durch die ideale Gleichheit nichts vormachen. Sie besteht nur in Worten. Der Soldat, der das Vorrrecht hat, mit seinem Offizier grob, vertraulich zu sprechen, ist darum nicht seinesgleichen. Die Ämter-Aristokratie, die man in der allgemeinen Umwälzung nicht gleich erkennen konnte, beginnt sich auszuprägen; selbst der Adel gewinnt seinen unzerstörbaren Einfluß zurück. Schon werden Heer und Flotte theils von Edelleuten geführt, theils von Schülern, die das alte Regime durch das Waffenhandwerk geadelt hatte. Die Republik dankt ihnen sogar ihre größten Erfolge. Hätte der französische Adel sich in seinem vielleicht unglücklichen Zartgefühl nicht von Frankreich ferngehalten, er befehligte schon überall. „Hätte der Adel gewollt, man hätte ihm alle Ämter gegeben“ — das hört man in Frankreich oft sagen. Heute, am 4. Januar 1797, möchte die Republik auf ihren Schiffen gern die Abligen haben, die sie in Quiberon ermorden ließ⁹⁷⁾.

Das Volk oder die große Masse der Staatsbürger hat also nichts zu verlieren; es hat bei der Wiederherstellung der Monarchie vielmehr alles zu gewinnen, denn sie wird eine Menge wirklicher, einträglicher, ja erblicher Auszeichnungen an Stelle der vorübergehenden würdelosen Ämter setzen, die die Republik vergibt.

Auf die Einkünfte der Ämter bin ich gar nicht eingegangen, denn es ist bekannt, daß die Republik gar nicht oder schlecht zahlt. Sie hat nur anrühigen Wohlstand erzeugt; nur das Laster hat sich in ihrem Dienste bereichert.

Ich schließe diesen Abschnitt mit Beobachtungen, die meines Erachtens klar beweisen, daß die Gefahr, die man in der Gegenrevolution sieht, just in deren Hinausschiebung liegt.

⁹⁷⁾ Vgl. Seite 117.

Die Bourbonen sind den Häuptern der Republik unerreichbar; sie leben, ihre Rechte sind sichtbar, ihr Schweigen spricht vielleicht lauter als alle möglichen Kundgebungen.

Es ist eine in die Augen springende Wahrheit, daß die französische Republik, selbst seitdem sie ihre Grundsätze scheinbar gemildert hat, keine wahren Verbündeten haben kann. Sie ist ihrem Wesen nach die Feindin aller Regierungen: sie sucht zu vernichten, somit ist allen an ihrer Vernichtung gelegen. Zweifellos kann Staatsklugheit der Republik Verbündete geben⁶⁸⁾, aber diese Bündnisse sind widernatürlich, oder wenn man will: Frankreich hat Verbündete, die französische Republik aber keine.

Freunde und Feinde werden sich stets darin einig sein, Frankreich einen König zu geben. Man verweist oft auf die Erfolge der englischen Revolution im 17. Jahrhundert; aber welcher Unterschied! In England war die Monarchie nicht gestürzt; der Herrscher allein hatte einem andern Platz gemacht. Selbst das Geschlecht der Stuarts blieb auf dem Throne; von ihm hatte der neue König keine Rechte. Dieser König war seinerseits im Vollbesitz aller Macht seines Hauses und seiner Familienbeziehungen. Zudem hatte die englische Regierung nichts Bedrohliches für die übrigen; sie war eine Monarchie wie vor der Umwälzung. Trotzdem hing es an einem Haar, daß Jakob II. sein Zepter behielt; hätte er etwas mehr Glück oder nur etwas mehr Geschick gehabt, es wäre ihm nicht entglitten. Und obwohl England einen König hatte, obwohl die religiösen Vorurteile sich mit den politischen vereinten, um den Prätendenten auszuschließen, obgleich das Reich schon durch seine Lage vor einer fremden Invasion geschützt war, hat die Gefahr einer zweiten Revolution bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts auf England gelastet. Alles hing bekanntlich von der Schlacht bei Culloden ab⁶⁹⁾.

In Frankreich dagegen ist die Regierung nicht monarchisch, vielmehr die Feindin aller umliegenden Monarchien. Nicht ein Herrscher gebietet, und wenn der Staat je angegriffen wird, ist es unwahrscheinlich, daß die fremden Verwandten der fünf Direktoren

⁶⁸⁾ Scimus, et hanc veniam petimusque damusque vicissim,
Sed non ut placidis coeant immitia, non ut
Serpentes avibus gementur, tigribus agni.

Ja, wir wissen, und solches erbitten und geben wir wechselnd,
Aber mitnichten, damit sich Milde und Strenges verbinden,
Noch daß Schlangen mit Vögeln und Lämmer mit Tigern sich paaren.
Das ist die beste Antwort, die gewisse Kabinette Europa auf seine
Fragen geben können.

⁶⁹⁾ 1746 wurde der Prätendent Karl Eduard Stuart bei Culloden
geschlagen. — D. Übers.

Truppen zu ihrer Verteidigung ausheben. Frankreich wird also stets in der Gefahr von Bürgerkriegen schweben, denn es wird stets die gerechten Ansprüche der Bourbonen zu fürchten haben, oder die ränkevolle Politik der anderen Mächte, die versuchen könnten, aus den Umständen Vorteil zu ziehen. Solange der rechtmäßige Herrscher auf dem Thron Frankreichs sitzt, kann kein Fürst der Welt daran denken, sich seiner zu bemächtigen. Solange er aber leer steht, kann der Ehrgeiz aller Könige ihn begehren und sich darum streiten. Zudem kann ein jeder die Macht an sich reißen, seit sie in den Staub gezerzt ist. Die rechtmäßige Regierung schließt eine Unzahl von Plänen aus; unter der Herrschaft einer falschen Souveränität dagegen gibt es keine phantastischen Pläne; alle Leidenschaften sind entfesselt und alle haben begründete Aussichten. Die Feiglinge, die den König aus Angst vor Bürgerkriegen ablehnen, ebnen ihnen just die Wege. Gerade weil sie töricht Ruhe und die Verfassung verlangen, werden sie weder Ruhe noch die Verfassung haben. In dem jetzigen Zustand gibt es für Frankreich keine Ruhe. Der König allein, und zwar der rechtmäßige König, der auf seinem Throne das Zepter Karls des Großen trägt, kann allen Haß auslöschen oder entwaffnen, alle finsternen Anschläge vereiteln, dem Ehrgeiz eine Stufenleiter geben, indem er die Menschen in Klassen einteilt, die unruhigen Geister besänftigen und die Macht auf einmal mit jenem Zauberring umgeben, der ihr wahrer Hüter ist.

Noch eins muß man den Franzosen dauernd vorhalten, die an den heutigen Gewalten beteiligt und durch ihre Stellung in der Lage sind, auf die Wiederkehr der Monarchie einzuwirken. Die achtbarsten unter ihnen dürfen nicht vergessen, daß sie früher oder später durch die Macht der Dinge fortgerissen werden, daß die Zeit entflieht und der Ruhm ihnen entgeht. Der Ruhm, den sie genießen können, ist nur relativ: sie haben den Mordtaten ein Ende gemacht, haben die Tränen der Nation zu trocken versucht. Sie glänzen, weil sie die Nachfolger der größten Verbrecher sind, die den Erdball besudelt haben. Wenn aber der Thron durch das Zusammenwirken von hundert Ursachen wieder aufgerichtet ist, werden sie *Amnestie* in des Wortes strengster Bedeutung finden, und ihre Namen werden für alle Zeiten im Dunkel der Vergessenheit bleiben. Mögen sie also nie den unsterblichen Ruhmesglanz verlieren, der die Namen der Wiederhersteller der Monarchie umgeben muß. Da jede Auflehnung des Volkes gegen den Adel immer nur zur Schaffung eines neuen Adels führt, erkennt man bereits, wie diese neuen Geschlechter entstehen werden. Die Umstände werden ihr Heraufkommen beschleunigen, und sie können schon in der Wiege auf alles rechnen.

§ 2. Von den Nationalgütern.

Man schreckt die Franzosen mit der Herausgabe der Nationalgüter und wirft dem König vor, daß er diesen Punkt in seiner Erklärung nicht erwähnt habe. Einem sehr großen Teil der Nation könnte man sagen: Was geht 's euch an? Und diese Antwort wäre vielleicht nicht so falsch. Um aber nicht den Schein zu erwecken, als wollte ich Schwierigkeiten ausweichen, sei darauf hingewiesen, daß das sithliche Interesse Frankreichs im allgemeinen, was die Nationalgüter betrifft, ja das wohlverstandene Interesse der Aufkäufer der Nationalgüter selbst sich mit der Wiederherstellung der Monarchie durchaus verträgt. Die Räuberei mit diesen Gütern rührt auch das fühlloseste Gewissen. Kein Mensch glaubt an die Rechtmäßigkeit dieser Erwerbungen. Selbst die, welche am beredtesten über dies Thema im Sinne der jezigen Gesetzgebung reden, beeilen sich, sie wieder loszuschlagen, um sich den Gewinn zu sichern. Man wagt seinen Besitz nicht voll zu genießen, und je mehr die Geister sich beruhigen, um so weniger wagt man in diese Güter etwas hineinzustecken. Die Gebäude werden verfallen, und man wird lange keine neuen errichten. Die Erträge werden schwach sein, und das Nationalvermögen wird beträchtlich abnehmen. Es gibt in dieser Hinsicht schon viele Mißstände, und wer über den Mißbrauch der Verordnungen nachgedacht hat, muß einsehen, daß diese vielleicht ein Drittel des mächtigsten Reiches in Europa treffen.

In der gesetzgebenden Körperschaft sind sehr häufig packende Bilder über den trostlosen Zustand dieser Güter entrollt worden. Dieser Zustand wird immer ärger werden, bis das öffentliche Gewissen keinen Zweifel mehr über die Dauerhaftigkeit dieser Erwerbungen hat. Aber welches Auge kann diese Zeit vorhersehen? Sieht man nur die Besitzer an, so kommt die größte Gefahr für sie von der Regierung. Man täusche sich nicht: es ist ihr nicht gleichgültig, ob sie hier oder dort etwas einsteckt. Auch der unredlichste Mensch, der sich denken läßt, wird nichts Besseres verlangen, als seine Truhen zu füllen und sich dabei möglichst wenig Feinde zu machen. Nun aber weiß man, welchen Preis die Aufkäufer bezahlt haben; man weiß, welche ruchlosen Machenschaften, welche schamlose Agiowirtschaft bei diesen Erwerbungen mitgespielt haben. Das ursprüngliche und fortgesetzte Unrecht bei der Erwerbung ist in aller Augen nicht aus der Welt zu schaffen. Somit weiß die französische Regierung sehr wohl, daß sie die öffentliche Meinung für sich hat, wenn sie die Aufkäufer ausbeutet, und daß sie nur gegen sie Unrecht begeht. Zudem ist die Ungerechtigkeit bei Volksregierungen, selbst bei rechtmäßigen, ohne jede Scham. Man kann sich also denken, wie sie in

Frankreich sein wird, wo die Regierung mit den Personen wechselt und ohne Stetigkeit ist, so daß sie nie ihr eigenes Werk anzutasten glaubt, wenn sie das frühere umstößt.

Sobald sie kann, wird sie sich also über die Nationalgüter hermachen. Da sie das Gewissen und (nicht zu vergessen) die Eifersucht aller für sich hat, die keine Nationalgüter besitzen, wird sie die Besitzer durch neue, veränderte Verkäufe oder durch allgemeine Aufforderung zur Nachzahlung des Wertes oder durch außerordentliche Steuern plagen; kurz, sie wird sie nie in Frieden lassen.

Unter einer dauerhaften Regierung dagegen ist alles stetig. Somit liegt die Wiederherstellung der Monarchie selbst im Interesse der Aufkäufer von Nationalgütern, damit sie wissen, woran sie sind. Es war sehr verkehrt, dem König vorzuwerfen, daß er in diesem Punkt seiner Erklärung sich nicht klar ausgedrückt hat; er konnte das nicht ohne die größte Unflugheit tun. Ein Gesetz hierüber wird, wenn die Zeit gekommen ist, wohl kein Gewaltstreich der Gesetzgebung sein.

Aber man muß sich hier ins Gedächtnis zurückrufen, was ich im vorigen Kapitel gesagt habe: der Vorteil der oder der Klasse wird die Gegenrevolution nicht aufhalten. Ich will lediglich beweisen, daß allen daran liegt, daß die kleine Zahl von Männern, die auf dies große Ereignis Einfluß haben kann, nicht so lange wartet, bis die Mißstände der Anarchie sich so häufen, daß es unvermeidlich wird und plötzlich eintritt. Denn je nötiger der König sein wird, um so härter wird das Los aller Nutznießer der Revolution werden.

§ 3. Von der Vergeltung.

Ein anderes Schreckmittel, mit dem man den Franzosen vor der Rückkehr ihres Königs Angst macht, ist die Rache, die diese begleiten soll. Dieser Einwand stammt wie die übrigen von geistreichen Leuten, die selbst nicht daran glauben. Trotzdem ist es gut, im Interesse der ehrlichen Leute, die ihn für begründet halten, darauf einzugehen.

Eine Anzahl königstreuer Schriftsteller hat diesen ihrer Partei untergeschobenen Rachedurst als Beleidigung zurückgewiesen. Einer soll für alle sprechen; ich zitiere ihn zu meiner und des Lesers Freude. Man wird mir nicht vorwerfen, er stamme von einem Spiegelfechter des Königtums.

„Unter der Herrschaft einer ungesetzlichen Macht sind die fürchtbarsten Racheakte zu befürchten, denn wer hätte ein Recht, sie zu unterdrücken? Das Opfer kann sich nur auf die Autorität der Gesetze berufen, die es nicht gibt, und auf eine Regierung, die nur

das Werk des Verbrechens und der angemessenen Gewalt ist. Ganz anders steht es mit einer Regierung, die auf altgeheiligten, rechtmäßigen Grundlagen ruht. Sie hat das Recht, auch die gerechteste Rache zu unterdrücken und mit dem Schwert des Gesetzes unverzüglich jeden zu strafen, der sich mehr seinen natürlichen Regungen als seinem Pflichtgefühl überläßt.

„Eine rechtmäßige Regierung hat allein das Recht, eine Amnestie und die Mittel zu ihrer Durchführung zu verkünden. Somit ist der Nachweis geführt, daß auch der vollkommenste und reinste Anhänger des Königtums, der in seinen Verwandten, seinem Eigentum aufs schwerste verletzt ist, unter einer rechtmäßigen Regierung mit dem Tode bestraft werden muß, wenn er die ihm angetane Unbill persönlich rächt, sobald der König die Vergebung verkündet hat. Somit kann die Amnestie von einer auf unseren Gesetzen beruhenden Regierung gewahrt und streng beobachtet werden.

„Ach, gewiß ließe sich leicht darüber reden, wie weit das Begnadigungsrecht des Königs geht. Die Ausnahmen, die seine höchste Pflicht vorschreibt, liegen auf der Hand. Alles, was mit dem Blute Ludwigs XVI. befleckt ist, hat nur von Gott Gnade zu erhoffen; aber wer wollte darüber hinaus mit sicherer Hand die Grenzen für die Amnestie und die Gnade des Königs ziehen? Mein Herz und meine Feder sträuben sich gleichermaßen. Wagt je ein Mensch über einen solchen Gegenstand zu schreiben, so wird es zweifellos der seltenste, ja vielleicht einzige Mann sein (wenn ein solcher lebt), der selbst im Lauf dieser furchtbaren Revolution nie vom rechten Weg abgewichen ist und dessen Herz, so rein wie sein Wandel, nie der Gnade bedurfte.“

Bernunft und Gefühl könnten sich nicht edler ausdrücken. Zu beklagen wäre jeder, der in diesen Worten nicht den Ton der Überzeugung spürte. Zehn Monate nach dieser Schrift hat der König in seiner Erklärung das so bekannte und des Bekanntwerdens würdige Wort gesprochen: „Wer wagte sich zu rächen, wenn der König verzeiht?“

Er hat von der Amnestie nur die ausgenommen, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt haben, die unmittelbaren Werkzeuge seiner Hinrichtung und die Mitglieder des Revolutionstribunals, die die Königin und Madame Elisabeth aufs Blutgerüst schickten. Betreffs der ersteren hat er sogar das Urteil so weit zu mildern gesucht, als Gewissen und Ehre ihm erlaubten. Er hat von der Zahl der Königsmörder die ausgenommen, von denen anzunehmen

⁷⁹⁾ Bemerkungen über das Benehmen der verbündeten Mächte, vom Grafen von Antraigues, Vorwort, S. 34 ff.

ist, daß sie sich unter die Mörder Ludwigs XVI. nur in der Absicht gemischt haben, um ihn zu retten. Selbst in betreff dieser Ungeheuer, die die Nachwelt nur mit Schauern nennen wird, hat der König sich mit dem ebenso maßvollen wie gerechten Ausspruch begnügt, ganz Frankreich rief das Schwert der Gerechtigkeit auf ihre Häupter herab. Mit dieser Erklärung hat er auf das Begnadigungsrecht im einzelnen nicht verzichtet. Es ist Sache der Schuldigen, was sie in die Wage werfen können, um ihre Verbrechen aufzuwiegen. Monk benutzte Jngolsby, um Lambert zu verhaften. Man kann es noch besser machen als Jngolsby.

Ohne den gerechten Abscheu dämpfen zu wollen, der den Mördern Ludwigs XVI. gebührt, will ich noch bemerken, daß sie in den Augen der göttlichen Gerechtigkeit nicht alle gleich schuldig sind. Die Gewalt der Gärung steht in der Moral wie in der Physik im Verhältnis zu den gärenden Massen. Die siebenzig Richter Karls I. von England waren mehr Herren ihrer selbst als die Richter Ludwigs XVI. Unter diesen befanden sich gewiß festentschlossene Schuldige, die nicht genug Abscheu verdienen können, aber diese großen Verbrecher verstanden es, solchen Schrecken zu verbreiten, sie hatten auf schwächere Gemüter solchen Eindruck gemacht, daß mehrere Abgeordnete, daran zweifle ich gar nicht, nicht im Vollbesitz ihres freien Willens waren. Man kann sich schwer eine deutliche Vorstellung von dem unbeschreiblichen, übernatürlichen Taumel machen, in dem sich die Nationalversammlung zur Zeit der Verurteilung Ludwigs XVI. befand. Ich bin überzeugt, daß mehrere unter den Schuldigen, wenn sie an jene verhängnisvolle Zeit zurückdenken, an einen bösen Traum glauben werden und versucht sein mögen, an ihrer Tat zu zweifeln. Sie werden sich selbst unerklärbarer sein als uns. Diese Schuldigen, die über ihre Schuld erboht und überrascht sind, sollten versuchen, ihren Frieden zu machen.

Im übrigen geht das nur sie an. Denn die Nation wäre recht niedrig, wenn sie die Bestrafung solcher Leute als Nachteil der Gegenrevolution ansähe. Aber selbst den Schwachherzigen könnte man vorhalten, daß die Vorsehung mit der Bestrafung der Schuldigen schon begonnen hat. Über sechzig Königsmörder sind bereits eines gewaltsamen Todes gestorben, andere werden zweifellos umkommen oder Europa verlassen, bevor Frankreich einen König hat; sehr wenige werden in die Hände der Justiz fallen.

Die Franzosen können nicht nur über die gerichtliche Vergeltung völlig beruhigt sein, sondern auch über private Racheakte. Sie besitzen in dieser Hinsicht die feierlichsten Versicherungen; sie haben das Wort des Königs. Sie dürfen nichts befürchten. Da man jedoch zu allen Gemütern reden und allen Einwänden begegnen,

ja selbst denen antworten muß, die nicht an Ehre und Worthalten glauben, muß man auch beweisen, daß Privatrache ausgeschlossen ist.

Auch der mächtigste Monarch hat nur zwei Arme. Er wirkt nur durch die Werkzeuge, die er verwendet und die die öffentliche Meinung ihm leiht. Obwohl es nun offenbar ist, daß der König nach erfolgter Wiederherstellung nur auf Vergeltung sinnen wird, nehmen wir einmal schlimmstenfalls das Gegenteil an. Wie sollte er es anstellen, wollte er willkürliche Rache üben? Wäre das französische Heer, so wie wir es kennen, ein gefügiges Werkzeug in seinen Händen? Unwissenheit und Böswilligkeit stellen den künftigen König gern als einen Ludwig XIV. hin, der wie Homers Zeus nur die Brauen zu runzeln brauchte, um Frankreich zu erschüttern. Man wagt kaum zu beweisen, wie falsch diese Annahme ist. Die Macht des Souveräns ist rein geistig. Er gebietet umsonst, wenn er diese Macht nicht besitzt, und um sie zu mißbrauchen, muß er in ihrem Vollbesitz sein. Wenn der König von Frankreich den Thron seiner Väter besteigt, wird er gewiß keine Lust haben, mit dem Mißbrauch seiner Macht zu beginnen. Hätte er sie aber, so wäre sie unwirksam, denn er besäße nicht die Macht, sie zu befriedigen. Als die rote Mütze die Königsstirn berührte, hat sie das heilige Salböl verwischt; der Bann ist gebrochen, lange Entweihung hat die göttliche Macht der nationalen Vorurteile zerstört, und noch lange werden die Geister aufrecht bleiben, wenn die kalte Vernunft schon die Leiber beugt. Man tut, als fürchte man, daß der König von Frankreich gegen seine Feinde wüthen werde. Kann der Unglückliche auch nur seine Freunde belohnen⁷¹⁾? Die Franzosen haben also zwei unfehlbare Bürgen gegen die angeblichen Racheakte, mit denen man sie schreckt: den Vorteil des Königs und seine Ohnmacht⁷²⁾.

Auch die Rückkehr der Emigranten liefert den Feinden der Monarchie eine unversiegbliche Quelle eingebildeter Befürchtungen. Dies Schreckbild muß zerstört werden.

⁷¹⁾ Bekannt ist der Scherz Karls II. über den Pleonasmus der englischen Formel „Amnestie und Vergessen“. „Ich verstehe“, sagte er, „Amnestie für meine Feinde und Vergessen für meine Freunde.“

⁷²⁾ Die Ereignisse haben alle diese Vorhersagen des gesunden Verstandes bestätigt. Seit diese Schrift vollendet ward, hat die französische Regierung die Akten zweier entdeckter Verschwörungen veröffentlicht, die etwas verschieden zu beurteilen sind: die eine war jakobinisch, die andere royalistisch. Auf der Fahne der Jakobiner stand: „Tod allen Feinden“, auf der der Royalisten: „Gnade für alle, die sie nicht abweisen“. Um zu verhindern, daß das Volk seinen Schluß daraus zog, hat man gesagt, daß das Parlament die königliche Amnestie aufheben müßte, aber diese Dummheit übersteigt alles, sie wird gewiß kein Glück haben.

Zunächst ist zu bemerken, daß es wahre Behauptungen gibt, die nur für eine gewisse Zeit gelten. Trotzdem gewöhnt man sich, sie noch immer nachzubeten, wenn die Zeit sie längst als falsch, ja als lächerlich erwiesen hat. Kurz nach dem Proskriptionsgesetz konnte die Revolution die Rückkehr der Emigranten fürchten. Ich behaupte zwar nicht, daß sie recht hatte, aber was tut das? Das ist eine müßige Frage, mit der sich abzugeben zwecklos ist. Es handelt sich darum, ob die Rückkehr der Emigranten gegenwärtig für Frankreich etwas Gefährliches hat.

Der Adel sandte 287 Abgeordnete in die Generalstände traurigen Andenkens, von denen alles herrührt, was wir erlebt haben. Nach Ermittlung in mehreren Wahlbezirken hat man nie mehr als 80 Wähler für einen Abgeordneten gefunden. Es ist zwar nicht völlig ausgeschlossen, daß die Zahl in einigen stärker war, aber man muß auch die Leute in Rechnung stellen, die in mehreren Bezirken gestimmt haben. Alles in allem kann man die Zahl der adligen Familienoberhäupter, die Abgeordnete für die Generalstände wählten, auf 25 000 beziffern. Multipliziert man diese Zahl, wie üblich mit 5, so kämen 125 000 Adlige heraus. Gehen wir bis auf 130 000 und rechnen wir die Frauen ab, so bleiben 65 000. Von dieser Zahl sind abziehen: 1. die nie ausgewanderten Adligen, 2. die Zurückgekehrten, 3. die Greise, 4. die Kinder, 5. die Kranken, 6. die Geistlichen, 7. alle im Kriege Gefallenen, Hingerichteten oder eines natürlichen Todes Gestorbenen. Dann bleibt eine Zahl, die zwar nicht genau zu bestimmen ist, aber in jeder denkbaren Hinsicht keine Beunruhigung für Frankreich bilden kann.

Ein feines Namens würdiger Prinz führte höchstens 5000 bis 6000 Mann in den Kampf. Diese Truppe, die bei weitem nicht nur aus Adligen bestand, hat unter fremden Fahnen Proben wunderbarer Tapferkeit abgelegt, aber für sich allein verschwindet sie. Kurz, es ist klar, daß die Emigranten militärisch nichts darstellen und nichts vermögen.

Nun noch eine Betrachtung, die dem Geist dieser Schrift noch besonders entspricht und die näheres Eingehen verdient. Es gibt auf Erden keinen Zufall, in weiterem Sinne nicht einmal Unordnung, denn die Unordnung wird von einer höheren Hand angeordnet, die sie unter die Regel beugt und zu ihren Zwecken gebraucht. Eine Revolution ist nur eine politische Bewegung, die in einer bestimmten Zeit eine bestimmte Wirkung hervorbringt. Diese Bewegung hat ihre Gesetze. Beobachtet man diese Gesetze in einem gewissen Zeitabschnitt genau, so kann man ziemlich sichere Schlüsse auf die Zukunft ziehen. Nun lautet ein Gesetz der französischen Revolution, daß

die Emigranten sie nur zu ihrem eigenen Unheil angreifen können und von jedem Geschehen ausgeschlossen sind.

Von den ersten Chimären der Gegenrevolution bis zu der auf ewig beklagenswerten Unternehmung gegen Quiberon ist ihnen alles mißlungen, ja es hat sich gegen sie gekehrt. Sie haben nicht nur kein Glück, sondern auch alles, was sie beginnen, trägt dermaßen das Gepräge von Ohnmacht und Nichtigkeit, daß die öffentliche Meinung sich schließlich gewöhnt hat, sie als Menschen zu betrachten, die durchaus eine geächtete Partei verteidigen wollen. Das bringt sie in eine Mißgunst, die selbst ihre Anhänger bemerken. Diese Mißgunst wird diejenigen wenig überraschen, die der Meinung sind, daß der eigentliche Beweggrund der französischen Revolution die Entrechtung des Adels ist.

Herr von Saint-Pierre bemerkt in seinen „Naturstudien“ einmal, wenn man die Gesichter der französischen Adligen mit denen ihrer Vorfahren vergleiche, die uns die Bildhauerkunst und Malerei überliefert hat, so sähe man deutlich, daß die Rasse entartet sei. Man kann ihm hierin mehr Glauben schenken, als in seinen naturwissenschaftlichen Theorien.

In jedem Stande gibt es eine Anzahl von Familien, die man, selbst in Monarchien, als Mitregenten bezeichnen könnte. Denn in den Regierungen ist unser Adel nur eine Fortsetzung des Herrschers. Diese Familien sind die Träger des heiligen Feuers; es erlischt, wenn sie ihre ursprüngliche Kraft verloren haben. Nun erhebt sich die Frage, ob diese Geschlechter, wenn sie aussterben, völlig ersetzt werden können. Zum mindesten darf man, um sich genau auszudrücken, nicht glauben, die Könige könnten den Adel *verleihen*. Neue Geschlechter stürzen sich sozusagen auf die Staatsverwaltung. Sie heben sich auffällig aus ihresgleichen heraus und erheben sich aus ihrer Mitte wie kräftige Bäume aus dem Unterholz. Die Herrscher können diese natürliche Adlung adeln; darauf beschränkt sich ihre Macht. Verhindern sie diese Adlung zu häufig, oder fördern sie sie kraft ihrer Allmacht zu stark, so arbeiten sie am Verfall ihrer Stände. Der falsche Adel war ein Krebschaden Frankreichs. Andere, weniger glänzende Reiche, sind dadurch erschöpft und entehrt worden, und anderes Unglück wird daraus noch entstehen.

Die zeitgenössische Philosophie, die soviel vom Zufall redet, redet vor allem vom Zufall der Geburt. Das ist einer ihrer Lieblingsgemeinplätze, aber es gibt hier so wenig Zufall wie in anderen Dingen. Es gibt Adelsgeschlechter, wie es Herrschergeschlechter gibt. Kann der Mensch einen Herrscher machen?

Höchstens kann er als Werkzeug dienen, um einen Herrscher abzusetzen und seine Staaten einem anderen, der bereits Herrscher ist, zu überliefern⁷³⁾. Im übrigen hat es nie ein Herrschergelecht gegeben, dessen Ursprung aus dem Volke sich nachweisen ließe. Träte der Fall ein, so würde das einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte bedeuten⁷⁴⁾. Im entsprechenden Verhältnis trifft dies auch für den Adel zu. Ohne uns auf Einzelheiten einzulassen, wollen wir nur darauf hinweisen, daß der Staat verloren ist, wenn der Adel die nationalen Vorurteile abschwört⁷⁵⁾.

Die Rolle, die gewisse Adlige der französischen Revolution gespielt haben, ist tausendmal schrecklicher, ja furchtbarer, als alles, was wir in dieser Revolution erlebt haben. Es gab kein entsetzlicheres, entscheidenderes Zeichen für das grauenvolle Urtheil, das über die französische Monarchie erging.

Man fragt sich vielleicht, was solche Verfehlungen mit den Emigranten, die sie verabscheuen, gemein haben können. Ich entgegne, daß die Einzelmenschen, aus denen die Völker bestehen, die Familien, ja selbst die politischen Körperschaften solidarisch sind. Das ist Tatsache. Zweitens entgegne ich, daß die Ursachen für die Leiden der Emigranten weit über ihre Auswanderung zurückliegen. Der Unterschied, den wir zwischen dem und dem französischen Edelmann sehen, ist in Gottes Augen nur ein geographischer Unterschied. Nicht weil man hier oder dort ist, ist man, was man sein soll. Nicht alle, die „Herr, Herr!“ sagen, werden in das Himmelreich kommen. Die Menschen können nur nach dem Augenschein urtheilen, aber mancher Adlige hätte sich in Koblenz mehr Vorwürfe machen können, als

⁷³⁾ Selbst die Art, wie die menschliche Macht hierbei verwandt wird, ist höchst geeignet, sie zu demütigen. Hier besonders kann man das Wort Rousseaus anwenden: „Zeige mir deine Macht, ich will dir deine Schwäche zeigen.“

⁷⁴⁾ Man hört oft die Behauptung: „Hätte Richard Cromwell den Geist seines Vaters besessen, so hätte er das Protektorat in seiner Familie erblich gemacht.“ Sehr richtig gesagt.

⁷⁵⁾ Ein italienischer Gelehrter hat eine merkwürdige Beobachtung gemacht. Er sagt zunächst, der Adel sei der natürliche Hüter und gleichsam Bewahrer der nationalen Religion, und dies Merkmal sei um so auffälliger, je weiter man bis zum Ursprung der Völker und Dinge zurückginge. Dann fährt er fort: „Darum ist es ein großes Zeichen für den Niedergang eines Volkes, wenn der Adel die heimische Religion verachtet.“ Vico, Grundlagen einer neuen Wissenschaft, Buch 2.

Ist der Geistliche Staatsmann und liegen seine hohen Würden für gewöhnlich in den Händen des Hochadels, so entsteht daraus die dauerhafteste und stärkste aller denkbaren Verfassungen. Somit hat das Philosophentum sein Meisterwerk an der französischen Monarchie vollbracht.

mancher Adlige auf der linken Seite in der sogenannten Verfassungsgebenden Versammlung. Kurz, der französische Adel hat all seine Leiden sich selbst zuzuschreiben. Wenn er das recht begriffen hat, wird er einen großen Schritt vorwärts getan haben. Die mehr oder minder zahlreichen Ausnahmen sind der Achtung der Welt würdig, aber man kann nur im allgemeinen reden. Heute muß der unglückliche Adel (der ja nur eine kurze Verfinsterung seines Glanzes zu erleiden hat) das Haupt beugen und sich fügen. Eines Tages muß er freudig die Kinder umarmen, die er nicht an seinem Busen gehegt hat. Inzwischen darf er keine äußeren Versuche mehr wagen; vielleicht wäre es sogar besser gewesen, man hätte ihn nie in drohender Haltung gesehen. Auf jeden Fall war die Auswanderung ein Irrthum, kein Unrecht. Die große Mehrzahl glaubte der Ehre zu gehorchen.

Numen abire jubet; prohibent discedere leges.
(Wandern gebietet nur Gott; auszuwandern verbieten Gesetze.)

Gott mußte den Ausschlag geben.

Es wäre noch mancherlei über diesen Punkt zu sagen; halten wir uns an die offenkundige Tatsache. Die Emigranten vermögen nichts, ja man kann sagen, sie sind nichts, denn ihre Zahl schwindet trotz der Regierung täglich, und zwar insolge des unveränderlichen Gesetzes der französischen Revolution, wonach alles gegen den Willen der Menschen und wider alle Wahrscheinlichkeit geschieht. Da die Emigranten durch langes Unglück erweicht sind, nähern sie sich ihren Mitbürgern täglich mehr. Die Bitterkeit schwindet; beiderseits beginnt man sich zu erinnern, daß man ein gemeinsames Vaterland hat. Man reicht sich die Hände, und selbst auf dem Schlachtfeld erkennt man Brüder. Diese seltsame Amalgamierung, die wir seit einiger Zeit sehen, hat keine ersichtliche Ursache, denn die Gesetze sind die gleichen, aber sie besteht darum nicht minder. Somit steht es fest, daß die Emigranten zahlenmäßig und an Macht nichts sind, und bald werden sie auch an Haß nichts sein. Was aber die kräftigeren Leidenschaften einer kleinen Menschenzahl betrifft, so braucht man sich nicht damit zu befassen.

Aber ich darf noch eine wichtige Betrachtung nicht verschweigen. Man stützt sich auf einige unkluge Reden unbesonnener oder durch Unglück verbitterter junger Leute, um die Franzosen mit ihrer Rückkehr zu schrecken. Um alles zu meinen Ungunsten anzunehmen, gebe ich zu, daß diese Reden in der That sehr bestimmte Absichten verraten. Glaubt man indes, daß die, welche sie hegen, nach der Wiederaufrichtung der Monarchie imstande wären, sie zur Ausführung zu bringen? Da würde man sich schwer täuschen. In demselben Augen-

blick, wo die rechtmäßige Regierung wiederkehrte, hätten diese Leute nur noch so viel Kraft, um zu gehorchen. Anarchie führt Rache herbei, Ordnung schließt sie streng aus. Mancher, der jetzt nur von Bestrafen redet, wird dann durch die Umstände gezwungen sein, nur das zu wollen, was das Gesetz will. Er wird in seinem eignen Interesse ein ruhiger Bürger sein und die Vergeltung den Gerichten überlassen. Man läßt sich stets durch den gleichen Trugschluß blenden: „Eine Partei hat gewüthet, als sie die Macht hatte. Folglich wird die Gegenpartei auch wüthen, wenn sie zur Macht gelangt.“ Nichts ist verkehrter. Erstens setzt dieser Trugschluß voraus, daß auf beiden Seiten die gleiche Summe von Lastern besteht, und das trifft bestimmt nicht zu. Ich will auf die Tugenden der Königstreuen nicht weiter eingehen, aber ich glaube bestimmt, das allgemeine Gewissen auf meiner Seite zu haben, wenn ich behaupte, auf seiten der Republik gibt es weniger Tugenden. Überdies würden allein die Vorurtheile, von den Tugenden ganz abgesehen, Frankreich die Sicherheit geben, daß es von den Königstreuen nichts von dem zu befürchten hat, was es von ihren Gegnern erfuhr.

Die Erfahrung hat in dieser Hinsicht schon gezeigt, daß die Franzosen sich beruhigen können. Sie haben bei mehreren Anlässen gesehen, daß die Partei, die von ihren Feinden alles erduldet hat, sich nicht an ihnen zu rächen verstand, wenn sie in ihrer Gewalt waren. Eine kleine Zahl von Racheakten, über die man soviel Lärm gemacht hat, beweisen meine Behauptung nur; denn, wie man gesehen hat, vermochte allein die schamloseste Rechtsverweigerung diese Racheakte herbeizuführen, und kein Mensch hätte sich selbst sein Recht verschafft, wenn die Regierung es ihm hätte verschaffen wollen oder können.

Es liegt zudem auf der Hand, daß die Verhinderung von Racheakten im dringendsten Interesse des Königs liegen wird. Wo er selbst aus dem Elend der Anarchie hervorgeht, wird er sie nicht zurücksühren wollen. Schon der Gedanke an Gewaltthätigkeit wird ihn erblichen lassen; ja dies Verbrechen wird das einzige sein, das zu verzeihen er sich nicht für berechtigt halten wird. Zudem hat Frankreich die Kämpfe und Greuel gründlich satt. Es will kein Blut mehr, und da die öffentliche Meinung gegenwärtig stark genug ist, um eine Partei, die Blut vergießen wollte, zu unterdrücken, kann man sich denken, wie stark sie zu der Zeit sein wird, wo sie die Regierung für sich hat. Nach so langen und so furchtbaren Übeln werden sich die Franzosen mit Wonne in den Armen der Monarchie ausruhen. Jeder Anschlag auf diese Ruhe wäre wirklich ein Majestätsverbrechen an der Nation, und die Gerichte fänden vielleicht nicht mehr die Möglichkeit, es zu bestrafen.

Diese Gründe sind so überzeugend, daß kein Mensch sich darin täuschen kann. Daher muß man sich auch nicht mehr durch jene Schriften täuschen lassen, in denen eine heuchlerische Menschenfreundlichkeit die Greuel der Revolution verurteilt und unter Berufung auf sie die Nothwendigkeit nachweist, eine zweite Revolution zu verhüten. Tatsächlich verurteilen sie die Revolution nur, um nicht alle Welt gegen sich aufzubringen, aber sie lieben sie dennoch, lieben ihre Urheber wie ihre Ergebnisse und verurteilen von all den Verbrechen, die sie hervorgebracht hat, nur die, die sie sich sparen konnte. In allen diesen Schriften findet man den bündigen Beweis, daß die Verfasser aus Neigung an der Partei hängen, die sie aus Scham verurteilen. So werden die Franzosen hier mehr denn je hinter's Licht geführt. Sie fürchten für sich im ganzen und haben doch nichts zu fürchten, und sie opfern ihr Glück, um ein paar Glende zufriedenzustellen.

Wenn sich die Franzosen aber auch durch die klarsten Theorien nicht überzeugen lassen und aus eigener Kraft nicht zu dem Glauben gelangen können, daß die Vorsehung die Hüterin der Ordnung ist und daß es nicht einerlei ist, ob man für sie oder gegen sie wirkt, so wollen wir wenigstens aus dem, was sie getan hat, den Schluß ziehen, was sie tun wird. Und wenn Vernunftschlüsse von unserem Geiste abgleiten, wollen wir wenigstens an die Geschichte, d. h. an die Experimentalpolitik, glauben. Im 17. Jahrhundert bot England ungefähr das gleiche Bild, wie Frankreich im achtzehnten. Von religiösem Eifer geschürt, durchdrang der Freiheitsfanatismus dort die Seelen viel tiefer als in Frankreich, wo der Freiheitskult sich auf den Unglauben stützt. Welcher Unterschied zumal im Charakter beider Völker und der Leute, die auf beiden Bühnen eine Rolle gespielt haben! Wo sind die Hampdens, ja die Cromwells von Frankreich? Und doch: hat die Wiederherstellung der Monarchie trotz des glühenden Fanatismus der Republikaner, trotz der besonnenen Festigkeit des Volkscharakters, trotz der nur zu offenbaren Greuel vieler Schuldigen, besonders des Heeres, in England ähnliches Blutvergießen gezeitigt wie eine königsmörderische Revolution? Man nenne uns doch die furchtbaren Rache Thaten der Königstreuen! Einige Königsmörder wurden durch das Gesetz gerichtet; im übrigen gab es weder Kämpfe noch Privattrache. Die Rückkehr des Königs begleitete ein Freudenschrei durch ganz England; alle Feinde umarmten sich. Erstaunt über das, was er sah, rief der König gerührt: „Ist's nicht meine Schuld, wenn ein so gutes Volk mich so lange abgewiesen hat?“ Der berühmte Clarendon, der unbestechliche Zeuge und Geschichtschreiber dieser großen Ereignisse, sagt uns, man hätte nicht mehr gewußt, wo dies Volk war, das so viele Ausschreitungen be-

gangen und den König so lange des Glücks beraubt hatte, über so treffliche Untertanen zu regieren⁷⁰). Das heißt, das Volk erkannte sich selbst nicht wieder. Man kann es nicht besser sagen.

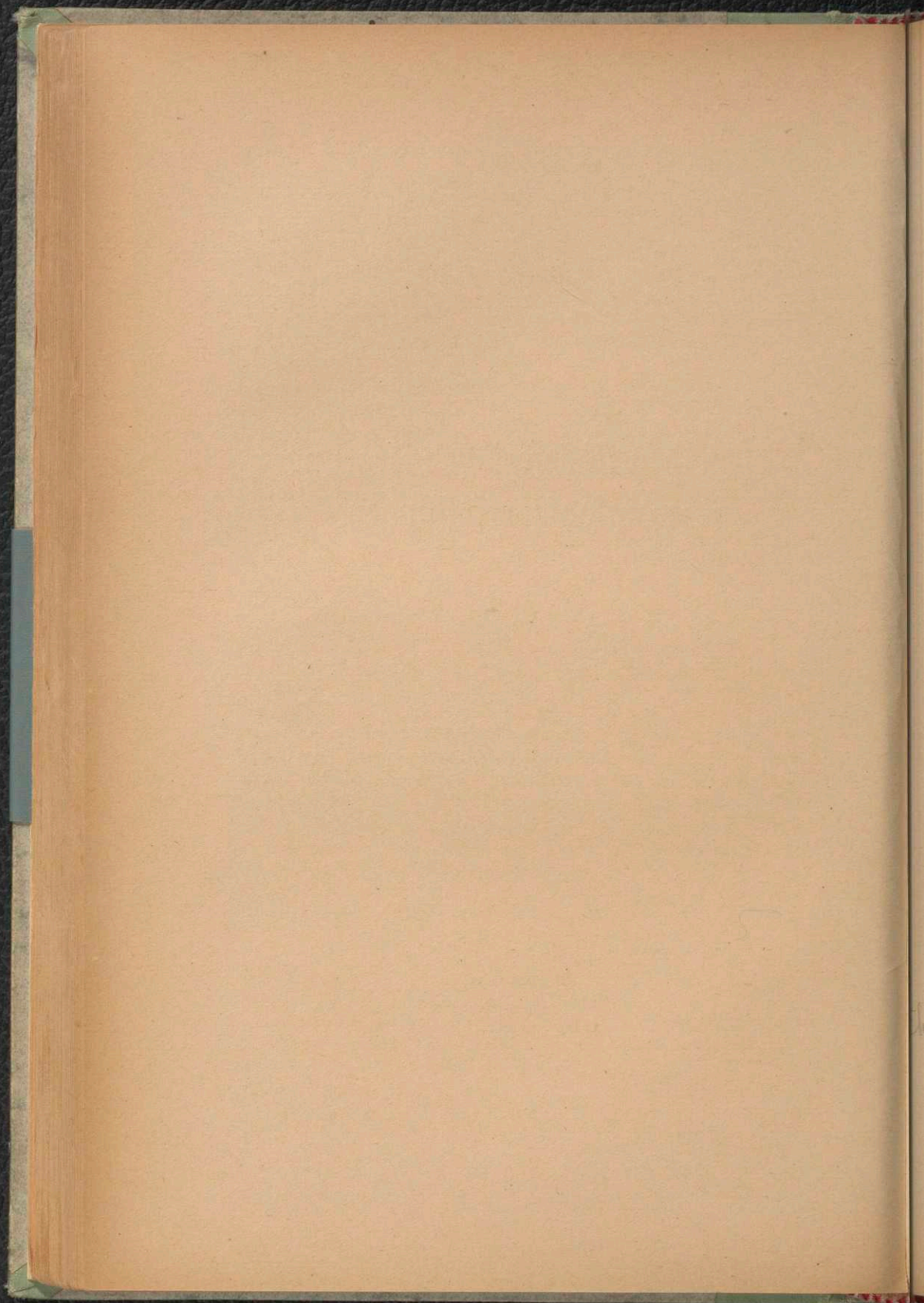
Aber woher kam dieser große Umschwung? Von nichts, oder besser: von nichts Sichtbarem. Noch ein Jahr vorher hätte es keiner für möglich gehalten. Man weiß nicht einmal, ob er von einem Königstreuen herbeigeführt ward, denn es ist ein unlösbares Problem, zu welcher Zeit Monk ehrlich der Monarchie zu dienen begann.

Waren es wenigstens die Streitkräfte der Königstreuen, die den Gegnern imponierten? Keineswegs! Monk hatte nur 5000 Mann; die Republikaner hatten das Fünf- bis Sechsfache. Sie hatten alle Ämter inne und beherrschten das Reich militärisch vollkommen. Trotzdem brauchte Monk nicht einmal zu kämpfen; alles vollzog sich ohne Anstrengung und wie durch einen Zauber. In Frankreich wird es ebenso sein. Die Rückkehr zur Ordnung kann nicht schmerzhaft sein, weil sie natürlich sein wird und weil sie von einer geheimen Macht begünstigt wird, deren Wirkung rein schöpferisch ist. Man wird das gerade Gegenteil dessen erleben, was man erlebt hat. Statt heftiger Bewegungen, schmerzhafter Zerfleischung, statt des ewigen, verzweiflungsvollen Schwankens wird eine gewisse Stetigkeit, eine unbeschreibliche Ruhe, ein allgemeines Wohlbefinden die Gegenwart des Herrschers verkünden. Keine Erschütterungen, keine Gewalttaten, ja nicht einmal Hinrichtungen, mit Ausnahme derjenigen, die die wahre Nation billigen wird. Selbst Verbrechen und angemafte Rechte werden mit maßvoller Strenge, mit ruhiger Gerechtigkeit abgeurteilt werden, wie sie der rechtmäßigen Gewalt eignet. Mit zarter Vaterhand wird der König an die Wunden des Volkes rühren. Kurz, die Franzosen können sich nicht genug mit dieser großen Wahrheit vertraut machen: die Wiederherstellung der Monarchie, die man Gegenrevolution nennt, wird nicht eine entgegengesetzte Revolution sein, sondern das Gegenteil der Revolution.

⁷⁰) Hume, Bd. X, Kap. 72. (1660.)

Über den schöpferischen Urgrund der Staatsverfassungen

Menschenkinder! Wie lange sollen eure Herzen
verstockt bleiben! Wann werdet Ihr aufhören,
der Lüge zu fröhnen und das Gute zu lieben?
Nach Psalm 4, 3



Vorwort.

Die Politik ist vielleicht die schwerste aller Wissenschaften, da die Schwierigkeit, ihre bleibenden Grundlagen vom Vergänglichen zu scheiden, stets wiederkehrt. In dieser Hinsicht bietet sie uns eine recht seltsame Erscheinung dar, die geeignet ist, jeden besonnenen Staatsmann mit Schrecken zu erfüllen. Alles nämlich, was der gesunde Sinn beim ersten Anblick für eine unumstößliche Wahrheit hält, erweist sich durch die Erfahrung fast stets nicht nur als falsch, sondern als unheilvoll.

Wenn z. B. ein Volk, um mit den Grundlagen der Staatsordnung zu beginnen, nie von den verschiedenen Regierungsformen gehört hat, und es soll sich eines Tages zwischen der erblichen und der Wahlmonarchie entscheiden, so wird man mit Recht Jeden für unsinnig halten, der sich für die erste erklärte. Die Gegengründe erscheinen der Vernunft so natürlich, daß es zwecklos wäre, darauf einzugehen.

Die Geschichte indes, d. h. die politische Erfahrung, beweist, daß die Erbmonarchie die dauerhafteste, glücklichste, dem Menschen natürlichste Regierungsform ist, die Wahlmonarchie hingegen die schlechteste aller bekannten Verfassungen.

Betreffs der Bevölkerung, des Handels, der Schutzgesetzgebung und tausend anderer wichtiger Gegenstände findet man fast stets, daß die Theorie, die die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat, von der Erfahrung widerlegt und zunichte gemacht wird. Wir wollen ein paar Beispiele geben.

„Was soll man tun, um einen Staat mächtig zu machen?“ — Man muß vor allem die Zunahme der Bevölkerung auf alle Weise begünstigen. — Im Gegenteil! Jedes Gesetz, das ohne andere Rücksichten geradezu auf den Bevölkerungszuwachs abzielt, ist schlecht. Man muß sogar danach trachten, im Staate eine gewisse sittliche Kraft zu erzeugen, durch welche die Anzahl der Ehen vermindert und die Kinderzahl herabgesetzt wird. Der von der Statistik nachgewiesene Geburtenüberschuß beweist gewöhnlich weiter nichts als einen Überschuß von Elend usw. Die französischen Nationalökonomten haben den Beweis dieser Wahrheit angetreten, und das schöne Buch von Malthus hat ihn vollendet.

„Wie soll man der Teuerung und Hungersnot vorbeugen?“ — Nichts ist einfacher. Man muß die Getreideausfuhr verbieten. — Im Gegenteil! Man muß Ausfuhrprämien

aussetzen. Das Beispiel und die Autorität Englands haben uns genötigt, dieser Paradoxie recht zu geben.

„Was soll man tun, um die Valuta eines Landes zu stützen?“ — Ohne Zweifel den Geldabfluß verhindern und daher durch kräftige Schutzzölle dafür sorgen, daß der Staat nicht mehr einführt, als er ausführt. — Im Gegenteil! Diese Mittel sind nie angewandt worden, ohne die Valuta zu verschlechtern, oder, was das gleiche bedeutet, die Nationalschuld zu vermehren. Beim Einschlagen des entgegengesetzten Weges dagegen wird sich die Valuta stets heben, d. h. der Augenschein wird beweisen, daß das Guthaben der Nation bei ihren Nachbarn gestiegen ist usw.

Gerade auf dem wesentlichsten, grundlegendsten Gebiete der Politik, in der Staatsverfassung, bestätigt sich die obige Erfahrung am häufigsten. Wie ich höre, haben die deutschen Philosophen das Wort *Metapolitik* erfunden. Es bedeutet in bezug auf die Politik daselbe, wie das Wort *Metaphysik* in bezug auf die Physik. Dieser neue Ausdruck scheint mir eine sehr treffende Bezeichnung für *politische Metaphysik*; denn so etwas gibt es, und sie verdient die ganze Aufmerksamkeit des Beobachters.

Ein ungenannter Verfasser¹⁾, der sich viel mit Untersuchungen dieser Art befaßt und den Versuch gemacht hat, die verborgenen Grundlagen des Gesellschaftsbau zu erforschen, glaubte sich vor etwa 20 Jahren berechtigt, die folgenden, den Theorien unserer Zeit völlig entgegengesetzten Thesen als unbestreitbare Grundätze aufzustellen:

1. Keine Staatsverfassung entsteht aus bloßer Beschlußfassung. Die Volksrechte sind nie geschrieben, oder wenn sie es sind, so sind es nur einfache Erklärungen früherer, ungeschriebener Rechte.

2. Die menschliche Tätigkeit beschränkt sich in diesen Fällen darauf, daß die dabei beteiligten Menschen bloße Werkzeuge (*circumstances*) sind.

3. Die eigentlichen Volksrechte entspringen fast stets aus der Bewilligung der Herrscher, und erst dann kann von ihnen historisch die Rede sein. Aber die Herrscher- und Adelsrechte haben weder einen bestimmten Anfang noch bekannte Urheber.

4. Auch jenen Bewilligungen ist stets ein Zustand vorausgegangen, der sie notwendig machte und der nicht von dem Herrscher abhing.

5. Obgleich die geschriebenen Gesetze stets nur Erklärungen früherer Rechte sind, können doch bei weitem nicht alle diese Rechte geschrieben sein.

¹⁾ Joseph de Maistre selbst in seinen „Betrachtungen über Frankreich“, Kap. 6. — D. Übers.

6. Je mehr bei einer Einrichtung geschrieben wird, desto schwächer ist sie.

7. Kein Volk kann sich die Freiheit geben, wenn es sie nicht besitzt²⁾. Der menschliche Einfluß erstreckt sich nicht über die Fortentwicklung bestehender Rechte hinaus.

8. Die eigentlichen Gesetzgeber sind Ausnahmemenschen und gehören vielleicht nur der alten Welt und der Kindheit der Völker an.

9. Selbst diese Gesetzgeber mit ihrer wunderbaren Macht haben immer nur bereits vorhandene Elemente zusammengefaßt, und sie haben im Namen der Gottheit gewirkt.

10. Die Freiheit ist gewissermaßen ein Geschenk der Könige, denn fast alle freien Völker wurden von Königen begründet³⁾.

11. Es hat niemals ein freies Volk gegeben, das in seiner natürlichen Verfassung nicht Ansätze zur Freiheit gehabt hätte, die so alt sind wie es selbst, und niemals hat ein Volk mit Erfolg versucht, durch schriftliche Festlegung seiner Grundgesetze andere Rechte zu entwickeln als die, welche in seiner natürlichen Verfassung bereits bestanden.

12. Keine beliebige Versammlung von Menschen kann einem Volk eine Verfassung geben. Ein derartiges Unterfangen verdient sogar einen Platz unter den auffallendsten Torentaten⁴⁾.

Seit dem Jahre 1796, wo das obengenannte Werk erschien, dürfte sich nichts ereignet haben, dessentwegen der Verfasser seine Theorie zu bereuen hätte. Wir glauben vielmehr, daß es gerade jetzt nützlich sein kann, sie noch weiter auszuführen und allen ihren Folgerungen nachzugehen. Eine der wichtigsten ist zweifellos die, welche in Kapitel 10 jener Schrift wie folgt ausgedrückt ist:

²⁾ Als Zeuge wird hier Machiavelli angerufen: „Erlangt ein Volk, das an die Herrschaft eines Fürsten gewöhnt ist, die Freiheit, so behauptet es sie nur schwer.“ Betrachtungen über Titus Livius, Buch I, Kap. 16.

³⁾ Dies ist besonders bei den heutigen Monarchien in Betracht zu ziehen. Da alle gesetzmäßige und geheiligte Freiheit vom Herrscher ausgehen muß, so ist alles, was ihm mit Gewalt abgetrozt wird, mit Fluch beladen. „Ein Gesetz schreiben“, sagt Demosthenes sehr richtig, „ist gar nichts. Es dem Willen annehmbar machen, das ist alles.“ (Olynth. III.) Wenn dies aber vom Herrscher dem Volk gegenüber zutrifft, was soll man da von einem Volke sagen oder, gelinde gesagt, von einer Handvoll erhiteter Theoretiker, die dem rechtmäßigen Herrscher eine Verfassung vorschreiben, wie man dem Befehlshaber einer belagerten Festung die Übergabe vorschreibt? Das alles wäre doch ungehörig, widersinnig und vor allem null und nichtig.

⁴⁾ Auch hier wird Machiavelli zitiert: „Auch muß ein einziger das Maß bestimmen, und jede solche Verfassung muß aus seinem Geiste hervorgehen.“ Ebenda, Buch I, Kap. 4.

„Der Mensch kann keinen Herrscher einsetzen. Er kann höchstens zum Werkzeug dienen, einen Herrscher abzusetzen und seine Staaten einem anderen, der bereits Herrscher ist, zu überliefern . . . Übrigens hat es nie eine Dynastie gegeben, deren Herkunft aus dem großen Haufen nachweisbar wäre. Träte der Fall ein, so würde das einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte bedeuten“⁵⁾.

Man könnte diesem Satze, den das Gericht Gottes neuerdings so glänzend bestätigt hat, einige Betrachtungen widmen. Aber wer weiß, ob unser Zeitalter in seiner Unwissenheit und in seinem Leichtsinne nicht alles Ernstes sagen würde: „Wenn er gewollt hätte, wäre er noch an seinem Plage.“ So wie man noch nach zwei Jahrhunderten behauptet: „Hätte Richard Cromwell das Genie seines Vaters besessen, so hätte er die Würde des Lord Protector in seiner Familie erblich gemacht.“ Mit anderen Worten: „Hätte diese Familie nicht aufgehört, zu regieren, so regierte sie heute noch.“

Es steht geschrieben: „Ich bin es, der die Könige einsetzt“⁶⁾. Das ist keine Redensart der Kirche, keine Redebüchse eines Predigers, sondern die buchstäbliche, einfache, handgreifliche Wahrheit, ein Gesetz der politischen Welt. Gott setzt die Könige buchstäblich ein. Er pflanzt die Königsgeschlechter; er läßt sie in einer Wolke gedeihen, die ihren Ursprung verhüllt. Endlich treten sie hervor, mit Ruhm und Ehre gekrönt. Sie setzen sich ein, und dies ist das größte Zeichen ihrer Rechtmäßigkeit.

Sie steigen wie von selbst empor, ohne Gewalt von der einen Seite, ohne ausdrückliche Verhandlung von der anderen. Hier herrscht eine gewisse großartige Ruhe, die sich nicht leicht beschreiben läßt. Rechtmäßige Usurpation — das schiene mir, wäre er nicht zu kühn, der treffendste Ausdruck für die Anfänge der Monarchien, denen die Zeit dann bald ihre Weihe erteilt.

Man lasse sich also nicht von dem schönsten Schein menschlichen Glanzes blenden! Wer hat jemals mehr Glanz verbreitet, als der außerordentliche Mann, dessen Sturz noch in ganz Europa nachhallt? Gab es je eine scheinbar befestigtere Gewalt, je eine größere Zusammenfassung von Kräften, einen mächtigeren, tatkräftigeren, furchtgebietenderen Mann? Jahrelang sahen wir ihn zwanzig stumme und vor Schrecken starre Völker mit Füßen treten, und seine Macht hatte schließlich gewisse Wurzeln geschlagen, die jede Hoffnung zur Verzweiflung bringen konnte. Dennoch ist er gestürzt, so tief gestürzt, daß das Mitleid, wenn es ihn betrachtet, zurückweicht, um der Rührung zu entgehen. Nebenbei mag hier bemerkt sein, daß es aus sehr

⁵⁾ Betrachtungen über Frankreich, Kap. 10, § 3.

⁶⁾ Sprüche Salomonis, VIII, 15.

Sacraler
Ursprung
der Macht

verschiedenen Gründen ebenso schwer geworden ist, von jenem Manne zu sprechen, wie von seinem erlauchtem Rivalen, der die Welt von ihm befreit hat. Jener entgeht der Beleidigung, wie dieser dem Lobe. Kehren wir jedoch zur Sache zurück.

In einem Werke, das nur wenigen Personen in St. Petersburg bekannt geworden ist, schrieb der Verfasser im Jahre 1810⁷⁾:

„Wenn in einer Revolution zwei Parteien miteinander ringen und man auf der einen Seite kostbare Opfer fallen sieht, kann man wetten, daß diese Partei den Sieg behalten wird, mag der Augenschein auch noch so sehr dagegen sprechen.“

Auch diese Behauptung ist jetzt auf die glänzendste und unverhoffteste Weise bestätigt worden. Die sittliche Weltordnung hat ihre Gesetze wie die physikalische, und die Erforschung dieser Gesetze ist der würdigste Gegenstand für das Nachsinnen des wahren Philosophen. Nach einem ganzen Jahrhundert voll verbrecherischer Oberflächlichkeiten ist es Zeit, uns zu erinnern, was wir sind, und jede Wissenschaft auf ihren Ursprung zurückzuführen. Das hat den Verfasser dieser Schrift bestimmt, sie dem Schubfach zu entreißen, in dem sie fünf Jahre verborgen lag. Sie erscheint unter dem gleichen Datum und Wort für Wort, wie sie damals geschrieben ward. Freunde haben zu ihrer Veröffentlichung gedrängt, und das ist vielleicht um so schlimmer für den Verfasser, denn die Freundschaft ist bisweilen so blind wie ihre Schwester, die Liebe. Wie dem aber auch sei, der Geist, der diese Schrift eingab, genießt ein bekanntes Vorrecht. Er kann sich gewiß hin und wieder in belanglosen Einzelheiten irren, kann übertreiben oder vorlaut sein, kann schließlich auch gegen Sprache oder Geschmack verstoßen, und so kämen auch die Schadenfrohen auf ihre Rechnung, falls es solche geben sollte. Stets aber wird ihm die wohlbegründete Hoffnung bleiben, daß er niemand beleidigt, weil er jedermann wohlwill, und überdies die feste Zubecksicht, eine ziemlich zahlreiche und achtbare Menschenklasse zu fesseln, ohne irgendwem schaden zu können. Und dieser Glaube ist höchst beruhigend.

⁷⁾ Gemeint ist: „Les Soirées de St. Pétersbourg, ou Entretiens sur le Gouvernement temporel de la Providence, suivi d'un Traité sur les sacrifices“, Paris 1821.

1.

Eine der größten Verirrungen dieses Zeitalters — und welchem Irrtum ist es nicht verfallen? — war die Meinung, eine Staatsverfassung könnte geschrieben und a priori geschaffen werden, wo doch Vernunft und Erfahrung gleichermaßen beweisen, daß jede Verfassung das Werk Gottes ist und daß gerade die Grundlagen und das Wesentlichste in der Verfassung und den Gesetzen eines Volkes ungeschrieben sind.

2.

Man hat oft geglaubt, mit den Franzosen einen geistreichen Scherz zu treiben, indem man sie fragte, in welchem Buche das Salische Gesetz geschrieben stände. Allein Jérôme Vignon hat sehr passend und zutreffend geantwortet — höchst wahrscheinlich ohne zu wissen, wie recht er hatte —, es sei in die Herzen der Franzosen geschrieben. Nehmen wir einmal an, das Dasein eines so wichtigen Gesetzes hinge nur davon ab, daß es geschrieben ist, so hätte die Macht, die es geschrieben hat, auch das Recht, es auszustreichen und aufzuheben. Das Gesetz hätte dann aber nicht den Charakter der Heiligkeit und Unabänderlichkeit, der die wahrhaften Grundgesetze kennzeichnet. Das Wesen eines Grundgesetzes liegt darin, daß niemand das Recht hat, es aufzuheben; wie wäre es aber über alle erhaben, wenn einer es gemacht hätte? Die Übereinstimmung eines ganzen Volkes ist unmöglich, und wäre sie es auch nicht, so ist sie immer noch kein Gesetz und für niemand verbindlich, solange keine höhere Macht sie verbürgt. Locke suchte das Wesen eines Gesetzes im Ausdruck des Willens aller; es gehört wirklich Glück dazu, um so deutlich die Merkmale zu bestimmen, die den Begriff des Gesetzes ausschließen! In der That können aus dem einmütigen Volkswillen nur Verhaltensmaßregeln (réglements), nicht aber Gesetze hervorgehen. Diese setzen notwendig und offenkundig einen höheren Willen voraus, der sich Gehorsam verschafft^{*)}. „In dem System von Hobbes [das in unserem Zeitalter in Lockes Bearbeitung

^{*)} „Im Naturzustande hatte der Mensch nur Rechte . . . Beim Eintritt in die Gesellschaft verzichte ich auf meinen eigenen Willen und unterwerfe mich dem Gesetz, welches der allgemeine Wille ist.“ Der französische Beobachter (Bd. I, S. 194) hat sich mit Recht über diese Definition lustig gemacht, aber er hätte auch bemerken sollen, daß sie dem Zeitalter, und besonders Locke, angehört, der dies Zeitalter in so unheilvoller Weise eröffnet hat.

so viel Erfolg hatte] beruht die Kraft der bürgerlichen Gesetze nur auf einer Übereinkunft. Wenn es aber kein Naturgesetz gibt, das die Befolgung der geschaffenen Gesetze anbefiehlt, wozu dienen sie dann? Versprechungen, Verpflichtungen, Eide sind nichts als Worte; diese eiteln Bande sind ebenso leicht zu lösen wie zu knüpfen. Ohne die Lehre von einem göttlichen Gesetzgeber ist jede moralische Verpflichtung ein Unding. Gewalt auf der einen Seite, Ohnmacht auf der anderen — das ist das ganze Band der menschlichen Gesellschaft⁹⁾.“

Was ein weiser und tiefsinniger Theologe hier von der moralischen Verpflichtung sagt, gilt ebenso für die politische und bürgerliche. Das Gesetz ist nur dann wirklich Gesetz und besitzt nur dann wahrhaft Geltung, wenn man es aus einem höheren Willen ableitet. Sein wesentliches Merkmal besteht also darin, daß es nicht der Wille aller ist. Andernfalls wären Gesetze, wie schon gesagt, nur Verhaltensmaßregeln. Oder, wie der schon genannte Schriftsteller fortfährt: „Diejenigen, welche die Freiheit hatten, jene Übereinkunft zu treffen, haben sich nicht der Macht begeben, sie zu widerrufen, und ihre Nachkommen, die keinen Anteil daran hatten, sind noch weniger verpflichtet, sie zu halten¹⁰⁾.“ Daher kommt es, daß der gesunde Sinn der ältesten Zeiten, der noch durch keine Sophistik verdorben ist, die Weihe der Gesetze überall bei einer übermenschlichen Macht gesucht hat. Er erkannte entweder, daß die Herrschermacht von Gott kommt, oder er verehrte gewisse ungeschriebene Gesetze als von ihm herührend.

3.

Die Zusammensteller der römischen Gesetze haben ein sehr bemerkenswertes Bruchstück der griechischen Gesetzgebung in anspruchloser Weise in ihr erstes Kapitel aufgenommen. „Von den Gesetzen, welche uns regieren,“ heißt es dort, „sind einige geschrieben, andere ungeschrieben.“ Nichts ist einfacher und tiefsinniger. Ist irgendein türkisches Gesetz bekannt, das dem Herrscher ausdrücklich erlaubt, einen Menschen unmittelbar, ohne gerichtliche Entscheidung, hinrichten zu lassen? Gibt es ein geschriebenes Gesetz, selbst ein religiöses, das dies den Herrschern der Christenheit verböte¹¹⁾? Dennoch wundern

⁹⁾ Bergier, *Traité hist. et dogm. de la Relig.*, Oktavausgabe, Bd. III, Kap. IV, § 12, S. 330 f. (Nach Tertullian, *Apol.* 45.)

¹⁰⁾ Bergier, *ebd.*

¹¹⁾ „Noch strenger als die bürgerlichen Gesetze verbietet die Kirche ihren Kindern, sich selbst ihr Recht zu verschaffen. Der Geist der Kirche ist es, der die christlichen Könige, selbst bei Verbrechen gegen ihre Person, davon zurückhält und ihnen gebietet, die Schuldigen dem Richter zu überliefern, um sie nach den Gesetzen und Formen der Justiz abzuurteilen.“ (Pascal, *Wierzehnter Provinzialbrief.*) Diese Stelle ist sehr wichtig und sollte in einem anderen Buche stehen.

sich der Türke nicht mehr, wenn er seinen Herrscher den Tod eines Menschen unmittelbar anordnen sieht, als wenn er ihn auf dem Gang zur Moschee erblickt. Ganz Asien, ja das ganze Altertum glaubt mit ihm, daß das Recht unmittelbarer Hinrichtung ein rechtmäßiger Ausfluß der Herrschergewalt ist. Unsere Herrscher jedoch würden bei dem bloßen Gedanken erbeben, einen Menschen zum Tode zu verurteilen, denn nach unserer Ansicht wäre diese Verurteilung ein scheußlicher Mord. Dennoch zweifle ich, ob es ihnen durch ein geschriebenes Grundgesetz verboten werden könnte, ohne größere Übel herbeizuführen, als die, denen man vorbeugen wollte.

4.

Man befrage die römische Geschichte, wie weit eigentlich die Macht des Senats reichte. Sie wird stumm bleiben, wenigstens was ihre bestimmten Grenzen betrifft. Man sieht wohl, daß die Macht des Senats und die des Volkes sich im allgemeinen die Wage hielten, und daß beide sich unaufhörlich bekämpften; man sieht wohl, daß bald Vaterlandsliebe, bald Ermattung, bald Ohnmacht und Gewalt jene gefährlichen Kämpfe entschieden, aber mehr wissen wir nicht¹²⁾. Angesichts dieser großen geschichtlichen Szenen ist man oft zu glauben versucht, daß alles weit besser gegangen wäre, wenn die Machtbefugnisse durch bestimmte Gesetze umschrieben gewesen wären. Aber das wäre ein großer Irrtum. Solche Gesetze, die immerfort von unvorhergesehenen Fällen und notgedrungenen Ausnahmen durchbrochen worden wären, hätten kein halbes Jahr bestanden, oder sie hätten den Staat selbst umgestürzt.

5.

Das Beispiel der englischen Verfassung liegt uns noch näher und ist daher noch schlagender. Man sehe genau zu, und man wird finden, daß sie nur dadurch weiterkommt, daß sie stehen bleibt, wenn dies Wortspiel erlaubt ist. Sie erhält sich nur durch Ausnahmen. Die Habeas-Corpus-Akte z. B. ist so oft und lange außer Kraft gewesen, daß man zweifeln kann, ob die Ausnahme nicht zur

¹²⁾ Ich habe oft über folgende Stelle bei Cicero (De Leg. II, 6) nachgedacht: *Leges Liviae praesertim uno versiculo senatus puncto temporis sublatae sunt.* (Besonders die livischen Gesetze wurden durch eine Entschliekung des Senats augenblicklich aufgehoben.) Aus welchem Rechte nahm der Senat diese Befugnis? Und wie konnte das Volk es dulden? Die Antwort ist gewiß nicht leicht, aber wie kann man sich über dergleichen wundern, wo doch nach allem, was über die römische Geschichte und die römischen Altertümer geschrieben ist, erst neuerdings Abhandlungen verfaßt werden mußten, um über die Ergänzung des Senats Klarheit zu schaffen?

Regel geworden ist. Nehmen wir einmal an, die Verfasser dieser berühmten Akte hätten sich angemacht, zu bestimmen, wann sie außer Kraft treten sollte, so hätten sie damit das ganze Gesetz vernichtet.

6.

In der Unterhausitzung vom 26. Juni 1807 berief ein Lord sich auf einen großen Staatsmann, um den Grundsatz aufzustellen, der König sei nicht berechtigt, das Parlament während der Sitzungsperiode aufzulösen, aber diese Behauptung wurde bestritten. Wo aber ist das betreffende Gesetz? Man versuche doch, eins zu machen und lediglich schriftlich die Fälle festzulegen, wo der König jenes Recht hat, und man wird eine Revolution herbeiführen! Der König, sagte damals ein Parlamentsmitglied, hat dies Recht, sobald eine wichtige Veranlassung vorliegt. Aber was ist eine wichtige Veranlassung? Man versuche, auch sie schriftlich festzulegen.

7.

Folgendes ist noch eigenartiger. Jedermann wird sich des Streitiges entsinnen, der im Jahre 1806 in England so heftig tobte. Es handelte sich um die Frage, ob ein Richter Mitglied des Geheimen Rats sein könnte, d. h. ob sich dies mit den Grundsätzen der englischen Verfassung vertrüge. In einer Unterhausitzung vom 3. März 1806 bemerkte ein Mitglied, „daß England von einer Körperschaft (dem Geheimen Rate) regiert wird, die der Verfassung unbekannt“ sei¹³⁾. „Die Verfassung duldet sie nur!“¹⁴⁾, setzte er hinzu.

So gibt es also in dem besonnenen und mit Recht berühmten England eine Körperschaft, die regiert und tatsächlich alles entscheidet, aber der Verfassung unbekannt ist. Desolome hat diesen Zug übersehen, dem ich leicht mehrere andere hinzufügen könnte.

Nun rede man uns noch von den geschriebenen Verfassungen und den Grundgesetzen a priori! Es ist unbegreiflich, wie ein vernünftiger Mensch die Möglichkeit solcher Hirngespinnste auch nur träumen kann. Dieße man sich in England beikommen, den Geheimen Rat durch ein Gesetz auf eine verfassungsmäßige Grundlage zu stellen und dann seine Rechte und Befugnisse nebst den nötigen Maßnahmen zur Beschränkung seines Einflusses und zur

¹³⁾ This country is governed by a body not known by Legislature.

¹⁴⁾ „Connived at“. *S. London Chronicle* vom 4. März 1806. Man beachte, daß das Wort Legislature die drei Regierungsgewalten in sich schließt, woraus sich ergibt, daß auch der König von dem Geheimen Rate nichts weiß. Ich glaube indes, daß er sein Bestehen ahnt.

Verhütung von Mißbräuchen schriftlich zu bestimmen, so würde der Staat umgestürzt.

Die wahre englische Verfassung besteht in jenem wundervollen, einzig dastehenden, untrüglichen, über alles Lob erhabenen Gemeingeist, der alles leitet, alles bewahrt. Das geschriebene Wort ist nichts¹⁵⁾.

8.

Zu Ende des letzten Jahrhunderts erhob man schwere Anklagen gegen einen Minister, der die Absicht hatte, die englische Verfassung (oder was man so nannte) in einem von inneren Stürmen aufgewühlten Reiche einzuführen, das mit einer Art von Wut eine Verfassung, gleichviel welche, verlangte. Er hatte unrecht, wenn man will, wenigstens soweit man unrecht haben kann, wenn man in guter Absicht handelt, was man hier wohl annehmen darf und was ich von Herzen gern glaube. Wer aber hatte das Recht, ihn zu verdammen? Vel duo, vel nemo. Er erklärte, er wolle aus eigener Macht nichts zerstören, er wolle nur, sagte er, etwas ihm vernünftig Scheinendes an Stelle von etwas setzen, was man nicht mehr wollte und was auch in der That nicht mehr vorhanden war. War außerdem der Grundsatz anerkannt (und das war er), daß der Mensch eine Verfassung machen könnte, so hatte jener Minister (der doch auch ein Mensch war) so gut das Recht, die seine zu machen, wie jeder andere, und mehr als ein anderer. Stand die Lehre als solche denn nicht fest? Glaubte man nicht allgemein, daß eine Verfassung ein Werk des menschlichen Geistes sei, so gut wie eine Arie oder eine Tragödie? Hatte Thomas Bayne nicht mit einer alle Universtitäten entzündenden Gründlichkeit erklärt, daß eine Verfassung gar nicht existierte, solange man sie nicht in die Tasche stecken könnte? Das 18. Jahrhundert war ebenso ahnungslos wie zuberfischlich; das war die Regel. Ich glaube, es hat keinen Jüngling von einigem Talent erzogen, der beim Verlassen der Schulbank nicht drei Dinge gemacht hätte, ein neues Erziehungssystem, eine Staatsverfassung und eine Weltanschauung. Wenn also ein Mann von reiferen Jahren und Talent, mit tiefer Kenntnis der Volkswirtschaft und der zeitgenössischen Philosophie, nur das zweite ausgeführt hätte, so hätte ich ihn höchst bescheiden gefunden. Aber ich gestehe, daß ich ihn für ein wahres Wunder an Mäßigung und Bescheidenheit halte,

¹⁵⁾ „Diese stürmische Verfassung“, sagt Hume, „mit ihrem steten Hin und Her zwischen Herrscher- und Volksrechten stellt eine Menge von einander entgegenstrebenden Mächten dar.“ (Geschichte Englands, Jakob I., Kap. 47, 1621.) Hume sagt hier die Wahrheit, versagt seinem Lande jedoch nicht die Hochachtung. Er sagt nur, was ist und was sein soll.

hätte er (wenigstens nach seiner Überzeugung) an Stelle törichter Theorien die Erfahrung gesetzt und die Engländer ehrerbietig um eine Verfassung gebeten, statt selbst eine zu schmieden. Man wird sagen: „Selbst das war unmöglich.“ Ich weiß es, aber er wußte es nicht, und wie sollte er es auch gewußt haben? Man nenne mir den, der es ihm hätte sagen können!

9.

Je mehr man die menschliche Einwirkung auf die Bildung der Staatsverfassungen untersucht, um so klarer sieht man, daß sie dabei nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt oder als bloßes Werkzeug erscheint. Ich glaube nicht, daß man die unbestreitbare Wahrheit der folgenden Sätze irgendwie anzweifeln kann:

1. Die Wurzeln der Staatsverfassungen sind schon vor dem Entstehen geschriebener Gesetze vorhanden.
2. Ein Staatsgrundgesetz ist nichts und kann nichts weiter sein, als die Entwicklung oder Bestätigung eines schon bestehenden, ungeschriebenen Rechtes.
3. Die eigentlichen und wahren Grundlagen jeder Verfassung sind stets ungeschrieben und können nie geschrieben werden, ohne den Staat zu gefährden.
4. Die Schwäche und Hinfälligkeit einer Verfassung hält mit der Zahl der geschriebenen Verfassungsparagraphen gleichen Schritt.

10.

Man täuscht sich über diese Punkte durch einen Trugschluß, der so natürlich scheint, daß wir ihn gar nicht merken. Weil der Mensch handelt, glaubt er allein zu handeln, und weil er sich seiner Freiheit bewußt ist, vergißt er seine Abhängigkeit. In der physischen Welt nimmt er eher Vernunft an; wenn er z. B. auch eine Eichel pflanzen, sie begießen kann usw., räumt er doch wohl ein, daß er keine Eiche schaffen kann, denn er sieht den Baum wachsen und gedeihen, ohne daß Menschenmacht dazu beitrüge. Auch weiß er, daß er die Eichel nicht gemacht hat. In der Gesellschaftsordnung dagegen, wo er persönlich mitwirkt, bildet er sich ein, er sei tatsächlich der unmittelbare Schöpfer alles dessen, was durch ihn geschieht. Er ist gewissermaßen die Maurerkelle, die sich für den Baumeister hält. Der Mensch ist vernünftig, ist frei, ist sogar erhaben, gewiß! Aber er ist darum nicht minder ein Werkzeug Gottes, wie ihn Plutarch an einer schönen Stelle nennt, die sich ungezwungen hier anfügt:

„Man muß sich nicht wundern,“ sagt Plutarch, „daß die schönsten und größten Dinge auf Erden durch den Willen und die Vorsehung Gottes geschehen, denn in allen größten und hauptsächlichsten Theilen der Welt ist eine Seele. Die Körper sind die Organe und Werkzeuge dieser Seele, die Seele aber ist ein Werkzeug Gottes. Und wie der Körper mehrere Eigenbewegungen hat, die meisten aber, und zwar die edelsten, von der Seele herühren, so vollbringt auch die Seele einige ihrer Funktionen aus sich, bei anderen aber läßt sie sich von Gott leiten, richten und lenken, wie es ihm gefällt. Sie ist das schönste Organ und das geschickteste aller Werkzeuge. Denn es wäre seltsam, wenn Wind, Wasser, Wolken und Regen Gottes Werkzeuge wären, mit denen er einige Geschöpfe ernährt und erhält, andere aber zerstört und vernichtet, und wenn er lebende Wesen zu keinem seiner Werke benutzte. Da ist es weit wahrscheinlicher, daß sie, in ihrer völligen Abhängigkeit von Gottes Macht, auch bei allen Bewegungen und Ratschlägen Gottes mitwirken, so wie sich der Bogen dem Skythen und Leier und Flöte dem Griechen bequemen¹⁰⁾.“

Besser läßt sich das nicht ausdrücken, und ich meine, diese schönen Betrachtungen lassen sich auf nichts Besseres anwenden, als auf die Bildung von Staatsverfassungen, von denen man mit gleichem Recht sagen kann, daß der Mensch alles und nichts macht.

11.

Nichts ist bekannter, als Ciceros Gleichnis über das System Epikurs, der die Welt aus dem blinden Spiel der in den leeren Raum geworfenen Atome entstehen ließ. „Man könnte mir eher einreden,“ sagt der große Redner, „daß in die Luft geworfene Buchstaben sich beim Herabfallen zu einem Gedicht ordneten.“ Tausende von Zungen haben diesen Gedanken wiederholt und gepriesen; dennoch sehe ich niemand, der daran gedacht hätte, die nötige Ergänzung hierzu zu geben. Gesezt, daß aus Buchstaben, die in großer Menge von einem Turme herabgeworfen würden, beim Niederfallen auf die Erde die „Athalie“ von Racine entstünde, was folgte daraus? Daß eine geistige Macht den Fall und die Anordnung der Buchstaben geleitet hätte. Der gesunde Verstand wird nie einen anderen Schluß ziehen.

12.

Betrachten wir nun eine beliebige Staatsverfassung, z. B. die englische. Sie ist gewiß nicht a priori gemacht worden. Nie haben sich Staatsmänner versammelt und gesagt: „Wir wollen drei Ge-

¹⁰⁾ Gastmahl der sieben Weisen.

walten schaffen, sie so und so gegeneinander aufwiegen“ usw. Daran hat niemand gedacht. Die Verfassung ist ein Werk der Umstände, und deren Zahl ist unendlich. Römisches Recht, Kirchenrecht, Lehnsrecht, sächsische, normännische und dänische Rechtsbräuche, Privilegien, Vorurteile und Ansprüche aller Art, Kriege, Aufstände und Revolutionen, Eroberungen und Kreuzzüge, alle Tugenden und alle Laster, alle Kenntnisse, Irrtümer und Leidenschaften — alle diese Elemente wirkten zusammen, schufen durch ihre Mischung und Wechselwirkung Myriaden von Millionen der mannigfachsten Beziehungen und brachten schließlich, nach mehreren Jahrhunderten, die komplizierteste Einheit und das schönste Gleichgewicht politischer Kräfte hervor, das man je gesehen hat¹⁷⁾.

13.

Da sich nun diese in den Raum geworfenen Elemente zu einem so schönen Ganzen geordnet haben, ohne daß von der Unzahl von Menschen, die sich auf diesem weiten Felde betätigten, ein einziger je gewußt hätte, was er in bezug auf das Ganze tat, noch voraus sah, was geschehen würde, so ergibt sich, daß jene Elemente in ihrem Fall von einer übermenschlichen, untrüglichen Hand geleitet wurden. Die größte Torheit des Jahrhunderts der Torheiten war vielleicht der Glaube, daß die Grundgesetze a priori geschrieben werden könnten, während sie doch offenbar das Werk einer übermenschlichen Macht sind. Schon die späte Erfindung der Schreibung beweist die ganze Nichtigkeit jener Annahme.

14.

Es ist sehr merkwürdig, daß Gott, als er die Menschen würdigte, mit ihnen zu sprechen, diese Wahrheiten in den zwei Offenbarungen, mit denen er uns begnadete, selbst niedergelegt hat. Ein geistreicher Mann, der in unserem Zeitalter nach meiner Ansicht gleichsam Epoche gemacht hat, weil sich in seinen Schriften das

¹⁷⁾ Tacitus glaubte, daß eine solche Regierungsform nur eine ideale Theorie oder ein vorübergehender Versuch sein könnte. „Die beste aller Regierungsformen“, sagt er (bekanntlich nach Cicero), „wäre die, welche aus einer Mischung der drei Gewalten hervorginge, die einander im Gleichgewicht hielten; aber diese Regierungsform wird nie entstehen, oder wenn sie entstünde, nur von kurzer Dauer sein.“ (Annalen, IV, 33.) Der gesunde Sinn der Engländer kann sie trotzdem länger aufrechterhalten, als man denken sollte, indem er nach wie vor die Theorie oder die sogenannten Prinzipien mehr oder weniger den Lehren der Erfahrung und der Mäßigung unterordnet. Das aber wäre unmöglich, wenn die Prinzipien schriftlich festgelegt wären.

erbitterte Ringen zwischen den schlimmsten Vorurteilen des Zeitgeistes, den Sekten und Bräuchen mit den reinsten Absichten, den redlichsten Herzensregungen und den schätzbarsten Kenntnissen zeigt, hat gesagt: „Eine Lehre, die unmittelbar von Gott kommt oder auch nur auf seinen Befehl gegeben wäre, müßte die Menschen vor allem vom Dasein dieses Gottes versichern.“ Das Gegentheil trifft zu; das Hauptmerkmal unserer Lehre ist gerade, daß sie weder das Dasein Gottes noch seine Eigenschaften unmittelbar offenbart, sondern das alles als bekannt voraussetzt, ohne daß man wüßte, wie und warum es bekannt wurde. Sie sagt also nicht: „Es gibt mir einen Gott“, oder: „Ihr sollt nur an einen ewigen, allmächtigen Gott usw. glauben“, sondern ihr erstes Wort (in rein berichtender Form) ist: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Sie setzt also voraus, daß das Dogma schon vor der Schrift bekannt war.

15.

Wir gehen nun zum Christentum über, der größten aller denkbaren Einrichtungen, weil sie ganz göttlichen Ursprungs und für alle Menschen und Zeitalter geschaffen ist. Auch hier werden wir das gleiche allgemeine Gesetz wiederfinden. Sein göttlicher Richter hatte gewiß die Macht, zu schreiben oder schreiben zu lassen, und doch hat er keins von beiden getan, wenigstens nicht in der Form einer Gesetzgebung. Das Neue Testament entstand erst nach dem Tode des Gesetzgebers, ja nach der Begründung seiner Religion. Es enthält Erzählungen, Anweisungen, Sittenvorschriften, Ermahnungen, Befehle, Drohungen usw., aber durchaus keine Sammlung von Lehrsätzen in bindender Form. Bei der Erzählung vom letzten Abendmahl des Heilands, vom Denkmal seiner Liebe bis zum Tode, hatten die Evangelisten eine gute Gelegenheit, unsern Glauben schriftlich zu gebieten; dennoch hüten sie sich wohl, etwas zu verordnen oder zu befehlen. Es heißt wohl in ihrer herrlichen Geschichte: „Gehet hin und lehret!“ aber nicht: „Lehret dies und das!“ Wenn sich unter der Feder des heiligen Geschichtschreibers ein Dogma einstellt, so spricht er es ganz einfach aus, wie etwas schon Bekanntes¹⁵⁾.

Die seitdem erschienenen Glaubensbekenntnisse wurden niedergeschrieben, um behalten zu werden oder den herrschenden Irrlehren

¹⁵⁾ Es ist sehr merkwürdig, daß auch die Evangelisten erst spät zur Feder griffen, und zwar hauptsächlich, um den falschen Darstellungen entgegenzutreten, die zu ihrer Zeit in Umlauf waren. Auch die kanonischen Episteln entstanden aus Nebenursachen; niemals war die Schrift die ursprüngliche Absicht der Verfasser. Mill, obwohl Protestant, hat dies ausdrücklich anerkannt. (Proleg. in Nov. Test. graec. I, 65.) Und Hobbes hatte in England bereits die gleiche Bemerkung gemacht. (Hobbes, Tripos in three discourses. Disc. III, S. 265, Oktavausg.)

zu widersprechen. Man liest darin wohl: „Wir glauben“, aber nie: „Ihr sollt glauben!“ Wir lesen sie für uns, wir singen sie in den Kirchen, in choris et organo¹⁹⁾, wie richtige Gebete, denn sie sind an Gott gerichtete Formeln der Ergebung, der Zuversicht und des Glaubens, nicht aber an Menschen gerichtete Gebote. Ich möchte wohl einmal die Augsburger Konfession oder die 39 Artikel [der anglikanischen Kirche] in Musik gesetzt sehen. Das wäre spaßig²⁰⁾!

Weit entfernt, daß die ersten Glaubensbekenntnisse alle unsere Dogmen schon enthalten hätten! Die damaligen Christen hätten es vielmehr für eine große Sünde gehalten, sie alle auszusprechen. Das gleiche gilt von der Heiligen Schrift. Kein Gedanke ist verkehrter, als in der Bibel die Gesamtheit der christlichen Lehrsätze zu suchen. Nicht eine Zeile der Bibel beweist die Absicht oder läßt sie auch nur erraten, daß sie als Gesetzbuch oder als dogmatische Erklärung aller Glaubensartikel gelten solle.

16.

Mehr noch: Wenn ein Volk ein solches Gesetzbuch des Glaubens besitzt, so ist dreierlei sicher:

1. daß die Religion dieses Volkes falsch ist,
2. daß es sein religiöses Gesetzbuch im Fieberzustand geschrieben hat,
3. daß dies Volk es binnen kurzem selbst nicht mehr ernst nehmen wird und daß es weder Kraft noch Dauer haben kann.

Dahin gehören z. B. die berühmten Artikel [der anglikanischen Kirche], die man mehr unterzeichnet, als daß man sie liest, und die man mehr liest als glaubt²¹⁾. Dies Dogmenverzeichnis gilt selbst in seinem Ursprungsland für nichts oder beinahe für nichts, ja selbst dem fremden Auge fällt es auf, daß dies Blatt Papier seinen eigenen Besitzern sehr lästig ist. Sie möchten es gern verschwinden lassen, weil es dem mit der Zeit aufgeklärten gesunden Sinn der Nation zuwiderläuft und sie an seinen unglücklichen Ursprung erinnert. Aber die Verfassung ist nun einmal g e s c h r i e b e n.

¹⁹⁾ Im Chor und mit Orgelspiel, Psalm 150, 4. (Luther: Mit Lauten und Reigen, mit Saiten und Pfeifen.)

²⁰⁾ Die Vernunft kann nur sprechen, aber die Liebe singt; darum singen wir unser Glaubensbekenntnis. Denn der Glaube ist nur ein Fürwahrhalten aus Liebe; er hat seinen Sitz nicht nur im Verstande, sondern er durchdringt den Willen und wurzelt darin. Ein philosophischer Theologe sagte sehr wahr und fein: „Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Glauben und dem Erkennen, daß man glauben müsse.“ Aliud est credere, aliud judicare esse credendum. (Leon. Lesii Opuscula, Lugduni 1651, fol., S. 556, Sp. 2. De Praedestinatione.)

²¹⁾ Gibbon, Memoiren, I, Kap. 6 der französischen Übersetzung.

17.

Die Engländer hätten ohne Zweifel nie die Magna charta verlangt, wären die Volksfreiheiten nicht verletzt worden. Aber sie hätten sie auch nie verlangt, hätten diese Freiheiten nicht vorher bestanden. Was vom Staate gilt, gilt auch von der Kirche. Wäre das Christentum nie angegriffen worden, so hätte es seine Lehre nie schriftlich festgesetzt. Aber die Lehre wurde nur deshalb schriftlich festgesetzt, weil sie schon vorher in ihrer natürlichen Gestalt bestand, und die ist das Wort.

Die wahren Urheber des Konzils von Trient waren die beiden großen Neuerer des 16. Jahrhunderts²²⁾. Als ihre Anhänger sich etwas beruhigt hatten, schlugen sie uns später vor, dies Grundgesetz aufzuheben, weil es einige für sie verletzende Worte enthält, und sie haben uns damit zu fördern gesucht, daß sie um diesen Preis eine Wiedervereinigung in Aussicht stellten. Aber ein solcher Vorschlag ist weder theologisch noch philosophisch: er hätte uns zu Mitschuldigen, nicht zu Freunden gemacht. Sie selber hatten früher in die religiöse Sprache jene Ausdrücke eingeführt, die sie nun kränken. Wie wollen wünschen, daß sie heute lernen mögen, sie auszusprechen. Hätte die sophistische Opposition die Kirche nicht zum Schreiben gezwungen, der Glaube wäre engelrein geblieben. Nun trauert sie über Entscheidungen, die die Auflehnung ihr abgezwungen hat und die stets unglücklich waren, denn sie setzen stets Zweifel oder Angriffe voraus und konnten nur inmitten der gefährlichsten Erschütterungen entstehen. Der Kriegszustand schuf jene ehrwürdigen Schutzmauern rings um die Wahrheit. Sie beschirmen sie zwar, aber sie verbergen sie auch. Sie machen sie unangreifbar, aber zugleich unzugänglicher. Ach! Das war ihr Wunsch nicht, wo sie die ganze Menschheit in ihre Arme schließen möchte!

18.

Ich sprach bisher vom Christentum als Glaubenssystem. Jetzt will ich es als souveräne Macht betrachten, wie es sich in der größten christlichen Gemeinschaft darstellt. Diese Souveränität ist bekanntlich monarchisch und muß es sein, denn die Monarchie wird der Natur der Dinge nach in dem Maße um so notwendiger, je zahlreicher die Gemeinschaft wird. Man hat nicht vergessen, daß ein Wort aus unfremdem Munde trotzdem Beifall bei den Zeitgenossen fand: Frankreich sei mit mathematischer Notwendigkeit monarchisch. Schwerlich läßt sich eine unbestreitbarere Wahrheit treffender ausdrücken. Allein

²²⁾ Man kann das gleiche bemerken, wenn man bis auf Arius zurückgeht. Nie hat die Kirche aus eigenem Antrieb ihre Dogmen niedergeschrieben; sie ward stets dazu gezwungen.

wenn schon der Umfang Frankreichs den Gedanken an die Möglichkeit einer anderen Regierungsform ausschließt, wieviel mehr muß dann jene Macht monarchisch sein, die vermöge ihrer Zusammensetzung Angehörige in der ganzen Welt hat! Erfahrung und Theorie stimmen auch hier überein. Wer sollte bei dieser Voraussetzung nicht glauben, daß in einer solchen Monarchie die Rechte des Oberhauptes fester bestimmt und strenger umschrieben sein müssen, als irgendwo anders? Und doch ist das Gegentheil der Fall. Man lese die zahllosen Bände, die durch den Kampf mit den äußeren Feinden und selbst durch eine Art von inneren Kriegen entstanden sind, die ihre Vor- und Nachteile haben, und man wird finden, daß überall nur von Tatsachen die Rede ist. Das Merkwürdigste aber ist, daß der höchste Richter über die Frage, welche die Grundfrage der Verfassung zu sein scheint, eine fortwährende Erwörterung zuließ, ohne sie je durch ein förmliches Gesetz zu entscheiden, und zwar, wenn ich mich nicht täusche, gerade ihrer grundlegenden Bedeutung wegen²³⁾.

Einige Unberufene, die aus Schwäche dreist waren, haben sie im Jahre 1682 zuungunsten eines großen Mannes zu entscheiden versucht, und das war eine der hervorragendsten Unklugheiten, die je auf Erden begangen wurden. Das Dokument, das uns geblieben ist, ist zwar in jeder Hinsicht verdammenswert, aber besonders in einem bisher nicht beachteten Punkte, obwohl gerade es die einsichtige Kritik am meisten herausfordert. Die berühmte Erklärung von 1682 wagte es nämlich, schriftlich und ohne einen Anschein von Notwendigkeit (was den Fehler ganz unberzeihlich macht) eine Frage zu entscheiden, die für immer der praktischen Weisheit und dem Gewissen der Gesamtheit hätte vorbehalten bleiben sollen.

Dieser Standpunkt ist der einzige, der der Absicht dieses Werkes entspricht; er ist aber auch des Nachsinnens jedes rechtlichen Geistes und Herzens würdig.

19.

Solche Ansichten sind den Philosophen des Altertums im allgemeinen nicht fremd. Sie haben sehr wohl die Ohnmacht, ja, ich möchte sagen, die Nichtigkeit der Schrift bei großen Verfassungen erkannt. Keiner jedoch hat diese Wahrheit besser erkannt und ausgedrückt als Plato, den man stets als Pfadfinder der großen Wahrheiten betrifft. Nach ihm soll zunächst ein Mensch, der seine ganze

²³⁾ Ich weiß nicht, ob die Engländer bemerkt haben, daß der gelehrteste und eifrigste Verteidiger der Macht, von der hier die Rede ist, einem seiner Kapitel folgenden Titel gegeben hat: „Die gemischte Monarchie, die durch Aristokratie und Demokratie gemäsiget ist, hat mehr Wert als die reine Monarchie.“ (Bellarmin, De Summo Pontifice, III.) Nicht übel für einen Fanatiker!

Weisheit der Schrift verdankt, nie mehr als den äußeren Schein der Weisheit besitzen²⁴). „Das Wort“, fährt er fort, „verhält sich zur Schrift, wie der Mensch zu seinem Bildnis. Die Erzeugnisse der Malkunst stellen sich unsern Augen als lebend dar; befragt man sie aber, so hüllen sie sich in würdevolles Schweigen²⁵). Das gleiche gilt von der Schrift. Sie weiß nicht, was sie dem einen sagen soll und dem andern verschweigen. Wenn man sie angreift oder grundlos beleidigt, kann sie sich nicht wehren, denn ihr Vater ist nie da, um ihr beizustehen²⁶). Daher ist jeder, der sich einbildet, durch die Schrift allein eine klare und dauernde Lehre zu begründen, ein großer Tor²⁷). Hätte er die wahren Keime der Wahrheit wirklich kennen gelernt, so hütete er sich vor dem Wahne, sie mit ein paar Tropfen schwarzer Flüssigkeit und einem Federkiel²⁸) durch die Welt verbreiten zu können, sie gegen die Unbilden der Witterung zu schützen und ihnen die nötige Wirkung zu verleihen. Wer es unternimmt, Gesetze oder Staatsverfassungen zu schreiben²⁹), und sich einbildet, er habe ihnen durch die Niederschrift die nötige Klarheit und Dauerhaftigkeit gegeben, der hat sich entehrt, wer er auch sei, ob Privatmann oder Gesetzgeber³⁰), und ob man es ihm sage oder nicht³¹), denn er hat bewiesen, daß er nicht weiß, was Eingebung oder Wahnsinn, Recht und Unrecht, gut und böse ist. Diese Unwissenheit aber ist eine Schande, auch wenn der große Haufe ihm Beifall klatscht³²).“

20.

Nachdem wir die Weisheit der Heiden vernommen haben, wird es, glaube ich, nicht unnütz sein, auch die christliche Philosophie zu hören.

„Es wäre ohne Zweifel sehr zu wünschen gewesen,“ sagt der beredteste griechische Kirchenvater, „daß wir die Schreibkunst nie gebraucht hätten und daß die göttlichen Gebote nur durch die Gnade

²⁴) Δοξόσοφοι γερονότες ἀντὶ σοφῶν. Plato im Phaidros, Opp. T. X, Zweibrüddener Ausgabe, S. 381.

²⁵) Σεμνῶς πάνυ σιγᾶ, ebd. 382.

²⁶) Τοῦ πατρὸς δεῖται βοηθοῦ, ebd. 382.

²⁷) Πολλῆς ἀν εὐηθείας γέμει, ebd. 382. Wörtlich: „Er übergibt sich vor Dummheit.“ Jeder hüte sich in seinem Lande, daß diese Überfüllung mit schlechten Säften nicht zur Volkskrankheit wird!

²⁸) Ἐν ὕδατι μέλανι διὰ καλάμου, ebd. 384.

²⁹) Νόμους τιθεῖς, σύγγραμμα πολιτικόν γράφων, ebd. 386, 126.

³⁰) Ἴδία ἢ δημοσία, ebd.

³¹) Εἴτε τις φησὶν, εἴτε μὴ, ebd.

³²) Οὐκ ἐκφύγει τῇ ἀληθείᾳ μὴ οὐκ ἐπονείδισον εἶναι, οὐδὲ ἀν ὁ πᾶς ὄχλος αὐτὸν ἐπαινέσῃ, ebd. 386 f.

in unsere Herzen geschrieben wären, wie sie mit Tinte in unsern Büchern geschrieben stehen. Da wir jedoch diese Gnade durch unsere Sünde verwirkt haben, halten wir uns, weil es denn sein muß, an eine Planke des Schiffes, ohne jedoch die Vorzüge unseres früheren Standes zu vergessen. Gott hat den Erwählten des Alten Bundes nie etwas [durch Schrift] offenbart; stets sprach er unmittelbar zu ihnen, weil er die Reinheit ihres Herzens erkannte. Als aber die Juden in den Abgrund des Lasters gestürzt waren, wurden Bücher und Gesetze nötig. Das gleiche hat sich im Bereiche der neuen Offenbarung wiederholt, denn Christus hat seinen Aposteln keine einzige Schrift hinterlassen. Anstatt Bücher verhiess er ihnen den heiligen Geist. „Dieser wird euch eingeben, was ihr reden sollt“, sprach er zu ihnen²³⁾. Weil sich aber in der Folgezeit frebelnde Menschen gegen die Lehren und gegen die Sitte auflehnten, mußte man seine Zuflucht zu Büchern nehmen.“

21.

In diesen beiden Autoritäten ist alle Wahrheit vereinigt. Sie zeigen, um mit Plato zu reden, der nie ausfallend wird, die große Torheit jener Unglücklichen, die da wähnen, daß die Gesetzgeber nur Menschen²⁴⁾, die Gesetze nur Papier sind, und daß man Völkern Verfassungen mit Tinte geben kann. Sie zeigen vielmehr, daß die Schrift allemal ein Zeichen von Schwäche, von Unwissenheit oder Gefahr ist, daß, je vollkommener eine Einrichtung ist, um so weniger geschrieben wird, daß somit bei der Begründung derjenigen, die gewiß göttlichen Ursprungs ist, gar nichts geschrieben wurde, damit wir recht fühlen, daß jedes geschriebene Gesetz nur ein notwendiges Übel ist, das durch menschliche Schwachheit oder Bosheit hervorgerufen wurde, und daß eine Verfassung ganz nichtig ist, wenn sie nicht vorher eine ungeschriebene Weihe erhalten hat.

22.

Hier muß man besonders über den Grundirrtum eines Systems seufzen, das Europa so unselig entzweit hat. Seine Anhänger sagen: „Wir glauben an das Wort Gottes . . .“ Welcher Mißbrauch von Worten! Welch seltsamer, verderblicher Mißverstand von göttlichen Dingen! Wir allein glauben an das Wort, während unsere ver-

²³⁾ Chrysostomos, Hom. in Matth., I, 1.

²⁴⁾ Unter einer Fülle von herrlichen Zügen, die in den Psalmen Davids glänzen, setze ich nur folgenden hierher: Constitue, Domine, legislatorem super eos, ut sciant quoniam homines sunt. „Setze, Herr, einen Gesetzgeber über sie, auf daß sie erkennen, daß sie Menschen sind.“ Ein herrliches Wort!

ehrten Gegner darauf bestehen, nur an die Schrift zu glauben. Als ob Gott die Natur der Dinge, deren Schöpfer er ist, hätte ändern können oder wollen, und der Schrift das Leben und die Wirkung verleihen, die sie nicht besitzt! Ist die Heilige Schrift etwa keine Schrift? Ist sie nicht mit einer Feder und etwas schwarzer Flüssigkeit geschrieben? Weiß sie, was sie dem einen sagen soll und dem anderen verbergen³⁵⁾? Haben nicht Leibniz und seine Magd die gleichen Worte darin gefunden? Kann diese Schrift etwas anderes sein, als eine Abbildung des Wortes? Und wenn sie in dieser Hinsicht auch unendlich verehrungswürdig bleibt, muß sie nicht ein göttliches Schweigen³⁶⁾ bewahren, wenn man sie befragt? Greift man sie schließlich an oder beleidigt man sie, wie kann sie sich dann in Abwesenheit ihres Vaters verteidigen? — Der Wahrheit die Ehre! Wenn das ewig lebendige Wort die Schrift nicht belebt, so wird sie niemals Wort werden, d. h. L e b e n. Mögen denn andere das stumme Wort anrufen, soviel sie wollen, wir lächeln still über diesen Gößen und erwarten mit zärtlicher Ungeduld den Augenblick, wo seine Anbeter ihren Irrtum einsehen und in unsere Arme zurückfinden, die wir ihnen seit dreihundert Jahren öffnen.

23.

Jeder redlich Denkende wird hierüber zur vollen Klarheit gelangen, sofern er nur etwas über eine Wahrheit nachsinnt, die durch ihre Wichtigkeit ebenso einleuchtet, wie durch ihre Allgemeingültigkeit. Nichts Großes hat einen großen Anfang. In der Geschichte aller Zeiten findet man keine Ausnahme von diesem Gesetz. Crescit occulto velut arbor aevo: das ist der ewige Wahlspruch aller großen Einrichtungen, und daher wird bei allen unechten Einrichtungen soviel geschrieben, denn man fühlt ihre Schwäche und sucht sie zu schützen. Aus der obigen Wahrheit folgt aber unwiderleglich, daß keine große, wirkliche Einrichtung auf ein geschriebenes Gesetz begründet werden kann, denn die Menschen, die nacheinander die Werkzeuge dieser Einrichtung sind, wissen nicht, was aus ihr werden soll, und das unmerkliche Wachstum ist das sichere Kennzeichen der Dauer bei jeder denkbaren Ordnung der Dinge.

Ein merkwürdiges Beispiel hierfür bietet die Macht der Päpste, die ich hier ohne alle dogmatische Beziehung betrachten will. Eine Fülle geistvoller Schriftsteller hat seit dem 16. Jahrhundert ihre Gelehrsamkeit verschwendet, um, bis zur Wiege des Christentums

³⁵⁾ Siehe oben S. 142. Anm. 28.

³⁶⁾ Σεμνῶς πάλυ σιγῆ, ebd. Anm. 25.

zurückgehend, den Nachweis zu führen, daß die römischen Bischöfe in den ersten Jahrhunderten nicht das waren, was sie später geworden sind. Man nahm also als ausgemacht an, daß alles, was sich nicht in der ältesten Zeit fand, Mißbrauch sei. Allein ohne jede Streitsucht und ohne jemanden beleidigen zu wollen, wage ich zu sagen: sie zeigen damit ebensoviel Philosophie und wahre Einsicht, als ob sie bei einem Wickelkind die Größe eines erwachsenen Menschen suchten. Die Macht, von der wir hier reden, ist wie jede andere entstanden und gewachsen. Es ist kläglich, wenn man hervorragende Geister sich mit der Beweisführung abquälen sieht, daß die Menschheit ein Mißbrauch der Kindheit sei, wo doch jede beliebige Einrichtung, die bei ihrer Geburt gleich völlig entwickelt wäre, der Gipfel des Widersinns, ja ein vollkommener logischer Widerspruch wäre! Wenn die aufgeklärten und hochsinnigen Feinde jener Macht (und deren gibt es gewiß viele) die Frage unter diesem Gesichtspunkt betrachten, worum ich sie herzlich bitte, so zweifle ich nicht, daß alle ihre Einwürfe, die auf dem Urchristentum fußen, wie ein leichter Nebel vor ihren Blicken verschwinden werden.

Mit den wirklichen Mißbräuchen habe ich mich hier nicht zu befassen. Nur so viel will ich sagen, da der Gegenstand mir unter die Feder kommt, daß die Deklamationen des letzten Jahrhunderts über diesen Gegenstand stark herabgestimmt werden müssen. Es wird eine Zeit kommen, wo die verschriensten Päpste, wie Gregor VII., in allen Ländern als Freunde, Beschützer der Menschheit und als wahre Begründer Europas dastehen werden. Niemand wird daran zweifeln, sobald erst die französischen Gelehrten zu Christen und die englischen zu Katholiken geworden sind, wohin es ja wohl einmal kommen dürfte.

24.

Allein mit welchem noch so durchdringenden Wort könnte man sich heute Gehör verschaffen? In einem Jahrhundert, daß sich auf die Schrift soviel zugute hält und mit dem Worte so entzweit ist, daß es wähnt, die Menschen könnten Verfassungen, Sprachen, ja selbst Dynastien machen, in einem Jahrhundert, für das alle Wirklichkeiten Lügen sind und alle Lügen Wirklichkeiten, das nicht einmal das sieht, was unter seinen Augen geschieht, das sich mit Büchern überfättigt und zweideutige Belehrung bei Thutydides und Livius sucht, aber seine Augen der Wahrheit verschließt, die aus allen Tagesblättern hervorleuchtet?

Wenn die Wünsche eines einfachen Sterblichen einen jener denkwürdigen Ratschläge der Vorsehung erwirken könnten, welche

die großen Geschichtsepochen herbeiführen, so bäte ich Gott, einem mächtigen Volke, von dem er schwer beleidigt wäre, den hochmütigen Gedanken einzugeben, sich selbst von Grund aus politisch zu gestalten. Und wenn mir Unwürdigem die alte Gottvertrautheit eines Patriarchen vergönnt wäre, so spräche ich: „Gewähre ihm alles!“ Gib ihm Verstand, Wissen, Reichtum, Mut, vor allem schrankenloses Selbstvertrauen und jenen zugleich schmiegsamen und unternehmenden Geist, der vor nichts zurückschreckt und den nichts einschüchtert. Vernichte seine alte Regierungsform; nimm ihm die Erinnerung daran, ertöte seine Zuneigungen und verbreite Schrecken um dies Volk, blende oder erstarre seine Feinde, gebiete dem Siege, an allen seinen Grenzen zu warten, damit kein Nachbar sich in seine Angelegenheiten einmischen noch seine Unternehmungen stören kann. Laß dies Volk berühmt durch Wissenschaft, reich an Philosophie und berauscht von menschlicher Macht sein, frei von jedem Vorurteil, jeder Fessel, jedem höheren Einfluß. Schenke ihm alles, was es sich wünscht, damit es dereinst nicht sagen kann: ‚Das hat mir gefehlt‘ oder ‚Jenes hat mich gehindert.‘ Laß es frei schalten mit der ganzen Fülle seiner Mittel, damit es unter deiner unerbittlichen Obhut zum ewigen Beispiel für die Menschheit werde.“

25.

Man kann gewiß nicht auf ein solches Zusammentreffen von Umständen, solch ein buchstäbliches Wunder hoffen, aber ähnliche Ereignisse, wenn auch weniger auffallend, zeigen sich hier und da in der Geschichte, selbst in der Geschichte der Gegenwart, und wenn sie auch nicht den Idealzustand erreichen, den ich des Beispiels wegen herbeiwünschte, so geben sie doch auch eine große Lehre.

Vor nicht 25 Jahren waren wir Zeugen gewaltiger Anstrengungen, um einer großen, tödlich erkrankten Nation wieder aufzuhelfen. Es war der erste Versuch des großen Werkes und sozusagen die Vorrede des grauenhaften Buches, das man uns seitdem zum Lesen gegeben hat. Alle Vorkehrungen waren getroffen. Die Weisen des Landes glaubten sogar, die moderne Gottheit in ihrem fernen Heiligtum befragen zu müssen. Man schrieb nach Delphi, und zwei berühmte Priester gaben eine feierliche Antwort³⁷⁾. Die Orakel, die sie bei dieser Gelegenheit erteilten, waren nicht, wie ehemals, leichte Blätter und ein Spiel des Windes. Es waren ganze Bücher.

... Quidquid haec Sapiaenta possit,
Tunc patuit³⁸⁾.

³⁷⁾ Rousseau und Mably.

³⁸⁾ Was diese Weisheit vermag, nun war es offenbar.

Indes muß man gerechterweise zugeben: unter dem, was diese Nation aus ihrem eigenen gesunden Sinne hinzutat, waren Dinge, die noch heute Bewunderung verdienen. Alle Vorzüge vereinigten sich zweifellos in dem weisen, erhabenen Oberhaupte, dem die Zügel der Regierung zufielen. Diejenigen, denen an der Erhaltung der alten Geseze am meisten liegen mußte, brachten der Allgemeinheit freiwillig ein erhabenes Opfer: zur Stärkung der höchsten Gewalt gaben sie sich zu einer Veränderung des Herrschernamens her. Aber ach! alle menschliche Weisheit war umsonst, und alles ging zugrunde.

26.

Man wird vielleicht einwenden: „Wir kennen die Ursachen, aus denen das Unternehmen scheiterte.“ Wie? Verlangt ihr, daß Gott Engel in Menschengestalt herabsende, um eine Verfassung zu vernichten? Die äußeren Ursachen spielen doch stets mit, bald diese oder jene, was tut das? In den Händen des großen Meisters sind alle Werkzeuge recht, aber die menschliche Verblendung ist so groß, daß, wenn morgen ein paar Verfassungsfabrikanten wieder darangehen, ein Volk zu organisieren und ihm mit etwas schwarzer Flüssigkeit eine Verfassung zu geben, die Menge wieder an das verheißene Wunder glauben würde. Man wird von neuem sagen: „An dieser Verfassung fehlt nichts, für alles ist gesorgt, alles ist geschrieben“ — während doch gerade der Umstand, daß für alles gesorgt, alles erörtert und geschrieben ist, die Nichtigkeit der Verfassung beweise und dartäte, daß sie nur eine vorübergehende Erscheinung ist.

27.

Ich entfinne mich, irgendwo gelesen zu haben, es gäbe wenige Dynastien, die die Rechtmäßigkeit ihres Ursprunges nachzuweisen vermögen. Auch wenn diese Behauptung zuträfe, fielen doch auf die Nachfolger eines Herrschers, dessen Rechtstitel nicht ganz einwandfrei wäre, keinerlei Makel. Die Wolke, die die Entstehung seiner Macht mehr oder minder verhüllte, wäre eine notwendige Folge der Unvollkommenheit der sittlichen Welt. Wäre es anders, so ergäbe sich, daß ein Herrscher nur kraft eines Beschlusses des ganzen Volkes, d. h. von Volkes Gnaden, gesetzmäßig regieren könnte. Das aber wird niemals der Fall sein, denn wie der Verfasser der „Betrachtungen über Frankreich“ sehr richtig sagt, empfängt das Volk seinen Herrscher stets, aber es wählt ihn nie. Stets muß der Ursprung der Souveränität außer dem Bereiche der menschlichen Macht liegen, so daß selbst die Menschen, die einen unmittelbaren Einfluß darauf zu haben scheinen, nur Werkzeuge sind. Betreffs der

Rechtmäßigkeit, deren Ursprung zweifelhaft scheinen könnte, spricht sich Gott durch seinen Minister der weltlichen Angelegenheiten, d. h. durch die Zeit, aus. Allerdings bietet auch die Gegenwart jedem, der sie zu überschauen vermag, gewisse fast untrügliche Anzeichen, aber die Einzelheiten darüber müssen einem anderen Werke vorbehalten werden.

28.

Alles führt uns also zu der allgemeinen Regel zurück: Der Mensch kann keine Verfassung machen, und keine legitime Verfassung kann geschrieben werden. Nie ist die Sammlung von Grundgesetzen zur Begründung einer bürgerlichen oder religiösen Gemeinschaft a priori niedergeschrieben worden, noch wird dies je geschehen. Nur wenn die Gesellschaft schon begründet ist, ohne das sich sagen ließe, wie, wird es möglich, gewisse Verfassungsartikel schriftlich darzulegen oder zu erläutern. Aber diese Erläuterungen sind fast stets die Folge oder Ursache sehr großer Übel, und sie kosten den Völkern allemal mehr, als sie wert sind.

29.

Von dieser allgemeinen Regel, daß keine Verfassung geschrieben noch a priori gemacht werden kann, gibt es nur eine einzige Ausnahme: die Gesetzgebung des Moses. Sie allein wurde gleichsam aus einem Stücke gegossen, wie ein Standbild, und von einem Wundermanne, der das Fiat! aussprach, bis ins kleinste niedergeschrieben, ohne daß sein Werk je einer Verbesserung, Ergänzung oder Veränderung bedurft hätte, weder von seiner noch von fremder Hand. Sie allein vermochte der Zeit zu trotzen, denn sie verdankte ihr nichts und hatte nichts von ihr zu erwarten; sie allein hat fünfzehn Jahrhunderte überlebt. Und selbst, nachdem achtzehn neue Jahrhunderte über sie hinweggegangen sind seit dem großen Fluche, der sie zur vorbestimmten Stunde traf, sehen wir sie gleichsam ein zweites Leben fortführen und noch heute durch ein geheimnisvolles Band, für das es keinen menschlichen Namen gibt, die Geschlechter eines zerstreuten und doch nicht getrennten Volkes zusammenhalten, so daß sie nach der Art und mit der Gewalt der Schwerkraft aus der Entfernung wirkt und aus einer Menge von Teilen, die sich nicht berühren, ein Ganzes macht. Ueberdies ist es augenscheinlich und für jedes erleuchtete Denken klar, daß sie über die Grenzen der menschlichen Macht hinausragt. Und diese großartige Ausnahme von einem allgemeinen Gesetz, das nur einmal und nur von seinem eigenen Schöpfer durchbrochen wurde, beweist allein schon die göttliche Sendung des großen jüdischen Gesetzgebers, weit besser als das

ganze Buch jenes englischen Geistlichen³⁹⁾, der mit schärfstem Verstand und tiefgründiger Gelehrsamkeit eine große Wahrheit leider nur auf die traurigsten Scheingründe gestützt hat.

30.

Da nun jede Verfassung göttlichen Ursprungs ist, so folgt, daß der Mensch in diesen Dingen nichts vollbringen kann, wenn er sich nicht auf Gott stützt, dessen Werkzeug er dann wird⁴⁰⁾. Diese Wahrheit wird durch das ganze Menschengeschlecht unaufhörlich auf das glänzendste bestätigt. Befragen wir die Geschichte, d. h. die politische Erfahrung, so finden wir die Wiege der Völker stets von Priestern umgeben. Stets wird die Gottheit von der menschlichen Schwäche zu Hilfe gerufen⁴¹⁾. Auch die Mythen, die dem geübten Auge mehr Wahrheit zeigen als die alte Geschichte, bekräftigen unsere Behauptung. Stets werden die Städte auf Grund von Orakelsprüchen gegründet. Orakel verkünden dem Heroz, der sie gründet, göttlichen Schutz und Erfolg. Die Könige besonders, die Häupter entstehender Reiche, werden vom Himmel stets auf besondere Weise berufen, ja bezeichnet⁴²⁾. Wie viele leichtfertige Menschen haben über das heilige Salbgefäß zu Reims gespottet, ohne zu

³⁹⁾ Warburton, Bischof von Glocester, in seinem Werke „Über die göttliche Sendung des Moses“ (1736). — D. Übers.

⁴⁰⁾ Man kann diese Behauptung sogar verallgemeinern und ohne Ausnahme sagen: Keine Einrichtung, welcher Art sie sei, kann bestehen, wenn sie nicht auf den Glauben begründet ist.

⁴¹⁾ An einer wunderbaren, ganz mosaïschen Stelle spricht Plato von einer Urzeit, wo Gott die Einrichtung und Regierung der Staaten nicht den Menschen, sondern höheren Geistern anvertraut hat. Dann spricht er von der Schwierigkeit, bleibende Verfassungen zu schaffen, und fügt hinzu: Wahr ist es, daß ein Staat, bei dessen Einrichtung nicht die Gottheit, sondern nur menschliche Kunst gewaltet hat, die größten Übel nicht vermeiden kann. Man muß daher auf alle denkbare Weise versuchen, die ursprüngliche Verfassung nachzuahmen, und indem man sich an das Unsterbliche im Menschen hält, Haus wie Staat dadurch begründen, daß man den Willen der höchsten Vernunft zum Gesetz erhebt. Wird der Staat (einerlei, welches seine Form ist) auf das Laster begründet und von Leuten beherrscht, welche die Gerechtigkeit mit Füßen treten, so ist kein Heil für ihn zu erhoffen. (De Leg., Tom. VIII, Zweibrückener Ausgabe, S. 180 f.)

⁴²⁾ In den Religionsstreitigkeiten hat man vielfach Gebrauch von der berühmten Regel des Richard von Saint-Victor gemacht: quod semper, quod ubique, quod ab omnibus. Aber diese Regel ist allgemein und läßt sich nach meiner Meinung folgendermaßen deuten: Jeder dauernd allgemeinerbreitete Glaube ist wahr. Wenn man von einem beliebigen Glauben die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Völker absondert, so bleibt etwas Allgemeinmenschliches übrig, und dies ist eine Wahrheit.

bedenken, daß es eine Hieroglyphe ist und daß es nur darauf ankommt, sie zu lesen⁴³⁾!

31.

Die Salbung der Könige entspringt aus der gleichen Wurzel. Niemals hat es eine bedeutungsvollere und ehrwürdigere Zeremonie oder, besser gesagt, ein Glaubensbekenntnis gegeben als dieses. Stets hat der Finger des Priesters die Stirn der werdenden Dynastie berührt. Die zahlreichen Schriftsteller, die in diesen erhabenen Bräuchen weiter nichts sehen als ehrgeizige Absichten, oder gar eine Übereinkunft zwischen Aberglauben und Tyrannei, sprechen gegen die Wahrheit, ja fast gegen ihre Überzeugung. Dieser Gegenstand verdiente wohl eine eingehende Prüfung. Bisweilen haben die Könige die Weihe gesucht, bisweilen ist sie ihnen entgegengekommen. Andere haben die Salbung als ein Zeichen der Abhängigkeit verworfen. Wir kennen Tatsachen genug, um ein richtiges Urteil zu fällen, aber man müßte die Menschen, die Zeiten, die Völker und Kulte sorgfältig unterscheiden. Hier genügt die Hervorhebung des allgemeinen, ewigen Glaubens, der die göttliche Macht bei der Gründung der Reiche fordert.

32.

Die berühmtesten Völker des Altertums, die ernstesten und weisesten zumal, wie die Ägypter, die Etrusker, die Spartaner und Römer, besaßen auch die religiösesten Verfassungen, und die Dauer der Reiche stand stets im Verhältnis zu dem Grade des Einflusses, den religiöse Grundsätze auf die Staatsverfassung hatten. „Die Städte und Völker, die dem Gottesdienst am meisten ergeben waren, sind stets die dauerhaftesten und weisesten gewesen, so wie die religiösen Zeitalter auch die geistig hervorragendsten waren⁴⁴⁾.“

33.

Die Völker haben immer nur durch den Glauben Befittung erlangt. Kein anderes bekanntes Mittel wirkt auf den Wilden. Wir brauchen nicht bis ins Altertum zurückzugehen, das in dieser Hinsicht sehr entscheidend ist; wir finden einen sicheren Beweis in Amerika. Seit dreihundert Jahren sind wir dort mit unseren Gesetzen, unseren

⁴³⁾ Jede Religion bringt nach der Natur der Dinge eine Mythologie hervor, die ihr entspricht. Daher ist die der christlichen Religion stets feuch, stets nutzbar und oft erhaben, ohne daß es — und dies ist ein besonderer Vorzug — je möglich wäre, sie mit der Religion selbst zu vermengen. Somit kann keine christliche Mythe schaden, verdient aber oft die volle Beachtung des Beobachters.

⁴⁴⁾ Xenophon, Memor., Sokr. I, 4, 16.

Künsten, unseren Wissenschaften und unserer Zivilisation, unserem Handel und unserem Luxus: was haben wir über den Zustand der Wilden vermocht? Nichts. Wir rothen diese Unglücklichen mit den Waffen und mit Branntwein aus, wir drängen sie allmählich in das Innere ihrer Steppen zurück, bis sie schließlich als Opfer unserer Laster wie unserer grausamen Überlegenheit gänzlich verschwinden.

34.

Welchem Philosophen ist es je eingefallen, die Heimat mit ihren Freuden zu verlassen und in den Wäldern Amerikas den Wilden nachzujagen, um sie den Lastern der Barbarei zu entreißen und ihnen Sitten beizubringen⁴⁵⁾? Unsere Philosophen haben etwas Besseres getan; sie haben schöne Bücher geschrieben, um zu beweisen, daß der Wilde ein *Naturmensch* sei und daß wir nichts Schöneres wünschen könnten, als ihm gleich zu werden. Condorcet hat gesagt, die Missionare hätten nichts als schändlichen Aberglauben nach Asien und Amerika gebracht⁴⁶⁾. Rousseau sagt mit einem noch gesteigerten und wahrhaft unsäglichem Wahnsinn, die Missionare schienen ihm nicht gescheiter als die Eroberer⁴⁷⁾. Ja, ihr größter Vertreter hatte die Stirn (doch was hatte er zu verlieren?), den rohsten Spott über die friedlichen Eroberer auszuschütten, die das Altertum vergöttert hätte⁴⁸⁾.

35.

Trotzdem haben die Missionare das alle menschlichen Kräfte, ja den menschlichen Willen übersteigende Wunder gewirkt. Sie allein haben das weite Amerika von einem Ende zum anderen durchzogen, um Menschen zu schaffen. Sie allein haben vollbracht, woran die Staatskunst nicht einmal zu denken wagte. Aber nichts von alledem kommt der Mission von Paraguay gleich. Hier hat man die

⁴⁵⁾ Condorcet hat uns freilich versprochen, daß die Philosophen sich unverzüglich der Zivilisation und des Glückes der barbarischen Völker annehmen würden. (Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain, S. 335.) Wir warten, daß sie den Anfang machen.

⁴⁶⁾ Ebd., S. 335.

⁴⁷⁾ Brief an den Erzbischof von Paris.

⁴⁸⁾ „Ach, meine Lieben, warum seid ihr nicht daheim geblieben? Ihr hättet dort zwar nicht mehr Teufel, aber ebensoviele Narrheiten gefunden.“ (Essai sur les mœurs et l'esprit, Einleitg., De la Magie.) Gibt es mehr Unvernunft und Unanständigkeit, ja Geschmacklosigkeit als in diesen Worten? Schwerlich. Und doch sind wenige Abschnitte dieses Buches frei von dergleichen Zügen, und unsere modernen Schwärmer haben sich nicht geschaut, diesen prunkenden Flitterkram „ein Denkmal des Menschengesistes“ zu nennen. Gewiß — ebenso wie die Kapelle von Versailles und die Bilder vonoucher.

Autorität und die ausschließliche Macht der Religion über die menschliche Zivilisation am deutlichsten gesehen. Man hat dies Wunder gerühmt, aber nicht genug. Der Geist des 18. Jahrhunderts und ein anderer Geist, sein Mitschuldiger, haben die Stimme der Gerechtigkeit, ja selbst die Bewunderung zum Teil zu ersticken vermocht. Vielleicht kommt noch ein Tag (denn es ist zu hoffen, daß dies große, edle Werk wieder aufgenommen wird), wo dem Vater jener Missionen in einer reichen Stadt, die auf einer alten Savanne gegründet wird, ein Denkmal errichtet wird. Auf dem Sockel kann man dann lesen:

Dem Osiris der Christen,
dessen Jünger das Land durchzogen,
um die Menschen aus Elend, Noth und Tierheit emporzuheben,
die ihnen den Ackerbau lehrten,
ihnen Gesetze gaben,
die Erkenntnis und den Dienst Gottes verbreiteten,
nicht mit Waffengewalt,
deren sie nie bedurften,
sondern durch sanfte Überredung,
durch sittliche Gesänge und die Macht frommer Lieder,
also, daß man sie für Engel hielt⁴⁰).

⁴⁰) Als Osiris in Aegypten herrschte, entriß er die Aegypter sofort ihrem dürftigen, elenden, wilden Leben, lehrte sie säen und pflanzen, gab ihnen Gesetze und leitete sie zum Dienst und zur Verehrung der Götter an. Danach durchzog er alle Welt und bezähmte die Menschen, nicht mit Waffengewalt, sondern er zog die Mehrzahl der Völker an sich und gewann sie durch sanfte Überredung und Lehren, die er in Gesänge und allerlei Musik kleidete (πειθοί και λόγῳ μετ' ἄλης πάσης και μουσικῆς), so daß die Griechen vermeinten, er sei kein anderer als Bacchus gewesen. (Plutarch, Isis und Osiris, überf. v. Amhot, hrsg. v. Boscajan, Bd. III, S. 287. In der Ausg. v. Henr. Steph., Bd. I, S. 634.)

Neuerdings hat man auf einer Insel des Flusses Menobscott eine wilde Völkerschaft entdeckt, die in indianischer Sprache noch eine Menge frommer, lehrreicher Gesänge nach der Kirchenmusik sang, und zwar mit einer Genauigkeit, die man kaum bei den besten Chören fände. Eins der schönsten Kirchenlieder von Boston stammt von diesen Indianern, die sie vor über 40 Jahren von ihren Lehrern gelernt hatten, ohne daß diese Unglücklichen seither den geringsten Unterricht genossen hätten. (Mercur de France vom 5. Juli 1806, Nr. 259, S. 29 ff.)

Der Vater Salvaterra (welch schöner Name für einen Missionar!), der mit Recht der Apostel Kaliforniens heißt, landete bei den unzugänglichsten Wilden, von denen man nie gehört hatte, ohne andere Waffen als seine Laute, die er meisterhaft spielte. Er begann zu singen: „In voi eredo, o Dio mio!“ usw. Männer und Weiber umringten ihn und hörten ihm schweigend zu. Muratori sagt von diesem Wundermann: Pare favola quella dell' Orfeo; ma chi sa che non sia succeduto in simil caso? (Das ist wie die Fabel von Orpheus, aber warum sollte sich dergleichen nicht wirklich ereignet haben?) Die Missionare allein haben die Wahrheit dieser Fabel begriffen und bewiesen. Man sieht

36.

Bedenkt man nun, daß dieser Gesetzgeberorden⁵⁰⁾, der in Paraguay lediglich durch die Macht seiner Tugenden und Talente herrschte, ohne je von der demütigsten Unterwürfigkeit gegen die gesetzmäßige Obrigkeit abzugehen, auch wo sie sich ganz auf dem Irrweg befand; bedenkt man ferner, daß dieser Orden zugleich in unseren Gefängnissen, Hospitälern und Krankenhäusern allem Scheulichsten und Abstoßendsten Trost bot, was Krankheit und Verzweiflung an sich haben; daß dieselben Männer, die beim ersten Rufe bereit waren, sich an der Seite des Elends auf Stroh zu betten, sich in den vornehmsten Kreisen wie in ihrem natürlichen Element bewegten, daß sie die Schafotte bestiegen, um den Opfern der irdischen Gerechtigkeit die letzten Trostesworte zu sagen, und daß sie von diesen Stätten des Schreckens unmittelbar die Kanzeln bestiegen, um vor den Königen zu predigen⁵¹⁾, daß sie in China den Pinsel führten und in unseren Sternwarten die Fernrohre richteten, daß sie mitten unter Wilden die Lyra des Orpheus ertönen ließen und daß sie das ganze Zeitalter Ludwigs XIV. erzogen hatten; bedenkt man endlich, daß ein verabscheuungswürdiges Komplott verderbter Minister, rasender Obergkeiten und unwürdiger Sektierer diese wunderbare Einrichtung in unseren Tagen zerstören und sich dessen berühmen konnte, so glaubt man einen Berrückten zu sehen, der seine Uhr mit dem Fuße zertritt und dabei sagt: „Nun sollst du mir nicht mehr ticken!“ Doch was sage ich: ein Berrückter ist nicht verantwortlich.

37.

Ich glaubte auf die Entstehung der Staaten wegen ihrer großen Bedeutung besonders eingehen zu sollen. Aber auch alle anderen menschlichen Einrichtungen unterliegen der gleichen Regel, und alle sind nichtig und verderblich, wenn sie nicht auf der allgemeinen Grundlage alles Daseins beruhen. Dies Prinzip ist unstößlich; was soll man daher von einem Geschlecht denken, das alles, selbst

jogar, daß sie die Art von Musik entdeckt haben, die ihren großen Schöpfungen angemessen war. „Sendet uns“, schrieben sie an ihre Freunde in Europa, „sendet uns die Lieder der großen italienischen Meister, per essere armoniosissimi, senza tanti imbrogli di violini obbligati (weil sie von höchstem Wohlklang sind, ohne große Störung durch die Violinenbegleitung). Muratori, Cristianesimo felice, ecc. Venezia 1752, 8^o, Kap. 12, S. 284.

⁵⁰⁾ Die Jesuiten. — D. Ueberf.

⁵¹⁾ Loquebar de testimoniis tuis in conspectu regum, et non confundear. Psalm 119, 46. (Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht.) Diese Inschrift steht unter dem Bild des Jesuiten Bourdaloue. Mehrere seiner Brüder haben sie verdient.

die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, in die Luft gebaut hat, indem es die Religion aus der Schule verbannte! Es ist unmöglich, einen größeren Mißgriff zu tun, denn jedes Erziehungssystem, das nicht auf Religion beruht, wird im Handumdrehen zusammenbrechen, oder es muß den Staat vergiften. Denn die Religion ist, wie Baco vortrefflich sagt, der Balsam, der die Wissenschaft vor dem Verderben bewahrt.

38.

Es ist oft gefragt worden, wozu man auf allen Universitäten theologische Fakultäten habe. Die Antwort ist leicht: Damit die Universitäten bestehen bleiben und die Lehre nicht verdirbt. Ursprünglich waren die Universitäten nur Theologenschulen, an die sich die übrigen Fakultäten wie Untertanen an ihre Königin angeschlossen. Das auf solcher Grundlage errichtete Gebäude des öffentlichen Unterrichts hat bis auf unsere Tage gedauert. Wo es niedergerissen wurde, wird man es lange vergeblich bereuen. Um eine Stadt in Brand zu stecken, bedarf es nur eines Kindes oder eines Verrückten; zu ihrem Wiederaufbau jedoch der Baumeister, der Baustoffe und Werkleute, des Geldes und vor allem der Zeit.

39.

Die, welche sich begnügt haben, die alten Einrichtungen unter Beibehaltung der äußeren Formen zu verderben, haben der Menschheit vielleicht ebenso geschadet. Der Einfluß der heutigen Universitäten auf die Sitten und den Volksgeist eines beträchtlichen Theiles von Europa ist bereits allgemein anerkannt⁵²). Die englischen Hochschulen haben sich in dieser Hinsicht einen besseren Ruf bewahrt;

⁵²) Ich erlaube mir nicht, meine eigenen Bemerkungen bekanntzugeben, wie wertvoll sie auch sein mögen, aber ich glaube, daß ein jeder das Recht hat, etwas bereits Gedrucktes zu wiederholen und einen Deutschen über Deutschland sprechen zu lassen. Ein Mann, den niemand beschuldigen wird, an altmodischen Ansichten zu hängen, drückt sich über die Hochschulen seines Landes wie folgt aus:

„Dem allen ungeachtet bleibt es wahr, daß unsere deutschen Universitäten, selbst die besten nicht ausgenommen, in Ansehung der Sitten noch immer großer Verbesserung bedürfen . . . daß die Universitäten, selbst die besten nicht ausgenommen, ein Schlund sind, welcher die Unschuld, die Gesundheit und das ganze künftige Wohlergehen vieler Jünglinge unwiderbringlich verschlingt, und alljährlich eine Anzahl an Leib und Seele verwahrloster junger Männer auswirft, welche der menschlichen Gesellschaft mehr zur Last als zum Nutzen gereichen . . . Für solche mögen diese Blätter ein Warnungszeichen mit der Inschrift sein: „Jüngling, hier ging manches Menschen Unschuld und mit ihr manches Menschen Glückseligkeit zugrunde!“ (Campe, Sammlung von Reisebeschreibungen für die Jugend, II. Teil, S. 102 f.)

vielleicht weil die Engländer es besser verstehen, zur rechten Zeit zu schweigen oder zu loben, vielleicht auch, weil der öffentliche Geist, der bei ihnen außerordentliche Macht hat, jene ehrwürdigen Hochschulen mehr als anderwärts vor dem allgemeinen Fluche zu schützen vermochte. Dennoch müssen auch sie unterliegen. Der bösen Zunge Gibbons verdanken wir sonderbare Enthüllungen über diesen Punkt⁵³⁾.

Kurz und gut, und um bei den allgemeinen Gesichtspunkten zu bleiben: wenn wir nicht zu den alten Grundsätzen zurückkehren, wenn die Jugendziehung nicht wieder in die Hand der Priester gelegt wird und die Wissenschaften nicht überall der Religion untergeordnet werden, sind die Übel, die uns erwarten, unberechenbar: wir verwildern durch die Wissenschaften, und das ist der höchste Grad der Verwilderung.

40.

Der Mensch kann nicht nur keine neuen Einrichtungen schaffen, sondern seine Macht scheint ohne göttlichen Beistand nicht einmal hinzureichen, um die bestehenden zu verbessern. Wenn etwas für den Menschen sonnenklar ist, so ist es das Vorhandensein zweier entgegengesetzter und sich unaufhörlich bekämpfender Mächte im Weltall. Es gibt nicht Gutes, das nicht durch das Böse besudelt und verfälscht würde; es gibt aber auch nichts Böses, das vom Guten nicht bedrängt und angegriffen würde, indem das Gute alles Bestehende unaufhörlich zur Vervollkommnung antreibt⁵⁴⁾. Diese

⁵³⁾ S. seine Memoiren, wo er nach sehr wertvollen Mittheilungen über die englischen Hochschulen über die Universität Oxford folgendes äußert: „Ich gebe ihr ebenso gern die Freiheit, sich von mir als von ihrem Sohne loszusagen, wie ich mich von ihr als von meiner Mutter lossage.“ Ich zweifle nicht, daß diese zärtliche Mutter, die für eine derartige Erklärung empfänglich sein mußte, ihm ein prächtiges Grabmal hat setzen lassen: *Lubens merito*. — Der Ritter William Jones verfällt in seinen Briefen an Herrn Anquetil in das andere Extrem, aber diese Ubertreibung macht ihm Ehre.

⁵⁴⁾ Ein Grieche hätte gesagt: *Προς ἐναντιώσωσιν*. Man könnte auch sagen: zur *restitutio in integrum*, ein Ausdruck, den die Philosophie sehr wohl von der Rechtswissenschaft entlehnen könnte und der in dieser neuen Bedeutung wunderbar zutreffend wäre. Was den Gegensatz und das Auf und Ab jener beiden Mächte betrifft, so braucht man nur die Augen zu öffnen. „Das Gute ist dem Bösen entgegen, und das Leben dem Tode. . . Betrachtet die Werke des Höchsten, und ihr werdet sie alle zwiefach und einander entgegengesetzt finden.“ Jesus Sirach 33, 15.

Hieraus entsteht, nebenbei gesagt, das Gesetz der idealen Schönheit. Da nichts in der Natur so ist, wie es sein sollte, so hat der wahre Künstler, der von sich sagen kann: *Est Deus in nobis*, die geheime Kraft, die am wenigsten entstellten Züge herauszufinden und zu einem Ganzen zusammenzustellen, das nur in seiner Vorstellung lebt.

beiden Mächte sind überall wirksam. Man sieht sie sowohl beim Wachstum der Pflanzen, wie bei der Fortpflanzung der Tiere, bei der Bildung der Sprachen und der Staaten (die voneinander untrennbar sind) usw. Die menschliche Kraft reicht vielleicht nur dazu hin, das Böse zu bekämpfen oder auszurotten, das Gute von den Fesseln des Bösen zu befreien und ihm die Kraft zu ungehindertem Wachstum wiederzugeben. Der berühmte Zanotti hat gesagt: „Es ist schwer, die Dinge zum Bessern zu wenden⁵⁵⁾.“ Dieser Gedanke verbirgt unter scheinbar größter Einfalt den tiefsten Sinn. Er stimmt ganz mit einem Gedanken des Origenes überein, der allein ein gutes Buch aufwiegt: „Nichts in der Welt kann ohne Zutun Gottes (indivinement) verbessert werden⁵⁶⁾.“ Ein jeder fühlt diese Wahrheit, wenn er sich auch keine Rechenschaft darüber zu geben vermag. Daher die unwillkürliche Abneigung aller Gutgefinnten gegen Neuerungen. Das Wort *R e f o r m* wird dem Verständigen schon an sich und ohne jede Prüfung stets verdächtig sein, und die Erfahrung aller Zeiten rechtfertigt diese Art Instinkt. Die Früchte der schönsten Unternehmungen solcher Art sind nur zu bekannt⁵⁷⁾.

41.

Wende ich diese allgemeinen Grundsätze auf einen Sonderfall an, z. B. auf die große Frage der Parlamentsreform, welche die Geister in England so stark und schon so lange erregt, so fühle ich mich angesichts der großen Gefahr aller Neuerungen, die bloß auf menschlichen Theorien beruhen, und ohne mich für befähigt zu halten, durch bloßen Vernunftschluß ein entscheidendes Urtheil zu fällen, doch zu dem Glauben geneigt, daß dieser Reformgedanke unheilvoll ist und daß die Engländer es zu bereuen haben werden, wenn sie ihm zu lebhaft nachgehen. „Aber“, sagen die Anhänger der Reform (und das ist ihr großes Argument), „die Mißbräuche sind offenbar und unbestreitbar. Kann aber ein tatsächlicher Mißbrauch, ein Fehler verfassungsmäßig sein?“ — Ja, allerdings kann er das sein, denn jede Staatsverfassung hat wesentliche Fehler, die mit ihrer Natur zusammenhängen und von ihr unzertrennlich sind. Und was alle Neuerer einschüchtern sollte, diese Fehler können mit den Umständen verschwinden, so daß selbst mit dem Nachweis, daß ein Mißstand neu

⁵⁵⁾ Difficile est mutare in melius. Zanotti nach dem *Transunto della R. Academia di Torino*, 1788—89, S. 6.

⁵⁶⁾ *Adversus*, oder wenn man diesen Gedanken kürzer und ohne jede grammatische Freiheit ausdrücken will: „Ohne Gott wird nichts besser.“ Origenes *adv. Celsum*, I, 26, ed. Ruæi, Paris 1733, fol., Tom. I, S. 345.

⁵⁷⁾ Nihil motum ex antiquo probabile est. Livius XXXIV, 55. (Keine Veränderung des Hergebrachten findet Anflang.)

ist, noch nicht bewiesen ist, daß er nicht notwendig sei⁵⁸). Welcher vernünftige Mensch wird also nicht mit Zittern Hand ans Werk legen! Die politische Harmonie hängt, genau wie die musikalische Harmonie in der allgemeinen Tonleiter, von dem Gesetz der Abstimmung ab. Wollte man die Quinten ganz rein stimmen, so würden die Oktaven dissonieren, und umgekehrt. Da also die Dissonanz unvermeidlich ist, so muß man ihre Beseitigung aufgeben und sie abstimmen, indem man sie auf das ganze System verteilt. Somit ist der Fehler in der politischen wie in der musikalischen Welt ein Element der möglichen Vollkommenheit. Nur die äußere Form dieses Satzes ist paradox.

Aber, wird man vielleicht weiter fragen, wo ist die Regel, um einen zufälligen Fehler von einem zu unterscheiden, der mit der Natur der Dinge zusammenhängt und unmöglich beseitigt werden kann? — Leute, denen die Natur nur Ohren gegeben hat, werfen solche Fragen auf, aber die, welche Verstand haben, zucken die Achseln.

42.

Wenn von Mißbräuchen die Rede ist, muß man sich auch wohl hüten, politische Einrichtungen statt nach ihren ständigen Wirkungen stets nach ihren ganz bedeutungslosen Ursachen⁵⁹) zu beurteilen, oder gar nach gewissen, wenn ich so sagen darf, damit verbundenen Nachteilen, die auf Kurzsichtige leicht Eindruck machen und ihnen das Gesamtbild trüben. Da nach dem Grundsatz, den ich bewiesen zu haben glaube, die Ursache in gar keiner logischen Beziehung zur Wirkung steht und die Mängel einer an sich guten Einrichtung, wie ich oben sagte, nur eine unvermeidliche Dissonanz in der allgemeinen Tonleiter sind: wie kann man da die Einrichtungen nach ihren Ursachen und Mängeln beurteilen? Voltaire, der ein Jahrhundert lang

⁵⁸) „Wir müssen“, heißt es, „auf die Ur- und Grundgesetze des Staates zurückgehen, die durch Mißbrauch abgeschafft sind.“ Damit setzt man aber alles aufs Spiel. „Auf dieser Wagschale hält kein Recht die Probe aus, dennoch gibt das Volk solchen Reden nur zu gern Gehör.“ (Pascal, Gedanken, I, 6, Paris, Renouard, 1803, S. 121 f.)

Man kann sich nicht besser ausdrücken. Aber wie der Mensch ist! Der Mann, von dem diese Bemerkung stammt, und seine Sekte [die Jansenisten] haben nicht aufgehört, alles auf dies unfehlbar verderbliche Spiel zu setzen, und dies Spiel hat sich vollkommen bewährt. Abriens spricht Voltaire in dieser Hinsicht genau wie Pascal: „Es ist ein eitler Gedanke, eine ganz undankbare Arbeit, alles auf die alten Bräuche zurückführen zu wollen“ usw. (Essai sur les mœurs et l'esprit, Kap. 85.) Man vergleiche damit aber, was er später über die Päpste sagt, und man wird sehen, wie er seinen Grundsatz beherzigt!

⁵⁹) Wenigstens in bezug auf den Wert oder Unwert einer Einrichtung. Denn in anderen Beziehungen kann es sehr wichtig sein, danach zu fragen.

über alles geredet hat, ohne je in die Tiefe zu dringen⁶⁰), hat seinen Spott über die Käuflichkeit des Richteramts in Frankreich ausgegossen, und vielleicht kein Beispiel wird geeigneter sein, die Wahrheit der von mir aufgestellten Theorie darzutun.

„Der Beweis,“ sagt er, „daß diese Käuflichkeit ein Mißbrauch ist, liegt darin, daß sie nur aus einem andern Mißbrauch hervorgeht⁶¹.“ Voltaire täuscht sich hier nicht in der gewöhnlichen menschlichen Weise. Er täuscht sich schmähtlich, bis zur völligen Verfinsternung des gesunden Menschenverstandes. Alles, was aus einem Mißbrauch hervorgeht, ist Mißbrauch! Im Gegenteil! Es ist eins der allgemeinsten und offenkundigsten Gesetze jener zugleich verborgenen und doch offenkundigen Macht, die überall wirkt und sich jedem fühlbar macht, daß gerade aus dem Mißbrauch das Gegenmittel hervorgeht und daß ein Übel, das bis zu einem gewissen Grade gediehen ist, sich selbst aufhebt. Und das mit Recht, denn das Übel ist eine Verneinung, und sein Umfang und seine Dauer hängen von dem Umfang und der Dauer des Dinges ab, an dem es haftet und das es aufzehrt. Es ist wie ein Krebschaden, der den Körper verzehrt, aber damit auch sich selbst. Dann aber erhebt sich an Stelle des Verschwundenen notwendig etwas Neues, denn die Natur hat einen Abscheu vor allem Leeren, und das Gute . . . Allein ich entferne mich hier zu sehr von Voltaire!

43.

Sein Irrtum kam daher, daß dieser große Schriftsteller sich in zwanzig Wissenschaften zersplitterte, wie er einmal selbst sagt, und dabei immer noch die ganze Welt belehren wollte. Er hatte also selten Zeit zum Nachdenken. „Ein üppiger, verschwenderischer Hof, der durch seine Vergewandungen in Not gerät, kommt auf den Einfall, die Richterstellen zu verkaufen und schafft dadurch [was er aus freien Stücken und bei genauer Sachkenntnis nie getan hätte] einen reichen, unabschzbaren und unabhängigen Richterstand. Derart bedient sich die unendliche Macht, die im Weltall ihr Spiel treibt⁶²), der menschlichen Verderbnis, um unbestechliche Gerichte zu schaffen [soweit dies bei der menschlichen Schwachheit möglich ist].“

⁶⁰) Dante sagt zu Virgil, wobei er ihm, wie man gestehen muß, zuviel Ehre erweist: *Maestro di color che sanno* (Meister der Wissenden). Farini dagegen, obwohl voll falscher Vorstellungen, hatte doch den Mut, in seinem „Mattino“ von Voltaire zu sagen, indem er Dante parodierte: *Sei Maestro . . . di coloro che credon di sapere* (Du bist der Meister derer, die zu wissen glauben). Das Wort trifft zu.

⁶¹) Abriß über das Zeitalter Ludwigs XV., Kap. 42.

⁶²) *Ludens in orbe terrarum* (Und spielte auf seinem Erdboden), Sprüche Salom. VIII, 31.

Für das Auge des wahren Philosophen gibt es in der That nichts Wahrscheinlicheres, nichts, was mehr mit den großen Analogien und mit dem unbestreitbaren Gesetz übereinstimmt, wonach die wichtigsten Einrichtungen nie das Ergebnis einer Beratung, sondern der jeweiligen Umstände sind.

Damit ist das Problem, wie jedes andere, schon fast gelöst, wenn man es nur aufstellt. Könnte in einem Lande wie Frankreich besser Recht gesprochen werden, als durch erbliche Richter? Bejaht man diese Frage, wie ich annehme, so entsteht unmittelbar das zweite Problem: Gibt es für die Begründung und Ergänzung der Richterstellen, da sie ja erblich sein sollen, ein vorteilhafteres Mittel als das, durch welches der Herrscher auf die wohlfeilste Weise Millionen erwirbt und das zugleich den Wohlstand, die Unabhängigkeit und selbst einen gewissen Adel der höheren Richter verbürgt? Betrachtet man die Käuflichkeit nur als Mittel ihrer Erbllichkeit, so wird dieser Gesichtspunkt, welcher der wahre ist, jedem klar Denkenden sofort einleuchten. Es ist hier nicht der Ort, die Frage zu vertiefen, aber das Gesagte dürfte hinreichend beweisen, daß Voltaire sie nicht einmal gesehen hat.

44.

Denken wir uns nun an der Spitze der Staatsgeschäfte einen Mann wie Voltaire, der Leichtsinn, Unfähigkeit und Berwegenheit in glücklichem Gleichgewichte vereinigt: er wird nicht ermangeln, nach seinen törichten Theorien von den Gesetzen und Mißbräuchen zu handeln. Er wird zu 7 v. H. Geld aufnehmen, um die Ämter einzulösen, deren Besitzer nur 2 v. H. von ihrem Kapital erhielten; er wird die Öffentlichkeit durch eine Menge bezahlter Schriften bearbeiten, die den Richterstand herabsetzen und ihm das öffentliche Vertrauen rauben. Bald wird die Protektion, tausendmal törichter als der Zufall, ihre ewigen Schnitzer machen. Der tüchtige Mann, der in der Erbllichkeit keine Entschädigung mehr für seine aufgewandte Mühe findet, wird aus dem Amte scheiden, und die höchsten Richterstellen werden Abenteurern ohne Namen, ohne Vermögen und ohne Ansehen zufallen. Verschwinden wird der ehrwürdige Richterstand, bei dem Tugend und Wissenschaft mit seiner Würde erblich geworden waren, jene wahre Priesterschaft, um welche die fremden Nationen Frankreich bis zu dem Augenblick beneidet haben, wo die Astenphilosophie, die die wahre Weisheit aus allen ihren Sitzen vertrieben hat, auch hier ihrer schönen Wirksamkeit ein Ziel setzte, indem sie sie vertrieb.

45.

Das ist der natürliche Hergang der meisten Reformen, denn der Mensch kann nicht allein keine Einrichtungen schaffen, sondern auch

die Verbesserung steht ihm nur in untergeordnetem Maße und mit einer Menge gefährlicher Einschränkungen zu. Von diesen unbestreitbaren Grundsätzen ausgehend, kann jeder die Einrichtungen seines Landes mit vollkommener Sicherheit beurteilen. Er kann besonders alle jene „Schöpfer“, „Gesetzgeber“ und „Reformer“ der Völker abschätzen, die dem 18. Jahrhundert so teuer waren und deren die Nachwelt vielleicht mit Mitleid, ja mit Abscheu gedenken wird. Man hat in Europa und außerhalb Europas Kartenhäuser gebaut. Auf Einzelheiten einzugehen, wäre gehässig, aber man versagt gewiß keinem die Achtung, wenn man die Menschen, die jede andere Belehrung von sich weisen, ganz einfach bittet, sich umzusehen und die tatsächlichen Ereignisse zur Grundlage ihres Urteils zu nehmen. Der mit seinem Schöpfer verbundene Mensch ist erhaben, und seine Tätigkeit ist schöpferisch; sobald er sich aber von Gott abkehrt und auf eigene Faust handelt, hört er zwar nicht auf, mächtig zu sein, denn das ist ein Vorrecht seiner Natur, aber seine Tätigkeit ist negativ und wirkt schließlich nur zerstörend.

46.

Es gibt in der Geschichte aller Zeitalter nicht eine Tatsache, die diese Grundsätze widerlegte. Keine menschliche Einrichtung kann bestehen, wenn sie nicht von der Hand erhalten wird, die alles hält und trägt, d. h. wenn sie bei ihrer Entstehung nicht ausdrücklich Gott geweiht ist. Je mehr sie vom göttlichen Prinzip durchdrungen ist, um so länger wird sie bestehen. Seltsame Verblendung unserer Zeitgenossen! Sie rühmen sich ihrer Aufklärung und wissen doch nichts, da sie von sich selbst nichts wissen. Sie wissen nicht, was sie sind und was sie vermögen. Ein unbezähmbarer Dünkel verleitet sie immerfort, alles umzustürzen, was sie nicht geschaffen haben, und wenn sie etwas Neues schaffen, fallen sie vom Urgrund alles Daseins ab. Und doch hat selbst J. J. Rousseau sehr richtig gesagt: „Eitler, schwacher Mensch, zeige mir deine Macht, ich will dir deine Schwachheit zeigen.“ Ebenso richtig und mit größerem Nutzen könnte man sagen: „Eitler, schwacher Mensch, bekenne mir deine Schwachheit, und ich will dir deine Macht zeigen.“ Fürwahr, sobald der Mensch seine Nichtigkeit erkennt, hat er einen großen Schritt getan, denn er ist nahe daran, einen Beistand zu suchen, mit dem er alles vermag. Gerade das Gegenteil hat das verflossene Jahrhundert getan. (Ach, es ist nur dem Kalender nach zu Ende!) Man prüfe alle seine Unternehmungen, alle seine Einrichtungen, und man wird stets das Bestreben finden, die Gottheit auszuschalten. Der Mensch hielt sich für ein unabhängiges Wesen und hat einen wahrhaft praktischen Atheismus geübt, der vielleicht noch gefährlicher und strafwürdiger ist als der theoretische.

47.

Der Mensch, der durch seine eitlen Wissenschaften von dem einzigen Wissen, das nützt, abgelenkt ward, wähnte, er hätte die Macht, etwas zu schaffen, während er nicht einmal etwas zu benennen vermög. Er, der nicht einmal ein Insekt oder einen Moosstengel hervorbringen könnte, hielt sich für den unmittelbaren Schöpfer der Souveränität, des wichtigsten, heiligsten und grundlegendsten Dinges in der sittlichen und politischen Welt⁶³). Er wähnte, daß diese und jene Dynastie regiert, weil es dies und jenes Volk so will, während er doch überall die unwiderleglichsten Beweise vor Augen hat, daß jede Dynastie regiert, weil sie von einer höheren Macht erkoren ist. Wenn er diese Beweise nicht sieht, so ist es, weil er die Augen schließt oder weil er zu dicht davor steht.

Der Mensch glaubte auch, er hätte die Sprachen erfunden, während es doch nur von ihm abhängt, zu erkennen, daß jede menschliche Sprache *e r l e r n t* und niemals *e r f u n d e n* wird und daß sich im Bereiche der menschlichen Fähigkeiten keine Hypothese ausdenken läßt, die die Entstehung oder die Mannigfaltigkeit der Sprachen mit dem geringsten Anschein von Wahrscheinlichkeit erklären kann. Der Mensch wähnte, er könnte Völker begründen, d. h. mit anderen Worten, er könnte jene nationale Einheit schaffen, kraft deren ein Volk so ist, wie es ist, und nicht wie ein anderes. Er glaubte schließlich, da er die Macht hätte, Einrichtungen zu schaffen, erst recht die Macht zu haben, sie anderen Völkern zu entlehnen und sie fix und fertig bei sich einzuführen, mit dem gleichen Namen, wie bei jenen Völkern, um die gleichen Vorteile davon zu haben wie sie. Die französischen Zeitungen liefern uns in dieser Hinsicht ein merkwürdiges Beispiel.

48.

Vor einigen Jahren fiel es den Franzosen ein, in Paris gewisse Wettrennen einzurichten, die in einigen Tagesblättern ernstlich „Olympische Spiele“ genannt wurden. Der Gedankengang der Erfinder oder Erneuerer dieses schönen Namens war höchst einfach. Man sagte sich: „An den Ufern des Alpheios hielt man Wettrennen zu Fuß und zu Pferde ab. Man tut nun ein Gleiches an der Seine, folglich ist es das gleiche.“ Nichts ist einfacher als dieser Schluß.

⁶³) „Der Grundsatz, Alle rechtmäßige Gewalt geht vom Volke aus, ist edel und hat den Augenschein für sich. Dennoch wird er durch das ganze Schwergewicht der Geschichte und Erfahrung widerlegt.“ Hume, Engl. Geschichte, Karl I., Kap. 59, Jahr 1642. Engl. Ausgabe, Basel 1789, S. 120.

Ich will indes nicht fragen, warum man jene Wettrennen nicht „Pariser Spiele“ statt „Olympische Spiele“ nannte, denn hier drängen sich ganz andere Betrachtungen auf. Um die Olympischen Spiele anzuordnen, wurden Orakel befragt. Götter und Heroen mischten sich ein. Man eröffnete sie nie ohne vorherige Opfer und andere religiöse Bräuche; man betrachtete sie als die großen Comitien Griechenlands, und nichts war großartiger. Gingen aber die Pariser, bevor sie ihre den Griechen nachgemachten Wettrennen einsetzten, nach Rom ad limina Apostolorum, um den Papst um Rat zu fragen? Hielten sie ein Hochamt ab, bevor sie ihre Rennpferde schwangen, um die Krämer zu belustigen? Welchen großen politischen Zweck verbanden sie mit diesen Wettrennen? Wer waren ihre Stifter? — Doch ich habe schon zuviel gefragt: der gemeinste Verstand fühlt sogleich die Nichtigkeit, ja die Lächerlichkeit dieser Nachahmung.

49.

Dennoch schrieb jemand vor einigen Jahren in einer von geistreichen Männern herausgegebenen Zeitschrift, die kein anderes Unrecht oder Unglück hatte, als sich zu den damals herrschenden Lehren zu bekennen, über jene Pariser Wettrennen die folgenden, von spaßigster Begeisterung eingegebenen Worte: „Ich sage es voraus, die Olympischen Spiele der Franzosen werden eines Tages ganz Europa nach dem Marsfeld locken. Welch kaltes, fühlloses Gemüt haben doch jene, die nichts als Wettrennen darin sehen! Ich betrachte sie als ein Schauspiel, wie es die Welt seit den Spielen in Elis, wo Griechenland sich dem versammelten Griechenland zur Schau stellte, nicht mehr gesehen hat. Nein, die Zirkusspiele der Römer, die Turniere unserer alten Ritter reichten daran nicht heran⁶²⁾.“

Ich aber glaube und weiß sogar, daß keine menschliche Einrichtung ohne religiöse Grundlage von Dauer ist, mehr noch, worauf ich wohl zu merken bitte, wenn sie nicht einen Namen trägt, der aus einer Nationalsprache stammt und aus sich selbst geboren ist, ohne vorherigen, bekannt gewordenen Beschluß.

⁶²⁾ Décade philosophique, Oktober 1797, Nr. 1, S. 31 (1809). Diese Stelle in Verbindung mit ihrem Datum hat den doppelten Vorzug, höchst spaßhaft zu sein und zum Nachdenken anzuregen. Man sieht, in welchen Vorstellungen sich die damaligen Kinder wiegten, und was sie von dem wußten, was dem Menschen vor allem nützt. Seitdem hat eine neue Ordnung der Dinge jene schönen Phantasiegebilde hinreichend widerlegt, und wenn ganz Europa in diesem Augenblick nach Paris gezogen wird, dann gewiß nicht, um die Olympischen Spiele zu sehen. (1814.)

50.

Auch die Theorie der Namen ist ein Gegenstand von höchster Bedeutung. Namen sind keineswegs willkürlich, wie so viele behauptet haben, die ihren Namen verloren haben. Gott nennt sich: „Ich bin“, und jedes Geschöpf nennt sich: „Ich bin dies oder das“. Der Name eines geistigen Wesens muß sich notgedrungen auf seine Wirksamkeit beziehen, die seine bezeichnende Eigenschaft ist; daher gereichte es im Altertum einer Gottheit zur höchsten Ehre, mehrere Namen zu besitzen, die die Mehrzahl ihrer Funktionen oder den Umfang ihrer Macht bezeichneten. Die antike Mythologie zeigt uns Artemis, wie sie noch als Kind von Zeus die Ehre der Polynomie (Vielnamigkeit) erbittet, und in den sog. orphischen Hymnen wird sie als vielnamige Göttin angeredet⁶⁵). Das heißt im Grunde nichts anderes, als daß Gott allein das Recht hat, Namen zu geben. Er hat in der That alles benannt, da er alles geschaffen hat. Er hat den Sternen und den Geistern Namen gegeben⁶⁶). Von den letzteren nennt die Bibel nur drei, aber alle beziehen sich auf die Bestimmung dieser Diener Gottes. Ebenso hat Gott den Menschen selbst Namen gegeben, von denen uns die Bibel eine nicht geringe Zahl kennen lehrt; stets beziehen sich die Namen auf ihre Verrichtungen⁶⁷). Hat Gott nicht verheißen, daß er in seinem zukünftigen Reiche den Überwindern einen neuen Namen geben werde⁶⁸), der ihren Taten entspricht? Und haben die Menschen, die nach Gottes Ebenbild geschaffen sind, ihre Sieger je auf eine feierlichere Art zu belohnen vermocht, als daß sie ihnen einen neuen Namen gaben, und zwar nach menschlicher Ansicht den allerehrenvollsten: den der überwundenen Völker⁶⁹)? Allemaal, wenn ein Mensch sein Leben und seinen Stand ändert, erhält er zumeist einen neuen Namen, vor allem bei der Taufe, bei der Konfirmation, beim Eintritt in den

⁶⁵) S. die Anmerkung zum 7. Vers der Artemishymne des Kallimachos (Ausgabe von Spannheim) und Lanzi, Saggio di letteratura etrusca, Band II, S. 241, Anm. — Die homerischen Hymnen sind im Grunde nur Sammlungen von Beinamen; das hängt gleichfalls mit der Polynomie zusammen.

⁶⁶) Jesaja XL, 26.

⁶⁷) Man denke an den größten Namen, den ein Mensch je unmittelbar von Gott empfing. Die Bedeutung des Namens wurde hier zugleich mit dem Namen gegeben, und dieser drückt genau die Bestimmung, oder, was das gleiche ist, die Macht seines Trägers aus.

⁶⁸) Offenbar. Joh. III, 12.

⁶⁹) Diese Bemerkung stammt von dem ungenannten, aber wohlbekannten Verfasser der deutschen Schrift: „Die Siegesgeschichte der christlichen Religion, in einer gemeinnützigen Erklärung der Offenbarung Johannis.“ (Nürnberg 1799, S. 89.) Gegen diese Stelle ist nichts einzuwenden.

Militär- und geistlichen Stand, bei der Freilassung eines Sklaven usw. Kurz, der Name jedes Wesens bezeichnet, was es ist, und dabei ist nichts willkürlich. Der gewöhnliche Ausdruck: „Er hat einen Namen“ oder „Er hat keinen Namen“ ist sehr richtig und bezeichnend, denn kein Mensch kann unter denen sitzen, die zum Räte gerufen werden und einen Namen haben⁷⁰⁾, wenn seine Familie nicht eine Bezeichnung trägt, die sie von anderen unterscheidet.

51.

Es geht mit den Völkern wie mit den Einzelmenschen: es gibt auch namenlose Völker. Herodot bemerkt, daß die Thraker das mächtigste Volk auf Erden sein könnten, wenn sie einig wären. „Allein“, fährt er fort, „diese Einigung ist unmöglich, denn sie haben alle verschiedene Namen⁷¹⁾.“ Eine sehr richtige Bemerkung! Es gibt auch neuere Völker, die keinen Namen haben, aber es gibt auch andere, die mehrere Namen tragen. Allein die Vielnamigkeit ist für die Völker ebenso nachteilig, wie sie für die Gottheiten des Altertums ehrenvoll schien.

52.

Da nun die Namen nichts Willkürliches haben und, wie alle Dinge, mehr oder minder unmittelbar von Gott stammen, so muß man nicht glauben, der Mensch sei auch nur befugt, den Wesen, als deren Schöpfer er sich mit einigem Recht ansehen kann, ohne weiteres Namen zu geben, je nach der Vorstellung, die er sich von ihnen macht. Gott hat sich in dieser Hinsicht eine Art unmittelbarer Entscheidung vorbehalten, die man nicht verkennen kann⁷²⁾. „O mein teurer Hermogenes!“ sagt Plato, „einer Sache ihren Namen geben, ist etwas so Großes, daß es weder einem schlechten noch einem gewöhnlichen Menschen zustehen kann. . . . Dies Recht gebührt nur einem Namengeber (Onomaturgen), d. h. anscheinend allein dem Gesetzgeber, aber von allen menschlichen Schöpfern ist der Gesetzgeber der seltenste⁷³⁾.“

53.

Und doch liebt der Mensch nichts so wie das Benennen. Er äußert das z. B., wenn er einer Sache ein bedeutungsvolles Beiwort gibt, worin sich das Talent des großen Schriftstellers und

⁷⁰⁾ 4. Mos. XVI, 2.

⁷¹⁾ Herodot, Ierpsich. V, 3.

⁷²⁾ Orig. adv. Celsum, I, 18, 24; in Exhort. ad martyr., Nr. 46, und in Anm. der Edit. Ruæi, fol., Bd. I, S. 305, 341.

⁷³⁾ Plato, im Crat. Opp., Tom. III, S. 244.

besonders des großen Dichters zeigt. Ein glücklich gewähltes Beiwort gibt dem Hauptworte Glanz, und es wird durch die neue Bezeichnung berühmt⁷⁴). Beispiele dafür bieten alle Sprachen, aber wir wollen uns an die Sprache des Volkes halten, das selbst einen so großen Namen hat, daß es ihn der Freiheit (franchise) geliehet, oder daß die Freiheit ihn von ihm erhalten hat. Welcher Gebildete kennt nicht den geizigen Acheron, die mutigen Kenner, das schamlose Bett, die schüchterne Bitte, das silberne Kaufschén, den raschen Zerstörer, die bleichen Schmeichler usw.⁷⁵).

Nie wird der Mensch seine ursprünglichen Rechte vergessen, ja man kann in gewissem Sinne sagen, er wird sie stets ausüben. Allein wie sehr sind diese Rechte durch seinen Sündenfall beschränkt worden! Folgendes Gesetz ist so wahr, wie Gott, der es gab: Der Mensch soll den Dingen, deren Urheber er ist und die er für groß hält, keine großen Namen geben. Wenn er aber bei der Namensgebung rechtlich verfahren ist, wird der gewöhnliche Name durch die Sache geadelt und groß werden.

54.

Die Regel bleibt die gleiche, mag es sich um materielle oder um politische Schöpfungen handeln. Nichts z. B. ist in der griechischen Geschichte bekannter, als der Kerameikos; es war der berühmteste Platz in Athen. Lange nachdem Athen seine großen Männer und seine politische Selbständigkeit verloren hatte, schrieb Atticus von dort an seinen berühmten Freund etwas ruhmredig: „Als ich neulich auf dem Kerameikos war“ usw. Cicero neckte ihn damit in seiner Antwort⁷⁶). Was bedeutet indes dies berühmte Wort anders als Ziegeleien⁷⁷)? Nichts ist gewöhnlicher, aber die Asche der Helden, die in diesem Boden ruhten, hatte ihn geheiligt und der Boden den Namen.

⁷⁴) „Somit,“ sagt Dionys von Halikarnas, „wiegt das Beiwort, wenn es bezeichnend und natürlich ist (ὀξελα καὶ προσφωφός), in der Rede ebensoviel wie ein Hauptwort. (Über die homerische Poesie, Kap. 6.) In gewissem Sinne kann man sogar sagen, daß das Beiwort mehr gilt als das Hauptwort, denn es hat das Verdienst der Schöpfung ohne die Mängel der Sprachneuerung.

⁷⁵) Ich entsinne mich keines berühmten Beiwortes von Voltaire. Doch vielleicht läßt mich mein Gedächtnis im Stich.

⁷⁶) „So viel zur Beantwortung deiner Wendung: Als ich neulich auf dem Kerameikos war“ usw. Cicero ad Atticum, 1, 10.

⁷⁷) In weiterem Sinne auch Töpferei. [Der Kerameikos war der Töpfermarkt in Athen; an ihn stieß der neuerdings von deutscher Hand wieder völlig freigelegte Friedhof mit seinen berühmten Grabstellen. — V. überf.]

Merkwürdig genug ist es, daß das gleiche Wort Tuilerien (Ziegeleien), das einst als Name eines Begräbnisplatzes berühmt war, über Zeit und Raum hin von neuem einen Palast berühmt machte. Die Macht, die in den Tuilerien wohnte, dachte nicht daran, ihnen einen großartigen Namen zu geben, der einigermaßen ihrer Würde entsprach. Hätte sie diesen Fehler begangen, so konnte es leicht geschehen, daß die gleiche Stätte kurz darauf von Gaunern und Dirnen bewohnt wurde.

55.

Ein anderer Grund, wiewohl aus weniger hoher Sphäre, sollte uns gleichfalls veranlassen, uns vor prunkvollen, a priori erfundenen Namen zu hüten. Da sich der Mensch innerlich fast stets der Mängel seines Werkes bewußt ist, sucht sein gekränkter Stolz, der sich selbst nicht betrügen kann, wenigstens andere zu täuschen und erfindet darum einen ehrbaren Namen, der gerade die fehlenden Vorzüge betont. So wird der Name, anstatt die Trefflichkeit des Werkes zu bezeugen, zum wahren Bekenntnis der ihm anhaftenden Mängel. Das 18. Jahrhundert, das an allen denkbaren Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten so reich ist, hat auch in dieser Hinsicht eine Fülle merkwürdiger Beispiele von Büchertiteln, Sinnprüchen, Inschriften und dergleichen mehr geliefert. Liest man z. B. auf dem Titelblatt eines Hauptwerkes jener Zeit die Worte:

Tantum series junctaturaque pollet,
Tantum de medio sumptis accedit honoris,

so kann man den hochtrabenden Wahrspruch getrost austreichen. Man braucht das Buch gar nicht aufzuschlagen, und kann doch ohne die mindeste Gefahr einer Ungerechtigkeit dreist hinschreiben:

Rudis indigestaque moles
Non bene junctarum discordia semina rerum.

In der That ist das Chaos das Bild dieses Buches, und das Motto drückt genau das aus, was ihm fehlt.

Liest man auf dem Titelblatt eines anderen Buches: „Philosophische und politische Geschichte“ usw., so kann man sicher sein, daß die unter diesem Titel angepriesene Geschichte weder philosophisch noch politisch ist, und wenn man sie gelesen hat, wird man überdies noch wissen, daß sie das Werk eines Narren ist. Wagt ein Mensch unter sein eigenes Bildnis zu setzen: Vitam impendere vero, so kann man ohne weiteres annehmen, daß es das Bild eines

Lügners ist, und er selbst wird es in einer Umwandlung von Ehrlichkeit zugeben. Lieft man unter einem anderen Bildnis die Worte: Postgenitis hic carus erit, nunc carus amicis, so fällt einem sofort das Original ein, aus dem sie so geschickt entlehnt sind, aber man ändert sie unwillkürlich in: „Ich hatte Anbeter, aber nicht einen Freund.“ Und fürwahr: nie vielleicht gab es einen Schriftsteller, der weniger für die Freundschaft geschaffen und weniger würdig war, Freundschaft einzulösen.

Werke und Unternehmungen anderer Art geben zu der gleichen Bemerkung Anlaß. Wenn z. B. die Musik bei einem berühmten Volke plötzlich zur Staatsangelegenheit gemacht wird, wenn der in jeder Hinsicht verblendete Zeitgeist dieser Kunst eine falsche Bedeutung zuschreibt und ihr einen falschen Schutz gewährt, der ganz verschieden von dem ist, dessen sie bedürfte, kurz, wenn man man ihr unter dem alten, klangvollen Namen „Odeon“ einen Tempel errichtet, so ist das ein untrüglicher Beweis, daß die Kunst im Niedergang ist, und niemand wird sich wundern, daß bald darauf ein berühmter Kritiker des Landes etwas derb sagte, nun könnte man auch unbedenklich an den Giebel jenes Tempels schreiben: „Zimmer zu vermieten⁷⁸⁾.“

56.

Doch, wie gesagt, diese Bemerkung ist nur von untergeordneter Bedeutung. Kehren wir zu der allgemeinen Regel zurück, daß der Mensch nicht (oder nicht mehr) das Recht hat, den Dingen Namen zu geben. Man bemerke wohl: die ehrwürdigsten Namen haben in allen Sprachen einen gewöhnlichen Ursprung. Nie steht der Name im Verhältnis zur Sache, stets macht die Sache erst den Namen berühmt. Der Name muß sozusagen mit der Sache keimen und gedeihen, sonst ist er falsch. Was bedeutet das Wort Thron ursprünglich? Einen Sessel oder gar Schemel. Was bedeutet Zepter?

⁷⁸⁾ „Dieselben Stücke, deren Aufführung im alten Musiktheater mich einst entzückte, machen mir jetzt im Odeon bei weitem nicht den gleichen Eindruck. Unsere Künstler haben die Tradition jenes Meisterwerkes [das Stabat mater von Pergolese] verloren; es ist für sie in einer fremden Sprache geschrieben. Sie spielen die Noten, ohne ihren Geist zu verstehen. Ihre Ausführung ist eiskalt, seelenlos, ohne Gefühl und Ausdruck. Auch das Orchester selbst spielt mechanisch und so schwächlich, daß alle Wirkung verloren geht. . . Die alte Musik [welche?] wetteiferte mit der höchsten Poesie, die unsere nur mit dem Vogelzwitschern. Möchten doch unsere modernen Virtuosen aufhören. . . erhabene Kompositionen zu verstümmeln. . . Möchten sie sich (besonders) nicht mehr an Pergolese wagen; er ist für sie zu stark.“ (Journal de l'Empire, 28. 3. 1812.)

Einen Stock, um sich darauf zu stützen⁷⁹⁾. Aber der Stab der Könige wurde bald vor allen übrigen ausgezeichnet, und in dieser neuen Bedeutung besteht der Name nun seit dreitausend Jahren.

Gibt es etwas Edleres in der Literatur und etwas Schlichteres in seiner Entstehung als das Wort Tragödie⁷⁹⁾? Und welchen Aufstieg hat gar das fast abstoßende Wort drapeau (Lumpen) in unserer Sprache erlebt, nachdem es durch die Lanzen der Krieger erhoben und geadelt worden? Eine Menge anderer Namen beständigen mehr oder minder unseren Grundsatz, so die Worte Senat, Diktator, Konsul, Kaiser, Kirche, Kardinal, Marschall usw. Zum Schluß noch zwei Namen für hervorragende Würden der neueren Zeit: Connétable und Kanzler. Der erstere bedeutet ursprünglich nichts als Stallmeister⁸¹⁾ und der zweite einen Mann, der hinter einem Vitter sitzt, um nicht von der Menge der Bittsteller überlaufen zu werden.

57.

Es gibt also zwei untrügliche Kennzeichen für den Wert aller menschlichen Schöpfungen, welcher Art sie auch seien, nämlich die Grundlage und den Namen. Wenn man diese beiden Regeln richtig versteht, so vergreift man sich nicht in der Anwendung. Ist die Grundlage rein menschlich, so kann das Gebäude nicht von Bestand sein. Je mehr Menschen dabei beteiligt waren, je mehr Beschlüsse, Wissenschaft und besonders Geschriebenes, kurz, menschliche Kräfte dabei in Wirkung treten, um so unhaltbarer ist die Einrichtung. Nach dieser Regel ist besonders all das zu beurteilen, was von Herrschern oder von Versammlungen für die Gesittung, die Verfassung oder die Wiedergeburt der Völker unternommen worden ist.

⁷⁹⁾ Im zweiten Gesang der Ilias will Odysseus die Griechen hindern, ihr Unternehmen feig aufzugeben. Wenn er inmitten des Aufruhrs, den die Unzufriedenen erregt haben, einem König oder einem Edlen begegnet, sucht er ihn mit sanften Worten zu überreden, kommt ihm aber ein Mann aus dem Volke (*δηρὸν ἄνδρα*) in die Quere, so versetzt er ihm kräftige Stoßschläge. (Ilias, II, 198 ff.)

Man hat es einst dem Sokrates zum Verbrechen gemacht, daß er die Worte des Odysseus bei jenem Aufruhr benutzte, um dem Volk zu beweisen, daß es nichts weiß und nicht vorstellt. (Xenophon, Memorab. Socr. I, II, 20.)

Auch Pindar kommt für die Geschichte des Zepters in Frage. An der Stelle, wo er in der Geschichte von dem alten König von Rhodos erzählt, der seinen Schwager auf der Stelle erschlug, berichtet er, er habe ihn in einer Zorneswallung und ohne schlechte Absicht geschlagen, doch sein Zepter sei zum Unglück von zu hartem Holz gewesen. (Olymp. VII, B. 49—55.) Eine gute Lehre, um die Zepter zu erleichtern.

⁸⁰⁾ Bocksgefäng. — D. Übers.

⁸¹⁾ Connétable ist nur eine gallische Zusammenziehung aus Comes stabuli, dem Gefolgsmann des Fürsten, dem der Marstall unterstand.

58.

Je mehr hingegen eine Einrichtung auf göttlichen Grundlagen beruht, um so dauernder ist sie. Der größeren Klarheit wegen empfiehlt es sich übrigens, zu bemerken, daß das religiöse Prinzip sich seiner Natur nach in doppelter Weise äußert, als *schöpferisch* und als *erhaltend*. Da es erstens stärker auf den menschlichen Geist wirkt als jedes andere, so löst es erstaunliche Kräfte aus. Sobald der Mensch z. B. durch die Glaubenslehre überzeugt ist, daß es für ihn von größtem Vorteil sei, seinen Leib nach dem Tode so unberührt wie möglich zu erhalten, ohne daß dreiste oder entweihende Hände ihn antasten können, so wird er, wenn er die Kunst des Einbalsamierens erschöpft hat, schließlich ägyptische Pyramiden erbauen. Zweitens wird das religiöse Prinzip, das schon durch das, was es schafft, so gewaltig ist, noch ungleich gewaltiger durch das, was es abwehrt, indem es alles, was es in seinen Schutz nimmt, mit Heiligkeit umgibt. Wird ein gewöhnlicher Stein geheiligt, so entgeht er den Händen derer, die ihn verrücken oder entstellen könnten. Die Erde ist mit Zeugnissen dieser Wahrheit bedeckt. So sind die durch die frommen Grabgebräuche erhaltenen etruskischen Vasen trotz ihrer Zerbrechlichkeit in viel reicherm Maße auf uns gekommen, als die marmornen und bronzenen Denkmäler der gleichen Zeit⁸²⁾. Will man also etwas erhalten, so weihe man es.

59.

Die zweite Regel, die der Namen, ist, wie ich glaube, nicht minder klar und entscheidend als die erste. Wird der Name durch eine Versammlung verfügt, geht er aus einer vorherigen Beratung hervor und greift er somit der Sache selbst vor, ist er hochtrabend⁸³⁾; steht er in grammatischer Beziehung zu der Sache, die er bezeichnen soll, ist er endlich aus einer fremden, insbesondere einer alten Sprache entlehnt, so finden sich alle Merkmale der Wichtigkeit in ihm vereint, und man kann sicher sein, daß Name und Sache binnen kurzem verschwinden werden. Das Gegenteil bekundet die Rechtmäßigkeit und verbürgt folglich die Dauer der Einrichtung. Man hüte sich wohl, diese Sache zu leicht zu nehmen. Der wahre Philosoph darf niemals die Sprache außer Augen lassen; sie ist das rechte Barometer, dessen Schwankungen unfehlbar das gute und schlechte Wetter anzeigen. Um

⁸²⁾ Mercure de France, 17. Juni 1809, Nr. 413, S. 679.

⁸³⁾ Wenn z. B. ein Mensch, der kein Souverän ist, sich selbst Gesetzgeber nennt, so ist das ein sicherer Beweis, daß er es nicht ist. Wagt eine Versammlung sich gesetzgebend zu nennen, so beweist das nicht nur, daß sie es nicht ist, sondern auch, daß sie den Verstand verloren hat und daß sie binnen kurzem zum Spott der ganzen Welt werden wird.

indes bei dem hier behandelten Gegenstand zu bleiben, ist es gewiß, daß die unmäßige Einfuhr von Fremdwörtern, namentlich deren Anwendung auf nationale Einrichtungen jeder Art, zu den untrüglichen Anzeichen des Niederganges eines Volkes gehört.

60.

Sollte aber die Entstehung aller Reiche, sollten die Fortschritte der Gesittung und das übereinstimmende Zeugnis aller Geschichte und aller Überlieferung noch nicht hinreichen, um uns zu überzeugen, so würde der Untergang der Reiche den Beweis vollenden. Wie das religiöse Prinzip alles geschaffen hat, so hat auch das Fehlen dieses Prinzips alles zerstört. Die Sekte Epikurs, die man die antiken Freidenker nennen könnte, setzte zunächst alle Regierungen herab, die ihr zu ihrem Unglück Einlaß gewährten, und zerstörte sie dann. Überall war ein Lutrez der Vorbote Cäsars.

Aber alle älteren Erfahrungen verschwinden vor dem schrecklichen Beispiel, das uns das letzte Jahrhundert gegeben hat. Noch von seinen Dünsten umnebelt, sind die Menschen zumeist noch lange nicht kaltblütig genug, um es in seinem wahren Lichte zu sehen, und besonders, um die nötigen Folgerungen daraus zu ziehen. Es ist daher von höchstem Belang, alle Blicke auf diese Schreckenszene zu richten.

61.

Religionen hat es auf Erden stets gegeben, und stets Gottlose, die sie bekämpft haben. Der Unglaube war stets ein Verbrechen, denn da es keine, auch keine falsche Religion ohne Beimischung von Wahrheit geben kann, so gibt es auch keinen Unglauben, der nicht eine mehr oder minder entstellte göttliche Wahrheit bekämpfte. Wahre Gottlosigkeit aber kann es nur im Schoße der wahren Religion geben, und daraus folgt notwendig, daß die Gottlosigkeit in vergangenen Zeiten nie so große Übel herbeiführen konnte wie in unseren Tagen, denn sie ist um so strafbarer, je mehr das Licht der Wahrheit durchdringt. Nach dieser Regel muß man das 18. Jahrhundert beurteilen, denn in dieser Hinsicht gleicht es keinem früheren Zeitalter.

Man hört zwar gemeinlich sagen, alle Zeiten wären einander gleich und die Menschen blieben stets dieselben, aber man muß sich wohl hüten, an solche Gemeinplätze zu glauben, die aus Trägheit oder Leichtsinn erfunden werden, um sich das Nachdenken zu ersparen. Alle Jahrhunderte vielmehr und alle Völker zeigen ihren eigentümlichen, besonderen Charakter, den man sorgfältig beachten muß. Zweifellos hat es stets Laster auf Erden gegeben, aber diese Laster können nach Anzahl, Natur, vorherrschender Eigenschaft und Stärke

verschieden sein⁸⁴). Es hat auch stets Gottlose gegeben, aber vor dem 18. Jahrhundert und im Schoße des Christentums nie eine Auflehnung gegen Gott, nie vor allem eine ruchlose Verschwörung aller Begabungen gegen ihren Schöpfer. Dergleichen war erst uns zu erleben beschieden. In der Pösse wie im Trauerspiel wurde Gott gelästert, im Roman wie in der Geschichte und Physik. Die Menschen jenes Jahrhunderts haben den Genius zur Gottlosigkeit prostituiert, sie haben nach dem herrlichen Wort des sterbenden Ludwig des Heiligen „Gott und seine Gaben bekriegt“⁸⁵). Der antike Unglaube ereifert sich nie; bisweilen zieht er Vernunftschlüsse, gewöhnlich spöttelt er, aber stets ohne Bitterkeit. Selbst Lukrez wird nicht leicht verlegend; trotz seines düsteren, melancholischen Gemüths, das ihn alles schwarz sehen läßt, bleibt er selbst da, wo er die Religion beschuldigt, große Übel mit sich gebracht zu haben, stets kaltblütig. Bei den alten Religionen verlohnte es sich freilich nicht, daß der Unglaube sich gegen sie ereiferte.

62.

Als das Evangelium auf die Welt kam, wurden die Angriffe heftiger; indes bewahrten seine Feinde stets eine gewisse Mäßigung. Sie zeigen sich in der Geschichte nur von Zeit zu Zeit und stets vereinzelt. Nie sieht man eine Vereinigung oder ein förmliches Bündnis von Gottlosen, nie sind sie so fanatisch, wie wir es mitangesehen haben. Selbst Bayle, der Vater des modernen Unglaubens, gleicht seinen Nachfolgern nicht. Auch in seinen verwerflichsten Verirrungen findet man keinen großen Aufwand von Überredungskunst, noch weniger einen gereizten, parteilichen Ton. Er leugnet weniger, als er zweifelt, er erwägt das Für und Wider; oft ist er selbst beredter für die gute als für die schlechte Sache⁸⁶).

63.

Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der Unglaube eine wirkliche Macht. Sofort sieht man ihn sich mit unbegreiflicher Tatkraft nach allen Seiten ausbreiten. Überall, vom

⁸⁴) Auch die großen Verschiedenheiten in der Mischung der Tugenden sind zu beachten. Hat man die gleichen Laster zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten nachgewiesen, so glaubt man sich schulmäßig zu dem Schluß berechtigt, die Menschen seien stets die gleichen gewesen. Es gibt keinen größeren und verbreiteteren Trugschluß.

⁸⁵) Joinville, in der Sammlung der Denkwürdigkeiten zur französischen Geschichte, Oktavausgabe, Bd. II, S. 160.

⁸⁶) Man sehe z. B., mit welcher zwingender Logik Bayle in dem Artikel Leukippos seines philosophischen Wörterbuchs den Materialismus bekämpft.

Palast bis zur Hütte, schleicht er sich ein und verheert alles. Er hat unsichtbare Wege, eine verborgene, aber untrügliche Wirksamkeit, deren Mittel auch der scharfe Beobachter nicht stets zu entdecken vermag. Durch ein unbegreifliches Blendwerk erwirbt er sich selbst die Liebe derer, deren Todfeind er ist, und die Autorität, die er zur Schlachtbank führt, wirft sich betört in seine Arme, bevor sie den Todesstoß erhält. Aus dem bloßen System wird alsbald ein förmliches Bündnis, das sich rasch zum Komplott auswächst und endlich zu einer großen europäischen Verschwörung wird.

64.

Jetzt zeigt sich zum erstenmal jene Art von Gottlosigkeit, die dem 18. Jahrhundert allein eigentümlich ist. Es ist nicht mehr der Ton kalter Gleichgültigkeit oder höchstens die boshafte Ironie des Skeptizismus, es ist tödlicher Haß; es ist der Ton des Jornes, ja oft der Wut. Die Schriftsteller jener Zeit, wenigstens die bedeutendsten, behandeln das Christentum nicht mehr als harmlose menschliche Verirrung, sie verfolgen es wie einen Todfeind, bekämpfen es bis aufs Messer. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod, und — was fast unglaublich erschiene, hätten wir nicht die traurigen Beweise vor Augen — mehrere jener Männer, die sich Philosophen nannten, gingen vom Haß auf das Christentum zum persönlichen Haß gegen seinen göttlichen Stifter über. Sie haßten ihn wirklich, wie man einen lebenden Feind haßen kann. Zwei Männer besonders, auf denen für ewig der Fluch der Nachwelt ruhen wird, taten sich durch diese Art von Ruchlosigkeit hervor, die alle schlimmen Kräfte der verderbtesten menschlichen Natur zu übersteigen scheint.

65.

Da indes ganz Europa seine Gefittung dem Christentum verdankt und dessen Diener in allen Ländern eine bedeutende politische Stellung erlangt hatten, waren die bürgerlichen und religiösen Einrichtungen eigenartig miteinander versflochten und gleichsam amalgamiert, so daß auf alle europäischen Staaten mehr oder minder das Wort Gibbons über Frankreich zutrif: dies Reich sei von Bischöfen gegründet worden. Es war also unvermeidlich, daß die Philosophie des Jahrhunderts alle sozialen Einrichtungen haßte, die sie von dem religiösen Prinzip nicht zu trennen vermochte. So geschah es denn auch. Alle Regierungen, alle Staatseinrichtungen Europas mißfielen ihr, weil sie christlich waren, und in dem Maße, wie sie es waren, wuchs die Abneigung der öffentlichen Meinung, und allgemeine Unzufriedenheit ergiff die Gemüter. In Frankreich besonders kannte die philosophische Raserei keine Grenzen mehr, und

alsbald vernahm man aus dem schuldbeladenen Europa nur noch eine furchtbare Stimme, die aus Millionen von Stimmen zusammenschwoll.

66.

„Laß uns endlich!⁸⁷⁾ rief sie. Sollen wir denn ewig vor Priestern zittern und von ihnen die Belehrung empfangen, die ihnen beliebt? In ganz Europa wird die Wahrheit durch den Dunst der Weihrauchfässer verhüllt; es wird Zeit, daß sie aus dieser schlimmen Wolke hervortritt. Wir wollen auch zu Kindern nicht mehr von dir sprechen; mögen sie, wenn sie erwachsen sind, selbst erfahren, ob du bist, was du bist und was du von ihnen forderst. Alles Bestehende mißfällt uns, denn auf allem steht dein Name. Wir wollen alles zerstören und alles ohne dich wieder aufbauen. Fort mit dir aus unseren Beratungen, unseren Schulen, unseren Häusern, wir können allein handeln, die Vernunft genügt uns. Laß uns!“

Wie hat Gott diesen furchtbaren Wahnwitz gestraft? Er hat ihn gestraft, wie er das Licht schuf, mit zwei Worten. Er hat gesagt: „Lut es!“ Und die ganze politische Welt stürzte zusammen. So treffen die beiden Zweige der Beweisführung wieder zusammen, um auch den Kurzsichtigsten zu überzeugen. Einerseits ist das religiöse Prinzip bei allen politischen Schöpfungen entscheidend, und zweitens geht alles unter, wo es fehlt.

67.

Europa ist schuldig, weil es diesen großen Wahrheiten die Augen verschloß, und weil es schuldig ist, muß es leiden. Indes stößt es immer noch die Einsicht zurück und verkennet die Hand, die es züchtigt. Wenige in diesem materialistischen Geschlecht sind imstande, den Zeitpunkt, die Natur und das Ausmaß gewisser Verbrechen zu begreifen, die von einzelnen, von Völkern und von Herrschern begangen sind. Noch wenigere aber begreifen die Art der Buße, die diese Verbrechen erfordern, und das anbetungswürdige Wunder, welches das Böse zwingt, mit eigener Hand den Platz zu säubern, den der ewige Baumeister zu seinen wunderbaren Bauten ersehen hat. Die Menschen dieses Zeitalters haben ihren Entschluß gefaßt. Sie haben sich zugeschworen, ihre Augen nur auf die Erde zu heften⁸⁸⁾.

⁸⁷⁾ Dixerunt Deo: Recede a nobis! Scientiam viarum tuarum nolumus. (Sie sagten zu Gott: Hebe dich von uns, wir wollen von deinen Wegen nichts wissen.) Hiob XXI, 14.

⁸⁸⁾ Oculos suos statuerunt declinare in terram. Psalm XVII, 11.

Doch es wäre unnütz, ja vielleicht gefährlich, noch mehr auf Einzelheiten einzugehen. Es ist uns geboten, die Wahrheit mit Liebe zu bekennen⁸⁰⁾. Man soll sie zudem in gewissen Fällen nur mit Ehrfurcht bekennen, und trotz aller denkbaren Vorsicht würde der eingeschlagene Weg auch für den ruhigsten und bestgesinnten Schriftsteller schlüpfrig werden. Zudem ist die Welt stets so übertoll von bösen und tiefverdorbenen Menschen, die, wenn sie gewisse Dinge ahnen könnten, auch ihre Bosheit verdoppeln und sich gleichsam so strafbar machen könnten wie die aufrührerischen Engel. Ach, mögen sie lieber noch tiefer zum Tier herabsinken, wenn das noch möglich ist, als die ganze Höhe des Frevels erreichen, dessen Menschen fähig sind! Verblendung ist ohne Zweifel eine schreckliche Strafe, aber bisweilen läßt sie doch etwas Raum für die Liebe. Das ist alles, was ich gegenwärtig zu sagen für nützlich halte.

W a i 1809.

⁸⁰⁾ Ἀληθεύοντες ἐν ἀγάπῃ. Ephes. IV, 15. Ein unübersetzbarer Ausdruck. Die Vulgata, die sich mit Recht lieber richtig als lateinisch ausdrückt, sagt: Facientes veritatem in caritate. [Luther: „Lasset uns rechtfchaffen sein in der Liebe.“]

Leben und Werke de Maistres.

Graf Joseph de Maistre ist am 1. April 1753 zu Chambéry in Savoyen geboren. Sein Vater François-Xavier de Maistre war Präsident des savoyischen Senates, d. h. der höchsten Gerichtsbehörde des Königreichs. Entscheidenden Einfluß auf die innere Entwicklung des geistig regsamen Knaben hat die Mutter ausgeübt, eine herbe, streng kirchlich gesinnte Frau. Der Sohn hing an ihr mit inniger Liebe und hat ihrer bis in sein Alter hinein voller Verehrung gedacht. Im übrigen bietet der Bildungsgang des jungen Edelmannes nichts, was ihn von seinen Altersgenossen unterschiede. Er besuchte die Jesuitenschule, studierte in Turin die Rechte und trat im Jahre 1774 als „substitut surnuméraire de l'avocat général du Senat“ in den Staatsdienst ein. In demselben Jahr verlor er seine Mutter durch den Tod. Kurz darauf starb auch der Vater. Josef de Maistre wurde Senator und heiratete ein savoyisches Edelfräulein, Mlle de Morand.

Nichts deutete vorläufig darauf hin, daß de Maistre einmal einen Ehrenplatz in der Geschichte der politischen Theorie einnehmen sollte. Sein äußeres Leben vollzog sich ohne Reibung im Rahmen eines milden aufgeklärten Absolutismus. In den Aufzeichnungen und Briefen des jungen de Maistre liegen religiöse und rationalistische Denkmotive noch friedlich und ungeschieden beieinander. Seine Erstlingschrift „Discours sur la vertu“ (1775) verrät den Einfluß Rousseaus. Daneben trieb der junge Aristokrat theologische und okkultistische Studien und unterhielt rege Beziehungen zu dem Kreise, den der französische Mystiker Saint-Martin in Lyon um sich sammelte. Nur hin und wieder flammt in den Briefen jener Jahre eine tiefe Unzufriedenheit mit diesem „Musterndasein“ empor.

In dieses Jdthll schlug der Ausbruch der Revolution wie ein jäher Blitz ein. Ihre Ideen hatten, durch die Gleichheit der Sprache begünstigt, schon früher Eingang in Savoyen gefunden. Und als im Jahre 1792 die Franzosen in das Königreich einmarschierten, war es mit der geistigen Neutralität de Maistres vorbei. Er schlug sich

zur Gegenpartei und begab sich mit seiner Familie nach Lausanne. Dort hatte sich ein geistig hochstehender Kreis von Gegenrevolutionären aller Schattierungen gesammelt, und dort versuchte sich der nunmehr vierzigjährige de Maistre zum erstenmal als theoretischer Verfechter der Restauration. Er hatte seinen inneren Beruf gefunden. 1793 ließ er anonym seine „Lettres d'un royaliste savoisien“ erscheinen. Ferner arbeitete er damals an einer Satire „Bienfaits de la révolution“ und an den „Études sur la Souveraineté“, die jedoch beide erst aus seinem Nachlaß veröffentlicht wurden. Diese drei Schriften enthalten den Kern seiner politischen Theorie im Keime: „Die Souveränität ist göttlichen Ursprungs. Die Revolution ist eine Strafe Gottes. Franzosen, schart euch um euren legitimen König!“ Eine abschließende weltanschauliche Begründung gab de Maistre diesen Gedankengängen in den 1796 erschienenen „Considérations sur la France“. Diese Schrift ist die erste, welche de Maistre unter seinem Namen in die Welt gehen ließ. Sie wurde zum Brevier der Emigranten und trug seinen Ruf als politischer Denker weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus.

Inzwischen aber nahmen die Ereignisse einen Lauf, der de Maistres Prophezeiungen Lügen zu strafen drohte. Napoleon sprengte das österreichisch-sardinische Bündnis und nötigte den König Karl Emanuel unter Abtretung Savoyens zum Frieden und zu einer Allianz mit Frankreich. De Maistre folgte dem Ruf seines Monarchen und begab sich 1797 nach Turin. Doch sollte seines Bleibens dort nicht lange sein. Die beständigen Übergriffe der französischen Besatzung nötigten den König, seine Hauptstadt heimlich zu verlassen. Auch de Maistre ging zum zweitenmal ins Exil. In abenteuerlicher Flucht eilte er den Po abwärts nach Venedig. — Durch das Eingreifen der Russen schienen sich jetzt die Voraussetzungen unseres Denkers zu erfüllen. Die Franzosen mußten Italien räumen, und der Regentschaftsrat rief den König nach Turin zurück. Diesmal aber hintertrieb Osterreich die Rückkehr des legitimen Monarchen, weil es selbst auf Piemont ein Auge geworfen hatte. Diese Hinterhältigkeit verfeindete die Donaumonarchie nicht nur mit ihrem russischen Bundesgenossen. Sie trug ihr auch den glühenden Haß de Maistres ein, den sein König inzwischen zum régent de la chancellerie royale der Insel Sardinien ernannt hatte. Der Graf mußte sich von seiner Familie trennen. Er begab sich nach Cagliari, während seine Gattin nach Savoyen eilte, um den Rest ihres Besitzes zu retten. Die Trennung sollte mehr als 10 Jahre währen.

Napoleons Wiedereingreifen beraubte den König von Savoyen endgültig seines festländischen Besitzes. Da sich mit Waffengewalt

gegen Bonaparte nichts ausrichten ließ, wollte Viktor Emanuel, der 1803 seinem Bruder Karl Emanuel gefolgt war, nunmehr den Weg diplomatischer Verhandlungen beschreiten und Rußland für sich interessieren. Er sandte deshalb den Grafen de Maistre 1803 an den Hof des Zaren. Hier hat unser Denker mehr als ein Jahrzehnt im Interesse seines Königs gewirkt. Zunächst schien seine Aufgabe völlig unlösbar. In einer geradezu entwürdigenden äußeren Lage — er besaß nicht einmal einen Pelz, sein Diener war ein russischer Verbrecher, der in der Exterritorialität der Gesandtschaft Schutz gesucht hatte —, dazu beständig durch das kleinliche Mißtrauen seines eigenen Monarchen gequält, hat es de Maistre verstanden, sich langsam eine Stellung am russischen Hofe zu verschaffen. Er setzte es durch, daß der Zar dem König von Sardinien eine Subvention zahlte und daß das russische Ultimatum von 1804 die Restauration Piemonts forderte. Aber auch diesmal schlugen Napoleons Waffenerfolge die Hoffnungen de Maistres nieder. Zwar Ulm und Austerlitz nahm unser Denker in seinem Haß gegen Oesterreich nicht tragisch. Und in der Niederlage von Jena sah er nur eine gerechte Strafe Gottes für die Opportunitätspolitik, die Preußen seit 1795 getrieben hatte. Mit größtem Interesse verfolgte er dagegen den Winterfeldzug 1806/07. Kämpfte doch sein Sohn Rudolf, den er 1805 zu sich nach Petersburg gerufen hatte, unter den russischen Fahnen mit. Um so fürchterlicher traf ihn nach dem kurzen Jubel über den halben Sieg bei Preußisch-Eylau die Kunde von der Niederlage bei Friedland und dem Frieden von Tilsit. Angesichts der glänzenden Erfolge des Imperators und des französisch-russischen Bündnisses wurde selbst de Maistre irre. Er faßte den Plan, die Sache seines Monarchen Napoleon selbst vorzutragen und wandte sich zu diesem Zwecke, — ohne Vorwissen seines Königs, aber mit Billigung des Zaren, — an Coulaincourt, den französischen Botschafter in Petersburg. Dieser kühne Schritt aber hatte nicht nur bei Napoleon keinen Erfolg, sondern er trug unserem Denker noch obendrein einen scharfen Verweis der sardinischen Regierung ein.

Und doch datiert gerade von dieser Epoche tiefster Niedergeschlagenheit der Aufstieg de Maistres als Diplomat und als Denker. In dem Maße, wie die Freundschaft zwischen Frankreich und Rußland erkaltete, wuchs der Einfluß des Grafen am Hofe von Petersburg. Seine großen grundsätzlichen Schriften entstanden in dieser Zeit, vor allem der „Essai sur le principe générateur des constitutions politiques“ (1809) — die stärkste Verdichtung seiner politischen Theorie —, oder sie wurden wenigstens in Angriff genommen, wie die „Soirées de Saint-Petersbourg“ und das Buch „Du Pape“, und verschafften ihm überall Beachtung und Ansehen. Der russische

Kultusminister holte den Rat de Maistres für die Reform des russischen Bildungswesens ein und gab ihm so Gelegenheit, sich zu den Vorzügen des Erziehungssystems der Jesuiten zu bekennen. Das Jesuitenkolleg Polock wurde auf seine Fürbitte zur Universität erhoben. Auch mit dem Zaren selbst trat de Maistre in nähere Fühlung. Nach dem Sturze seines Günstlings Speranski schien sich Alexander endgültig von seinen liberalen Anwandlungen abzuwenden. Jedenfalls ließ er den Ratschlägen de Maistres, der die Bauernbefreiung und die Verbreitung der Bildung in den Massen widerrieth, ein williges Ohr. Den Gipfelpunkt seines Einflusses aber erklomm de Maistre, als sich der Zar für die bevorstehende Auseinandersetzung mit Napoleon seinen literarischen Beistand erbat. Der Graf sagte zu unter der Bedingung, daß sich sein König mit dieser Tätigkeit einverstanden erklären würde.

Dieser Vorbehalt scheint indessen die Eitelkeit des Zaren schon verletzt zu haben. Es kam hinzu, daß man sich am russischen Hofe durch die zahlreichen Übertritte zum Katholizismus, die eine Folge der jesuitischen Lehrtätigkeit waren, beunruhigt fühlte. De Maistre fiel zwar nicht gerade in Ungnade, aber er wurde doch aus dem Hauptquartier wieder nach Petersburg geschickt. So mußte er sich damit begnügen, den letzten Akt des großen weltgeschichtlichen Dramas aus der Ferne mit anzusehen. Aber während seine Prophezeiungen in Erfüllung gingen, blieben ihm neue Demütigungen nicht erspart. Sobald die Niederlage Napoleons gewiß war, hatte de Maistre seinem Könige geraten, sich über seine Entschädigungsansprüche klar zu werden und einen Vertreter bei der Friedenskonferenz vorzusehen. Im geheimen mag unser Denker darauf gehofft haben, selbst dieser Vertreter zu werden. Sicher mußte ihn die Möglichkeit reizen, seine politischen Ideen vor dem Forum der europäischen Staaten zu verfechten. Aber Viktor Emanuel übergang seinen treuesten Diener und schickte zudem noch ein Sondergesandten in der Person des Grafen Balbo an den Zaren. Es war doch ein recht schwaches Pflaster auf die Wunde, wenn der Monarch dem Grafen endlich gestattete, seine Familie nach Petersburg kommen zu lassen.

Auch der Friedensschluß mußte de Maistre tief enttäuschen. Der erste Pariser Friede riß sein Heimatland Savoyen in zwei Teile auseinander. Auch traten die liberalen Neigungen des Zaren wieder unverhüllt hervor. Der zweite Pariser Friede machte den ersten Fehler zwar wett. Aber seinen alten Einfluß auf Alexander I. vermochte de Maistre nicht wiederzugewinnen. Der Zar entglitt ihm mehr und mehr. Mystische Einflüsse gewannen bei ihm die Oberhand. Ihr Ausdruck ist die „Heilige Allianz“, deren überkonfessionelle

Tendenz de Maistre offen mißbilligte. 1817 wurde de Maistre endlich von seinem König aus Petersburg abberufen. Ein russisches Kriegsschiff brachte ihn nach Frankreich. Der überaus freundliche Empfang, den er in Paris und in Turin fand, konnte die Enttäuschung über den Fehlschlag der Restauration nur vorübergehend mildern. Sein scharfes Auge erkannte nur allzu gut, daß die verhaßten revolutionären Ideen überall unter der Asche weiterglommen. Ein hoher Posten im Staatsdienst lohnte seine Aufopferung. Er wurde zum „régent de la grande chancellerie du royaume“ ernannt. Aber seine Kraft war gebrochen. Es schmerzte ihn tief, daß sein Hauptwerk „Du Pape“, das 1819 in Lyon erschien, nur in dem kleinen Kreise der eigentlichen Traditionalisten Anerkennung fand. Die meisten Franzosen fühlten sich durch die antigallikanische Tendenz des Buches verletzt. Auch die Kurie blieb stumm. Die Heirat seines Sohnes Rudolf war die letzte Freude des greisen Edelmannes. Er starb am 26. Januar 1821, also wenige Monate vor seinem großen Gegner Bonaparte, dem Sohne der verhaßten Revolution. Ein gütiges Schicksal hat es ihm erspart, den Ausbruch der piemontesischen Revolte und ihre Unterdrückung durch die Oesterreicher mitzuerleben.

 Literatur.

Joseph de Maistre, Œuvres complètes. 14 Bde. u. 1 Registerband. Lyon 1884 ff.

Sainte-Beuve, Portraits contemporains. Paris 1846. Bd. II.

— — Causeries du lundi. Paris 1851—62. Bd. IV u. XV.

F. Brunetière, Joseph de Maistre et son livre du Pape. (Revue des deux mondes 1906.)

G. Cogordan, Joseph de Maistre. Paris 1894.

Fr. Descostes, Joseph de Maistre avant la révolution. 2 Bde. Tours 1893.

— Joseph de Maistre pendant la révolution. Tours 1895.

— Joseph de Maistre orateur. Chambéry 1896.

— Joseph de Maistre inconnu. (Le Correspondent 1904.)

Faguet, Politiques et moralistes du XIX^e siècle. Paris 1891—99. Bd. I.

J. C. Glaser, Graf Joseph de Maistre. Berlin 1865.

E. Grasset, Joseph de Maistre, sa vie et son œuvre. Paris 1901.

G. Goyau, La pensée religieuse de Joseph de Maistre. (Revue des deux mondes 1918 u. 1921.)

Latreille, Joseph de Maistre et la Papauté. Paris 1906.

— Joseph de Maistre et le Jansénisme. (Revue d'Histoire Littéraire de la France 1900.)

— Bossuet et Joseph de Maistre. (Ebenda 1904/05.)

M. de Lescure, Le comte Joseph de Maistre et sa famille. Paris 1893.

J. Mandoul, Joseph de Maistre et la politique de la maison de Savoie. Paris 1900.

A. de Margerie, Le comte de Maistre, sa vie, ses écrits, ses doctrines. Paris 1883.

L. Moreau, Joseph de Maistre. Paris 1879.

M. Neyron, Joseph de Maistre et l'absolutisme. (Études publiées par les Pères de la Compagnie de Jésus 1908.)

Fr. Paulhan, Joseph de Maistre et sa philosophie. Paris 1893.

A. Röck, Die philosophischen Ideen des Grafen Joseph de Maistre. Dissertation, München 1912.

A. Savaète, Étude sur Joseph de Maistre. Paris 1908.

H. v. Sybel, Joseph de Maistre. (Histor. Zeitschr. 1859.)

Namenverzeichnis.

(Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

- Adrianopel, Schlacht 46.
 Alexander I., Zar 20, 178.
 Alexander der Große 46, 50.
 Albigenser 47.
 Amerika, Aufstand 46.
 Anna, Königin und Regentin von Frankreich 49, 50.
 Antraigues, Emmanuel Louis Graf v., franz. Publizist und Diplomat 113.
 Araber 49.
 Attila 46.
 Augustus, röm. Kaiser 45, 46, 50.
 Austerlitz, Schlacht 177.
 Azincourt, Schlacht 48.
 Babeuf, François, Noë, Haupt einer kommunistischen Verschwörung 57.
 Baco, Roger, Theologe 154.
 Bacon, Francis, engl. Philosoph 72.
 Bailly, Präsident der ersten franz. Nationalversammlung 36.
 Balbo, Graf Cesare, italienischer Staatsmann 178.
 Barclay, John, Dichter 79.
 Barère de Vieuzac, franz. Konventsmitglied 31.
 Batteux, Charles, franz. Ästhetiker 71.
 Bayle, Pierre, franz. Freidenker 171.
 Bellarmin, Robert, gelehrter Jesuit 141.
 Bergier, Theologe 131.
 Bignon, Baron, franz. Diplomat und Geschichtsschreiber 130.
 Blackstone, Sir William, engl. Jurist 86.
 Bonald, Vicomte de, franz. Staatstheoretiker 8, 19, 22.
 Bossuet, Jacques Bénigne, franz. Theologe und Staatstheoretiker 15, 16, 17, 18, 33.
 Boulainvilliers, Graf Henri, franz. Staatstheoretiker 18.
 Bourbonen 109.
 Bourdaloue, Louis, franz. Kanzelredner 153.
 Bourgogne, Herzog von 18.
 Bouvines, Schlacht 47.
 Buffon, Graf von, franz. Naturforscher 48.
 Burgund, Herzog Johann von 47.
 Burke, Edmund, engl. Politiker und Staatstheoretiker 72, 74.
 Cagliari, Hauptstadt der Insel Sardinien 176.
 Calvin 48.
 Campe, Joachim Heinrich, Jugendschriftsteller 154.
 Carlowitz, Friede von 45.
 Cäsar 46, 47, 170.
 Châlons, Schlacht 46.
 Chambéry (Geburtsort Joseph de Maistre) 175.
 Charette de la Contrain, franz. Royalist 31.
 Chateaubriand, Vicomte de, franz. Schriftsteller 8, 20, 21, 22.
 Chouans, Anhänger d. Königtums i. d. Vendée 94.
 Chrystippus, stoischer Philosoph 72.
 Chrysopolis, Schlacht 46.
 Chrysostomos, Kirchenvater 143.
 Cibalis, Schlacht 46.
 Cicero 132, 165.
 Cimbern und Teutonen 46.
 Clarendon, Eduard, Graf von, engl. Historiker 121.
 Collot d'Herbois, franz. Revolutionär 31.
 Condé, Prinz Ludwig Joseph 106.
 Condorcet, Marquis von, franz. Philosoph 50, 65, 75, 151.

- Coulaincourt, franz. Botschafter in Petersburg 177.
 Cromwell, Lord-Protector von England 118, 121, 128.
 Culloden, Schlachtort 109.
- Dahome, König von 45.
 Damiens, versuchte Ludwig XV. zu ermorden 37.
 Damiette, Belagerung 47.
 Dante 158.
 Decius Publius Mus, röm. Consul 51.
 Desolme, Jean Louis, Staatsrechtslehrer 87, 133.
 Drouet, Jean Baptiste, franz. Politiker 31.
 Dschingis-Khan 47.
 Dumas, Alexander Davy, franz. General 44.
 Dumouriez, Charles François, franz. General 31.
- Eduard III., König von England 47.
 Elisabeth, die heilige 51.
 Elisabeth, Madame, Schwester Ludwigs XVI. 113.
 Epikur, griech. Philosoph 170.
 Euripides, griech. Dramatiker 50.
- Fénelon, Erzbischof und Schriftsteller 18.
 Fleury, Cardinal, franz. Minister 81, 84.
 Fontenay, Schlacht 47.
 Franz I. von Frankreich 48, 50.
- Gibbon, Edward, engl. Historiker 139, 155, 172.
 Gregor VII., Papst 145.
 Grofius, Hugo, niederländischer Staatsmann 39.
 Guelfen und Ghibellinen 47.
- Hampden, John, engl. Politiker 121.
 Heinrich III. von Frankreich 99.
 Heinrich VIII. von England 87.
 Hobbes, Thomas, engl. Philosoph 10, 16, 130, 138.
 de l'Hospital, franz. Kanzler 84.
 Hume, David, engl. Philosoph und Historiker 69, 71, 86, 122, 134, 161.
 Hussiten 48.
- Jngolsbby, engl. General 114.
 Jacob II. von England 106, 109.
 Jena, Schlacht 177.
 Joinville, Jean de, franz. Historiker 171.
 Jones, Sir Williams, engl. Orientalist 155.
 Joseph II., Kaiser 48.
 Johann, Herzog von Burgund 47.
- Karl I. von England 35, 48, 49, 114.
 Karl II. von England 89.
 Karl V., Kaiser 48.
 Karl der Große 45, 47.
 Karl Martell 47.
 Karl Emanuel, König von Savdien 176.
 Konstantin, röm. Kaiser 46.
- Lafontaine, Jean de, franz. Dichter 94.
 Lambert, John, engl. General 114.
 Lamemais, Robert de, franz. Schriftsteller 48.
 Lancaster, Nebenlinie des engl. Königshauses 48.
 St. Léger, Heiliger, franz. Bischof und Staatsmann 81.
 Leibniz, G. W. von, Philosoph 144.
 Leo X., Papst 50.
 Leukippos, griech. Philosoph 171.
 Licinius, röm. Kaiser 46.
 Locke, John, engl. Philosoph 10, 71, 72, 130.
 Louis, Herzog von Orleans 47.
 Ludwig IX., der Heilige 171.
 Ludwig XI. von Frankreich 84.
 Ludwig XIV. 15, 50, 66, 84, 87, 115, 153.
 Ludwig XV. 87.
 Ludwig XVI. 35, 36, 51, 113, 114.
 Ludwig XVIII. 87, 89, 94.
 Lufrez, röm. Dichter 170, 171.
 Luther 48.
- Mably, Gabr. Bonnet de, franz. Publizist 146.
 Machiavelli, Niccolò 71.
 Maistre, François Xavier de (Water von Joseph d. M.) 175.
 Mallet-Dupan, franz. Publizist 87.
 Malta, Belagerung 48.
 Malthus, Th. Robert, engl. Nationalökonom 125.

- Maria Stuart, Königin von Schottland 48.
 Marie Antoinette, Königin von Frankreich 113.
 Marius, Gajus, röm. Feldherr 46.
 Mill, James, engl. Nationalökonom 138.
 Mirabeau, Graf, franz. Politiker 32, 36.
 Mohacs, Schlacht 48.
 Mohammed 47.
 Mohammed II., Sultan 48.
 Monk, engl. General 114, 122.
 Montaigne, de, M. F., franz. Moralphilosoph 86.
 Montesquieu, Baron de, franz. philos. polit. Schriftsteller 18, 54, 71, 72.
 Montlosier, franz. Politiker 8, 18, 19, 20, 22.
 Muratori, Ludovico Antonio, ital. Gelehrter 152.
 Napoleon I. 176, 178.
 Nepos, Cornelius, röm. Geschichtsschreiber 99.
 Nifopolis, Schlacht 47.
 Normannen 47.
 Origenes, Kirchenvater 65, 156.
 Orleans, Herzog Louis von 47.
 Oßelin, franz. Revolutionsmann 36.
 St. Ouen, Heiliger, franz. Bischof und Staatsmann 81.
 Paraguay, Mission in 151, 153.
 Pascal, Blaise, franz. Theolog und Philosoph 65, 31, 157.
 Payne, Thomas, engl. Schriftsteller 69, 134.
 Pelagius, Feldherr 47.
 Perikles, athenischer Staatsmann 50.
 Philipp IV., der Schöne, König von Frankreich 47.
 Plato 141, 143.
 Plutarch, griech. Schriftsteller 54, 70, 72, 152.
 Poitiers, Schlacht 47.
 Preußisch-Oslau, Schlacht 147.
 Pipin I., Regent der Franken 47.
 Quiberon, Schlacht 108, 117.
 Raftatt, Frieden 45.
 Rijswijk, Frieden 45.
 Robespierre, franz. Revolutionär 31, 33, 37, 39, 61, 79, 92, 104.
 Rousseau, Jean Jacques 57, 63, 77, 82, 118, 146, 151, 160, 175.
 Saint-Martin, Marquis de, franz. Theosoph 175.
 Saint-Pierre, J. B. de, franz. Schriftsteller 117.
 Saint-Simon, Graf, Gründer des Sozialismus 18.
 Saint-Victor, Richard von, Theologe 149.
 Salvaterra, Vater, Apostel Kaliforniens 152.
 Sarazenen 47.
 Sidney, Algernon, engl. Staatsmann 68.
 Siméon, Graf, franz. Abgeordneter 77.
 Soliman II., Sultan 48.
 Speranski, Graf Michael, russischer Staatsmann 178.
 Stuarts, die 109.
 Sulla, Lucius Cornelius, röm. Diktator 46.
 Syrakus, Zerstörung 47.
 Tacitus, röm. Historiker 137.
 Tamerlan (Timur-Leng), Mongolenherrscher 47.
 Tarquinius Superbus, König von Rom 33.
 Thouret, franz. Revolutionär 36.
 Tilsit, Frieden 177.
 Titus, röm. Kaiser 46.
 Totila, König der Ostgoten 46.
 Tours, Schlacht 47.
 Ulm, Schlacht 177.
 Baucanson, franz. Mechaniker 76.
 Viktor Emanuel I., König von Sardinien 177 f.
 Voltaire 22, 29, 157, 158, 159, 165.
 Wien, Belagerung 48.
 Xenophon, griech. Schriftsteller 150.
 York, engl. Königsgeschlecht 48.
 Zeno, griech. Philosoph 72.

Klassiker der Politik

Herausgegeben von
Friedrich Meinecke und **Hermann Oncken**

BAND I

Thomas Morus . Utopia Aberseht von Gerbard Ritter. Mit einer Einleitung von Hermann Oncken. Mit einem Bildnis nach der Ritzzeichnung Holbeins

BAND II

Niccolò Machiavelli . Discorsi Politische Betrachtungen über die alte und die italienische Geschichte. Verdeutsch und eingeleitet von Fr. v. Oppeln-Bronikowsti. Mit einem Bildnis nach dem Gemälde in den Affizien

BAND III

Severinus von Monzambano (Samuel v. Pufendorf) Über die Verfassung des Deutschen Reiches. Verdeutsch und eingeleitet von H. Breßlau. Mit einem Bildnis nach einem Stich von S. Biesendorf

BAND IV

Abbé Castel de Saint-Pierre Der Traktat vom Ewigen Frieden 1713. Deutsche Bearbeitung von Fr. v. Oppeln-Bronikowsti. Mit einer Einführung von Wolf g. Michae

BAND V

Friedrich der Große Die politischen Testamente. Aberseht von Fr. v. Oppeln-Bronikowsti. Mit einer Einführung von Gustav Berthold Volz. Mit einem Bildnis nach dem Gemälde von Graff

BAND VI

Wilhelm von Humboldt Eine Auswahl aus seinen politischen Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Siegfried Raehler. Mit einem Bildnis nach der Zeichnung von F. Krüger

BAND VII

Drei große Amerikaner Hamilton · Jefferson · Washington
Auszüge aus ihren Werken, ausgewählt u. eingeleitet von Privatdozent Dr. A. Rehn, überseht von Helga Rehn

BAND VIII

Niccolò Machiavelli . Der Fürst und kleinere Schriften. Aberseht von Ernst Merian-Senast, Einführung von Friedrich Meinecke

BAND IX

Emmanuel Sieyès . Was ist der dritte Stand?
Aberseht und eingeleitet von Dr. Otto Brand

BAND X

Richard Cobden und das Manchesterturn Schriften u. Reden
Aberseht und eingeleitet von Carl Brinkmann

BAND XI

Joseph de Maistre Betrachtungen über Frankreich. Über den schöpferischen Urgrund der Staatsverfassungen. Aberseht von Fr. v. Oppeln-Bronikowsti. Herausgegeben von Dr. P. K. Rohden

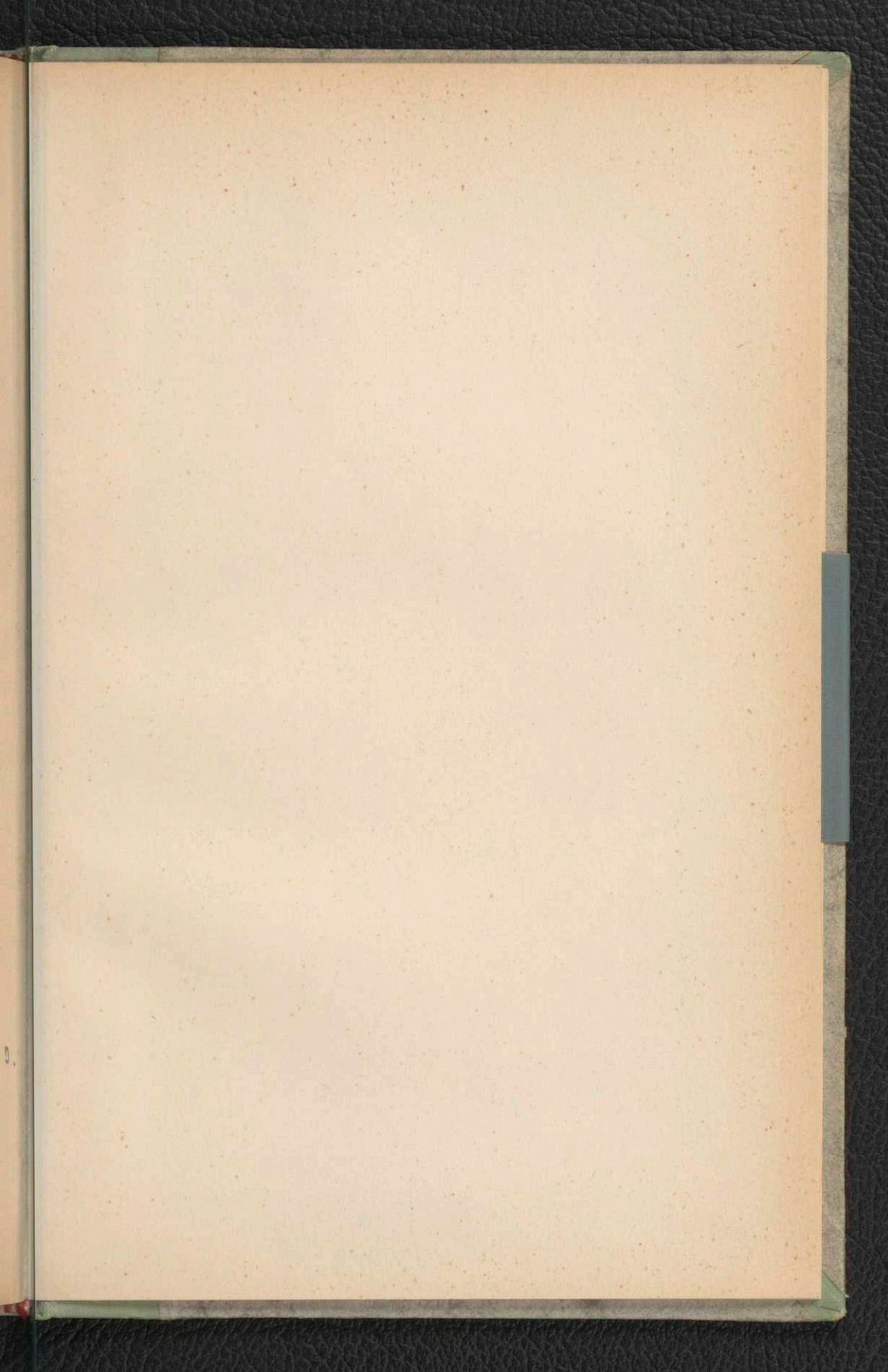
BAND XII

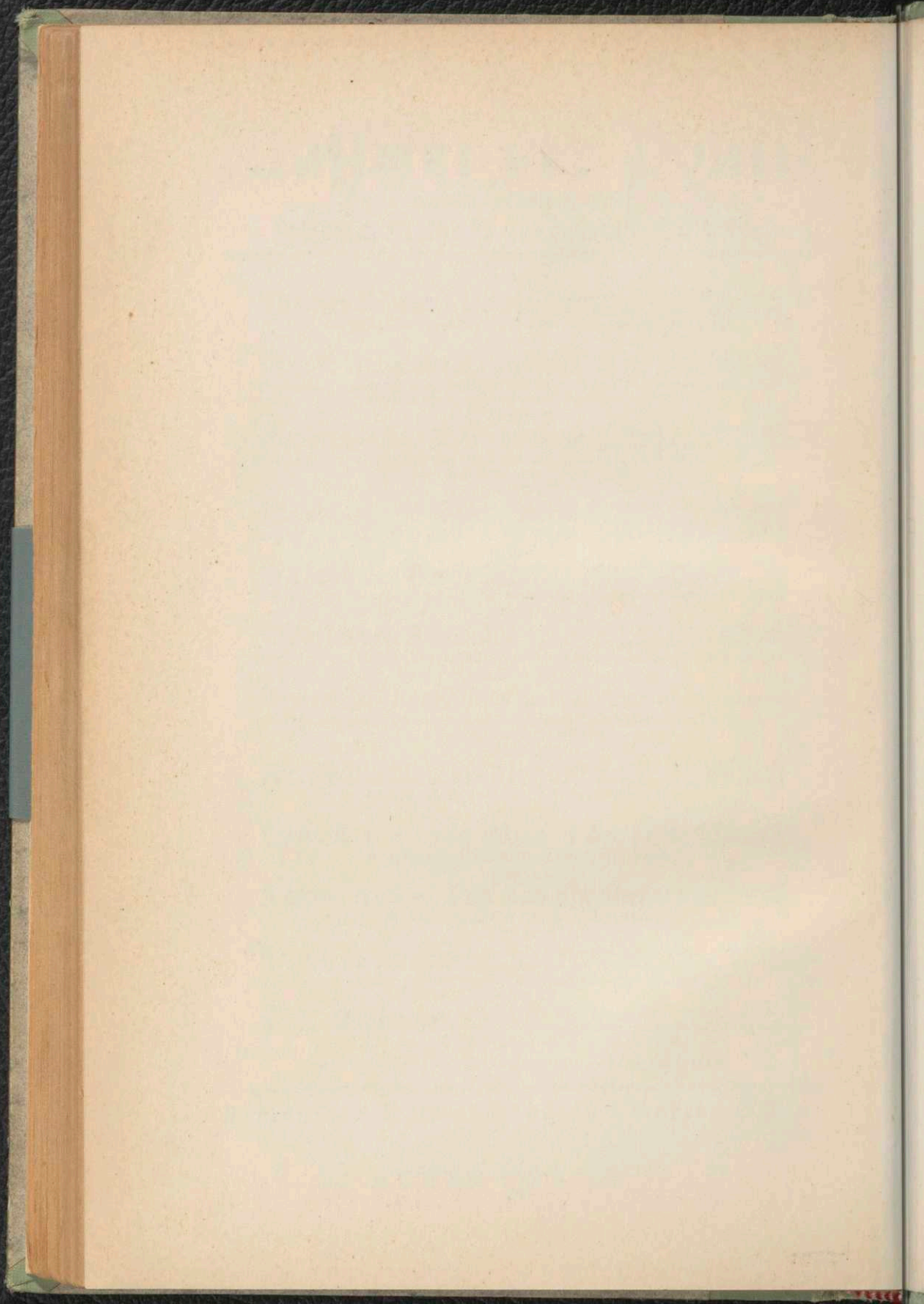
F. C. Dahlmann, Politik Auf den Grund und das Maß her gegebenen Zustände zurückgeführt. Mit einer Einführung von Dr. Otto Westphal

Ausführlicher Prospekt mit Preisangabe erhältlich.

Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

189 HC





3ZA260-0011

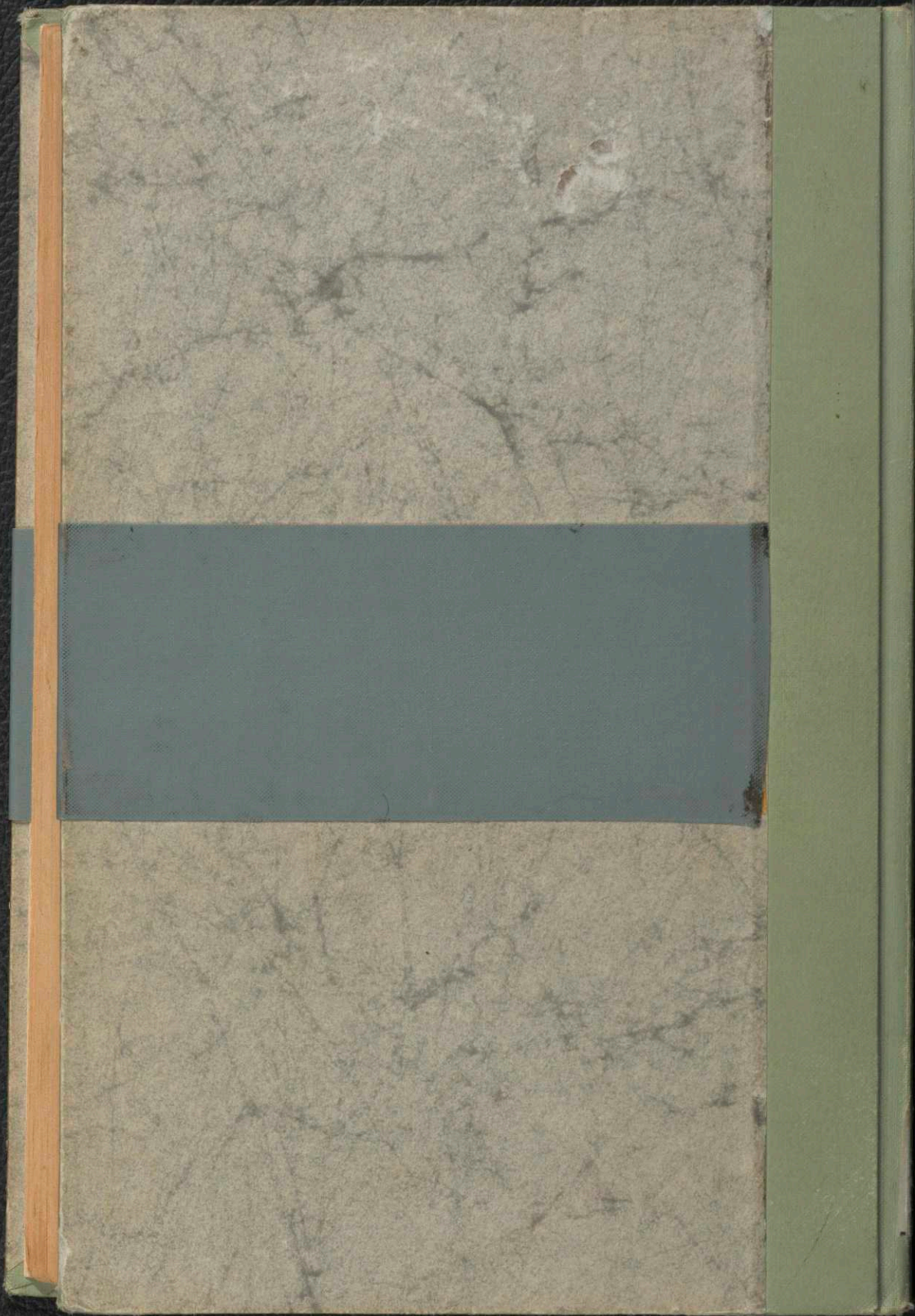
0

Freie Universität Berlin

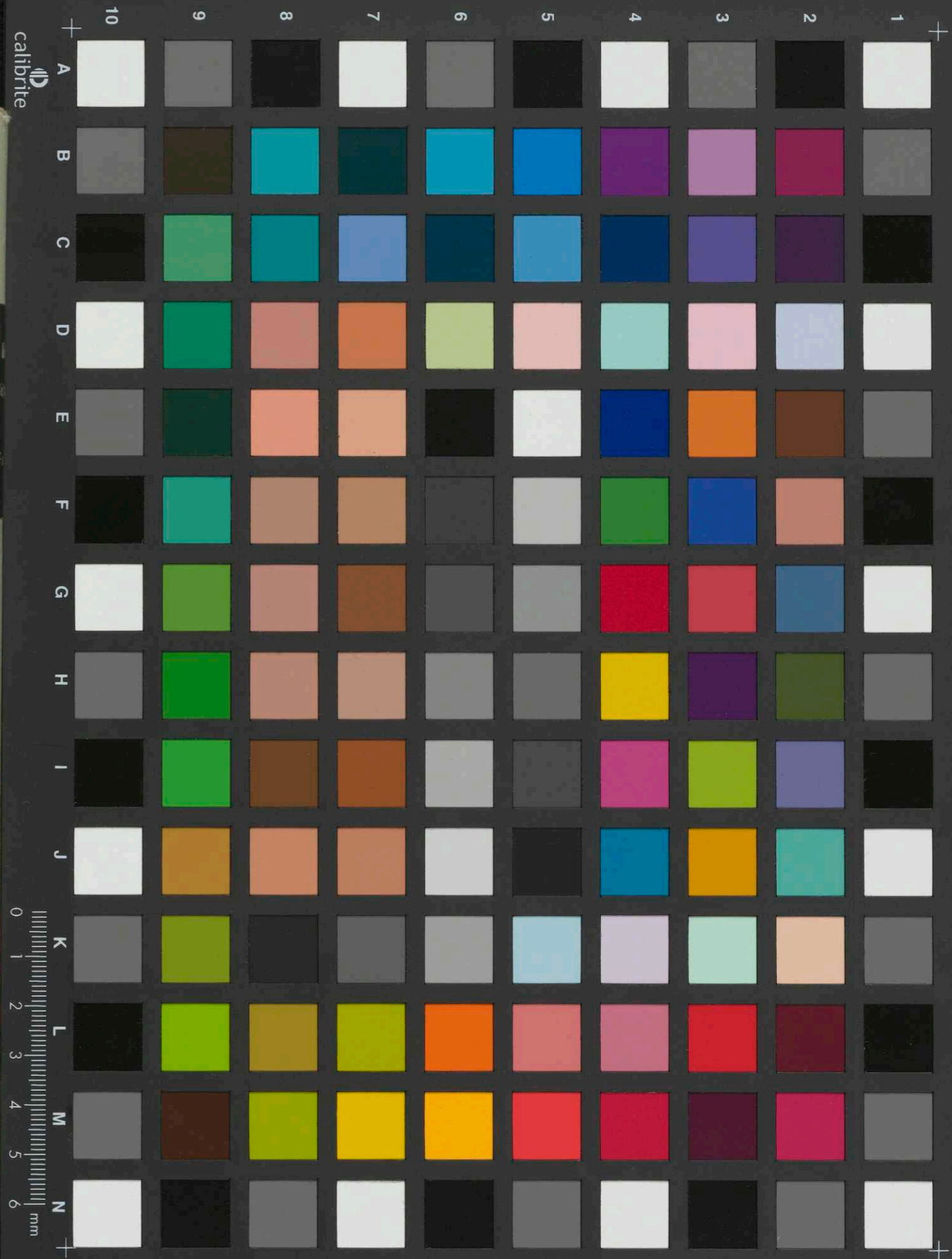


3911887/188

Buchbinderei
JACOB KOHNERT
Berlin-Charlottenburg 4
Wilmsdorfer Str. 60/61
am 17.5.63



colorchecker DIGITAL SG



calibrite

0 1 2 3 4 5 6 mm



Freie Universität  Berlin